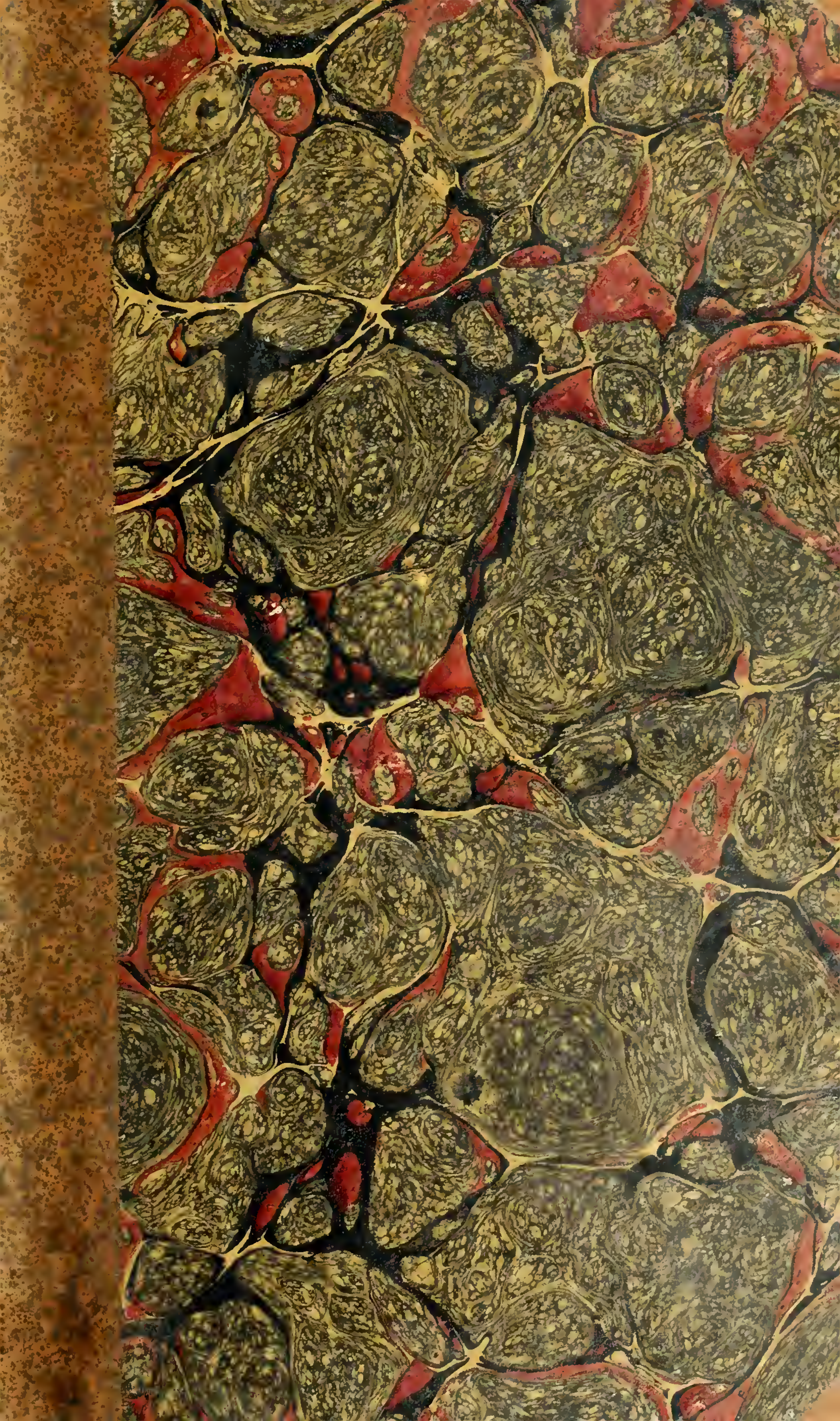


Karl Friedrich Beckers
Weltgeschichte.

Sechste Ausgabe,

neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

Sechster Theil.



Berlin,

verlegt bei Duncker und Humblot.

1829.

Inhalt des sechsten Bandes.

Mittlere Geschichte. Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von America 1273—1492.

(Fortsetzung.)

Mittlere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von America.

1273 — 1492.

(Fortsetzung.)

21. Deutschland unter König Wenceslaus.

(1378—1400.)

Nach dem Tode Kaiser Karls IV. trug die Krone von Deutschland und Böhmen sein Sohn Wenceslaus (Wenzel), ein roher, heftiger, grausamer und launenhafter Fürst. Bei dem Verhältnisse eines Königs von Deutschland zu seinen Ständen hatte diese Gemüthsart auf das Reich keinen sonderlichen Einfluß, desto größern aber in Böhmen. Anfangs folgte Wenzel noch den väterlichen Rathgebern, aber bald überließ er sich ganz seiner schlimmen Natur. Der treffliche Staatshaushalt seines Vaters ward zerrüttet; in dem sonst so sichern Böhmen wurden Räubereien und Ausplünderungen der Reisenden gewöhnlich. Im fünften Jahre seiner Regierung ließ Wenzel den Beichtvater seiner Gemahlin, den frommen Johann von Nepomuk, der ihm zu sagen verweigerte, was seine Gemahlin gebeichtet hatte, erst foltern und dann in die Moldau werfen. Grausamkeit und Blutdurst traten nun immer mehr bei ihm hervor. Er war fast stets begleitet von einem Scharfrichter, den er seinen Gevatter nannte, und hatte große Hunde um sich, welche er auf Menschen hetzte. Seine Gemahlin Johanna wurde von einem solchen Hunde in der Nacht

angefallen und erdrosselt. Er gerieth bald mit den Bürgern der Stadt Prag, mit seinen Baronen, und, wegen der Grenzen der geistlichen Gerichtsbarkeit, mit dem Erzbischofe von Prag in Streitigkeiten. Von zwei Vicaren des letztern wollte er das Geständniß erpressen, auf wessen Rath der Erzbischof handle, ließ sie deswegen auf die Folter spannen, und riß zuletzt dem Henker die Fackeln aus der Hand, um sie selbst damit zu peinigen *).

Diese und ähnliche Beweise arger Tyrannei bewogen die Böhmen endlich, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Die Vornehmsten des Herrenstandes vereinigten sich mit dem Könige Siegmund von Ungern, Wenzels Bruder, und dem Markgrafen Jobst von Mähren, einem Neffen Kaiser Karls IV., nahmen ihn zu Beraun gefangen, und führten ihn auf das Prager Schloß (1394). Der Markgraf Jobst übernahm die Verwaltung des Reichs. Aber der dritte Sohn des Kaisers, Herzog Johann von Görlitz, und Procop von Mähren, Jobsts Bruder, beide auf ihre Brüder eifersüchtig, kamen Wenzeln zu Hülfe, und auch die Stände des Deutschen Reichs nahmen diesen, ihrem Oberhaupte widerfahrnen Schimpf sehr übel, und drohten den Böhmischen Baronen mit Krieg. Wenzel ward wieder frei, unter der Bedingung, daß er die bisherigen Beschwerden abstellen, und wegen seines Gefängnisses keine Rache ausüben wolle. Allein es erneuerten sich die alten Auftritte, und der König wüthete ärger als vorher.

---

*) Einer dieser Vicare, Johann von Nepomuk, wurde nach ausgestandener Folter von der Moldaubrücke in den Fluß gestürzt. Darum halten Einige die obige Erzählung von dem gleichnamigen Beichtvater der Königin für ungegründet, da sie leicht aus dieser, welche urkundlich belegt ist, entstanden seyn kann.

Ein Fürst, der in seinem eignen Lande eine so traurige Rolle spielte, war für Deutschland so gut als nicht vorhanden, wiewol er einige Mal in die Bewegungen einzugreifen suchte, welche das Reich, und zwar besonders den südwestlichen Theil desselben, damals vorzüglich verwirrten. Es waren dies die aus der gegenseitigen Eifersucht der Fürsten, des Adels und der Städte hervorgehenden Kämpfe, und die Bündnisse, durch welche diese Reibungen unterhalten wurden (Th. V. S. 407). So bestand, seit 1367 etwa, in Schwaben eine mächtige Gesellschaft von Rittern, die sich von dem Tage ihrer Vereinigung Martinsvögel, oder von ihrem Abzeichen, einer Keule, Schlägler nannten. Andere später entstandene Vereinigungen waren die Gesellschaft mit dem Löwen, die mit den Hörnern, von St. Wilhelm, von St. Georg u. a. m. Der Bund der Schwäbischen und Fränkischen Städte, der einige Mal bis auf vierzig Glieder stieg, stand diesen Gesellschaften kräftig entgegen; zuweilen aber neigte sich selbst der Adel, sonst voll Neid auf den Reichthum der Städte, auf die Seite derselben, wenn seine Unabhängigkeit von den herrischen Fürsten bedroht ward. Durch diese mannichfache Eifersucht geschah es, daß zuweilen Fürsten, Grafen und Herren zu Städtebündnissen, Städte aber zu Adelsgesellschaften traten. Diese Massen kämpften fast unaufhörlich gegen einander, ihre Friedensverträge waren nur Waffenstillstände. An das Reichsoberhaupt wurde dabei wenig oder gar nicht gedacht. Wenzel kam zwar in den ersten Jahren seiner Regierung nach Deutschland, wonicht sein oberherrliches Ansehen geltend zu machen, doch um die Streitigkeiten zu vermitteln. Er schlug im Jahre 1383 auf einem Reichstage zu Nürnberg den Ständen vor, mit Aufhebung aller dieser einzelnen Verbin-

dungen in einen großen, das ganze Reich umfassenden Bund zu treten, der in vier Kreise oder Parteien getheilt, unter eben so vielen Hauptleuten und dem Oberregiment des Römischen Königs die Erhaltung des Friedens und der öffentlichen Sicherheit bewirken solle. Allein der Adel und die Städte glaubten, der König wolle ihre Kraft bloß vereinzeln, um sie an die Fürsten zu verrathen, und die feindliche Reibung dauerte fort, bis endlich eine entscheidende Begebenheit die Kraft des einen Theiles auf einige Zeit lähmte.

Der Erzbischof Pellegrin von Salzburg hatte sich, um Sicherheit gegen seinen Feind, den Herzog Friedrich von Baiern, zu finden, in den Schwäbischen Städtebund begeben. Als er nun 1387 von dem Herzoge gefangen genommen ward, ergriffen die Städte zu seiner Befreiung die Waffen, der Adel aber schloß sich in diesem Kampfe, der den Stolz und Freiheitssinn der Bürger brechen sollte, an die Fürsten an. Der Krieg verbreitete sich mit großen Verheerungen über Baiern, Schwaben, Franken und die Rheingegenden. Unter den Fürsten und Herren war besonders Graf Eberhard der Greiner (Zänkische) von Würtemberg thätig, und führte den Hauptschlag aus. Bei Döffingen traf er am 23. August 1388 mit seiner und seiner Bundesgenossen Kriegsmacht auf das städtische Heer. Zuerst schien sich das Glück für das letztere zu entscheiden: der junge Graf von Würtemberg fiel tödtlich verwundet. In diesem für das Glück seines Hauses und die Ehre aller Fürsten bedenklichen Augenblick, rief der alte Graf Eberhard: „Mein Sohn ist wie ein anderer Mann! wohlan, stehet tapfer, die Feinde fliehen!“ Mit diesen Worten drang er auf die Nürnberger, die wirklich alsbald flohen, und der Tag von Döffingen wurde ein großer Siegestag

der Fürsten und des Adels *). Er verhinderte, daß die Schwäbischen Städte nicht eine Eidgenossenschaft gleich der Schweizerischen bildeten. Da nun zugleich die Rheinischen von dem Kurfürsten von der Pfalz, und die Fränkischen von den Bischöfen von Würzburg und Bamberg und dem Burggrafen von Nürnberg geschlagen wurden, so war die Macht der Städte gebrochen. Sie mußten ihren besondern Bund aufheben, und einem allgemeinen Landfriedensbündnisse beitreten, welches Wenzel auf einer Fürstenversammlung zu Eger (1389) auf sechs Jahre verkünden ließ. In der That war jetzt für einige Jahre Ruhe, da aber nach dem Tode Eberhards des Greiners (1392) die Schlägler sich wieder mächtiger ausbreiteten, entstanden auch wiederum Gegenbündnisse der Fürsten und Städte und damit die alten Parteiungen.

---

22. Siege der Schweizerischen Eidgenossen über Österreich und den Adel.

(1386—1411.)

Ganz anders ging es in der Schweiz. Hier bestand, wie wir aus der frühern Erzählung wissen, ein ähnlicher Kampf, und es ist nur aus der Eifersucht zwischen den städtischen Gemeinheiten und den Landleuten zu erklären, daß sich zwischen den Schweizern und den Oberdeutschen

*) An Eberhards Seite hatte Wolf von Wunnenstein mitgefochten, sonst ein großer Feind Würtembergs, aber hier war er erschienen, weil es den Städtern galt. Nach der Schlacht lud ihn Eberhard zum Siegesmahl nach Stuttgart ein, aber Wolf wandte sein Roß und rief: „gute Nacht, es steht in alten Rechten!“ trieb auch sogleich im nächsten Dorfe eine Heerde Vieh davon. „Das alte Wölflein hat wieder Kuhfleisch geholt!“ sagte Eberhard lächelnd.

Städten nicht ein Bund bildete. Dazu kam, daß die ersteren, die durch ihre Pässe geschützt waren und ihrem Muthe vertrauten, einer solchen Vereinigung nicht bedurften, und daß die Österreichischen Fürsten alle Kunst aufboten, sie zu hindern. Darum hatten zwei Jahre vor der Schlacht bei Döffingen die Schwäbischen Städte still gesessen, als bei der stets gereizten Stimmung auf beiden Seiten neue Mißhelligkeiten ausgebrochen waren und Herzog Leopold von Österreich, Albrechts des Weisen Sohn und Herr der Vorderösterreichischen Lande, mit immer erbitterterm Gefühle einen abermaligen Versuch machte, „das verhaßte Bauernvolk" endlich zu demüthigen. Er schwur, der Schweizer trotzigen Bund im gottgefälligen Kriege zu strafen. Viele Ritter und Herren — unter ihnen Graf Eberhard von Würtemberg — die in Leopold die Blume und Zier der Ritterschaft sahen, und seine Gesinnungen gegen Bürger und Bauern theilten, waren mit ihm. In einer Zeit von zwölf Tagen ward den Eidgenossen von hundert sieben und sechzig Geistlichen und Weltlichen Fehde angesagt, und Leopold sammelte zu Baden die ritterlichen Schaaren um sich.

Bern, von den Waldstädten zur Hülfe gemahnt, entschuldigte sich mit dem noch dauernden Stillstande und der Nothwendigkeit gegen eigne und nahe Feinde gerüstet zu seyn, und vergalt den Dienst bei Laupen nicht. Aber die Eidgenossen vertrauten Gott und ihrem Arme, und erwarteten mit Ungeduld den Anfang des Kampfes. Ihr Heer, nicht mehr als eintausend dreihundert Mann stark, stellte sich in einem Walde bei Sempach auf, einem Städtchen drei Stunden von Lucern, worauf der Herzog seine Richtung nahm. Am 9. Julius 1386 sahen sie den Feind, eine wohlberittene, schön gerüstete Reiterei, etwa viertau-

send an Zahl. „Vor allem Volk glänzte Herzog Leopold von Österreich selbst, seines Alters im sieben und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachebegierig, durstig zur Schlacht" *). Die Ritter stiegen ab von den Pferden, weil die Gegend für die Reiterei nicht bequem war, oder weil man für unredlich hielt, mit ungleichen Waffen zu streiten, und stellten das Fußvolk, dem sie die Ehre des Sieges nicht gönnten, hinter sich. In fester Ordnung, wie eine eiserne Mauer, mit vorragenden Spießen, den Angriff erwartend, standen sie. Der Freiherr von Hasenburg, ein grauer Kriegsmann, warnte den trotzigen Adel, und rieth den Heranzug einer Hülfsschaar zu erwarten. Aber man spottete sein. Hasenburg, hieß es, habe ein Hasenherz. Als Einige den Herzog baten, sich nicht selbst der Gefahr auszusetzen, sprach er: „soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch, will ich siegen oder umkommen." Die Schweizer sahen nicht sobald ihre Feinde zu Fuß, als sie erst niederknieten und beteten **), und dann in einen Keil gebildet auf die Ritter losstürzten, bemüht die dicht gedrängte Schaar zu durchbrechen. Aber vergeblich; mit ihren kurzen Waffen vermochten sie nichts gegen diesen Wald von Stacheln, gegen diese Wand von Harnischen; Viele sanken. Da schwenkte sich die starre Reihe, einen halben Mond zu bilden, und die Schweizer zu umzingeln.

In diesem verhängnißvollen Augenblick, wo die Frei-

---

*) Johann v. Müller.

**) Wie das die Veind sahend, machtend Si ein Gespött daruß, sprachend: die zagen Lüt fallend nieder uff de Knie, wellend uns um Gnad bitten. Tschudi.

heit der Thäler in der größten Gefahr schwebte, faßte Arnold von Winkelried, ein heldenmüthiger Ritter aus Unterwalden, einen großen Entschluß. „Ich will euch eine Gasse machen, rief er, liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und meine Kinder." Und somit sprang er an den Feind, umfing mit seinen Armen so viel Spieße, als er vermochte, und stürzte mit denselben durchbohrt zur Erde. Die dichtgeschlossene Kette war nun gesprengt; in die Lücke drangen die Eidgenossen hinein und brachten Verwirrung unter die Ritter. Viele sanken nieder unter den Hellebarden der Schweizer, andere erstickten in der Schwüle des heißen Sommertages unter der schweren Rüstung. Da sah Herzog Leopold das Banner von Österreich sinken, und eilte hin es aufzuheben. Von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, wollte er den Tod so vieler edlen Ritter nicht überleben, und stürzte sich in das dichteste Gedränge. Hier sank er im Getümmel zur Erde nieder. Als er in der schweren Rüstung voll Schlachtwuth rang, sich empor zu heben, kam ein Mann aus Schwyz. „Ich bin der Herzog von Österreich," rief ihm Leopold entgegen, aber Jener, der es nicht hörte, oder nicht darauf achten wollte, durchstach ihn. Seinen Leib deckte Martin Malterer, Ritter von Freiburg, mit seinem eignen.

Als der Herzog erschlagen war, wollten die Ritter zu den Rossen ihre Zuflucht nehmen, aber die Hinterhut unter zwei Hauptleuten war entflohen. Nun blieb ihnen nichts übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Dadurch ward das Blutbad um so größer. Unter Denen, welche für das Haus Österreich gestritten, fiel der Schultheiß von Zofingen Niclaus Thut. Damit sich keine feindliche Gemeine des Banners seiner Stadt zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten

gefunden, den Stock des Banners zwischen den Zähnen festhaltend. Von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „das Banner von Zofingen so zu hüten wie der Schultheiß Niclaus Thut" *). Sechs hundert und sechs und funfzig war die Zahl der erschlagenen Grafen und Ritter; viele alte Häuser erloschen und der Glanz der Fürstlichen Hoflager ging auf Jahre unter. Man sprach im Lande: „Gott sey zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel."

Allein diese wollten das Gottesurtheil darin nicht erkennen, sondern hofften noch immer sich einen günstigen Ausgang zu erzwingen. Sechs Tage nach der Schlacht wurden die Eidgenossen abermals gefehdet von funfzig vornehmen Herren und dem funfzehnjährigen Leopold dem Stolzen, des bei Sempach Erschlagenen Sohn. Es wurde indeß bald ein Stillstand vermittelt, der anderthalb Jahre dauerte. Mit dem Ablaufe desselben wurde Wesen, eine Stadt, deren sich die Glarner während des Krieges bemächtigt hatten, von den Österreichern, durch verrätherisches Einverständniß mit den Bürgern, überfallen und der größte Theil der Besatzung niedergemetzelt. Als aber hierauf die Feinde, sechstausend etwa an der Zahl, tiefer in das Land eindrangen, wurden sie am 9. April 1388 von fünf hundert Glarnern und wenigen anderen Eidgenossen bei Näfels mit großem Verluste aufs Haupt geschlagen.

*) Auch von den Eidgenossen fiel mancher wackre Mann. Gleich bei dem ersten Angriff war Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Lucern, gesunken. Als ihn ein Lucerner liegen sah, eilte er auf ihn zu, seinen letzten Willen zu vernehmen, und erhielt von dem Sterbenden den ächt republikanischen Bescheid: „Sage unseren Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen Gundoldingen, und wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg."

Es folgten andere glückliche Unternehmungen der Schweizer, so daß Österreich, erschöpft, durch Familienstreitigkeiten verwirrt und in anderweitige Händel verwickelt, da der ganze Aargau bedroht war, und im Thurgau die Treue wankte, sich 1389 zu einem siebenjährigen Frieden mit den Schweizern entschließen mußte. Diese behielten, bis auf Wesen, welches sie zurückgaben, Alles was sie während des Krieges in ihre Gewalt gebracht; sie versprachen nur, künftig keinem herzoglichen Unterthan das Bürgerrecht zu geben, wenn er sich nicht in ihren Städten niederließe. So endeten die Eidgenossen, ein Jahr nach der Schlacht bei Döffingen, diesen Krieg mit den Fürsten und Herren zu ihrem unsterblichen Ruhme. 1394 wurde der Friede auf zwanzig Jahre erneuert.

Allmählig wurde der Kreis der für die Freiheit geschlossenen und behaupteten Vereinigung immer weiter. Zunächst nahmen die Appenzeller erst an dem Ruhme, dann an dem Bunde der Eidgenossen Theil. Ein Jahrhundert nach der Entstehung dieses Bundes erneuerten sie in ihren Thälern die Begebenheiten derselben. Die Abtei von St. Gallen besaß die Herrschaft über dies Bergland, und der damalige Abt Kuno, ein harter und strenger Mann, übte mannichfachen ungerechten Druck. Da standen die Appenzeller im Jahre 1400 auf, und vertrieben mit vereinter Kraft die Vögte des Abts. Als dieser nun in Verbindung mit einigen Schwäbischen Reichsstädten wider sie zog, sandte ihnen Schwyz Unterstützung, und auch Glarner Freiwillige stießen zu ihnen. Mit Hülfe derselben schlugen sie 1403 am Speicher die an Zahl ihnen weit überlegenen Feinde. Der ganze Thurgau erschrak, und die Schwäbischen Städte traten auf Vermittelung von Bern und Zürch von weiterm Kampfe zurück. Aber der

Abt und der benachbarte Adel, dessen oft hart behandelte Unterthanen die Appenzeller in ihren Schutz nahmen, forderten den Österreichischen Herzog Friedrich auf, als Haupt der Ritterschaft dem Untergange des Adels in allen oberen Landen entgegenzutreten, und Friedrich beschloß den Krieg, um den Trotz der Appenzeller zu brechen. Zu diesen gesellte sich dagegen Rudolf Graf zu Werdenberg, erbittert auf Österreich, das ihm seine Stammburg entrissen; in einem Kittel von grobem Tuch, wie die Hirten des Landes, und barfuß, um auf den Rasen besser zu treten, führte er sie gegen einen feindlichen Haufen, der in das Land eindringen wollte, und half siegen in der Schlacht am Stoß (1405); ohne ihn erfochten die Appenzeller einen zweiten Sieg bei Wolfshalden gegen den Herzog selbst, der gleichfalls in ihre Thäler hatte dringen wollen. Die Überwinder eilten den Fliehenden nach, und setzten den Krieg in den nächsten fünf Jahren mit glücklichem Erfolge fort. In Tyrol und bis an die Thur waren ihre Feinde in Schrecken, viele Landleute mit ihnen verbunden. Doch was über ihre Landmarken hinauslag, vermochten sie nicht zu behaupten; nur die Freiheit innerhalb derselben ward gesichert durch ihre feste Vereinigung mit sieben Orten der Schweizerischen Eidgenossen (Bern nahm keinen Theil daran), welche selbst dadurch neue Stärke bekamen. Österreich verlängerte 1412 seinen Frieden auf funfzig Jahre. So war seit der Sempacher Schlacht in diesen Landen die Überlegenheit gänzlich an das Volk gekommen.

---

23. Begebenheiten in Italien, König Ruprecht und die Kirchenversammlung zu Pisa.

Die Wahl des Papstes Clemens VII., mit welcher die große Spaltung der abendländischen Kirche begonnen hatte, war, wie bereits erwähnt ist (Th. V. S. 418), vorzüglich unter dem Schutze der Königin Johanna von Neapel geschehen, und Rachegedanken gegen diese gefährliche Feindin erfüllten das Gemüth Urbans VI. Johanna, welche einige Jahre vorher schon ein viertes Ehebündniß mit dem Herzoge Otto von Braunschweig (der aber den Königstitel nicht führte), eingegangen war, hatte dennoch keine Kinder, und ihr nächster Erbe, Karl der Kleine *), hatte an dem Hofe seines Vetters, des Königs Ludwigs des Großen von Ungern, wo er lebte, allen Haß dieses Fürsten und der Ungern gegen Johanna eingesogen (Th. V. S. 386 und 412). Von dieser Gesinnung die Erfüllung seines Wunsches hoffend, forderte Urban Karl und Ludwig auf, Johanna anzugreifen und vom Throne zu stoßen. Karl fand zu einem solchen Kriege bald noch dringendere Gründe als die Ermahnungen des Papstes, denn während er sich mit Plänen wider Johanna trug, wollte diese ihrerseits ihn von der Thronfolge ausschließen, und ernannte Ludwig von Anjou, einen Bruder des Königs von Frankreich Karls V., zu ihrem Nachfolger im Neapolitanischen Reiche. Mit größerer Heeresmacht, als der, die einst Karl von Anjou, um die Hohenstaufen ihres Erbes zu berauben, nach Italien geführt hatte, kam Karl der Kleine 1381, und wurde mit leichter Mühe Herr des Königreichs. Die

*) S. Th. V. S. 386 die Stammtafel.

Königin ließ er durch ein Federbett ersticken, und als der von ihr berufene Erbe, Ludwig von Anjou, herbeikam, ihren Tod zu rächen, und sich das Reich zu erobern, vertheidigte er sich nicht ohne Mühe, aber doch mit Erfolg gegen ihn. Auch befreite ihn der Tod bald von diesem Gegner. Indeß war Karl auf dem Throne noch keinesweges befestiget, er war mit dem Papste, der ihn beschützt hatte, zerfallen, und das Haus Anjou (das jüngere) hatte unter den Neapolitanischen Edeln noch eine zahlreiche und mächtige Partei. Dennoch ließ der ehrgeizige Karl sich von dem Glanze einer zweiten Krone blenden. Es war die von Ungern, wo nach dem Tode Ludwigs des Großen (1382) seine Tochter Maria unter der Vormundschaft ihrer Mutter herrschte. Karl wollte den beiden Frauen das Reich entreißen, wurde aber wenige Monate nach seiner Ankunft in Ungern auf deren Anstiften ermordet (1386). Diese Unthat rief für beide Reiche unsägliche Verwirrungen hervor. In Neapel standen zwei Parteien wider einander in den Waffen, die eine für den zehnjährigen Ladislaus, den Sohn Karls, die zweite für einen andern Knaben, Ludwig II., Sohn des in Italien gestorbenen Ludwig von Anjou. Die Barone legten den Bürgern und Landleuten ihrer Partei, unter dem Vorwande, die Herrschaft des rechtmäßigen Königs aufrecht zu erhalten, schwere Schatzungen auf, und die Güter der Gegner verheerten sie mit Feuer und Schwert. Jede dieser Parteien lehnte sich an einen der beiden Päpste, welche aber ihrerseits nicht nur den Gegner zu verdrängen, sondern auch, statt des eignen Schützlings Vortheil zu wahren, das päpstliche Ansehn im Reiche zu befördern und zu erweitern trachteten.

Wenn Neapel durch diese innere Zerrissenheit alles Einflusses auf das übrige Italien beraubt war, so trat

Mailand desto mächtiger hervor. Da der abscheuliche Tyrann Bernabo Visconti seinen Neffen Johann Galeazzo der ererbten Besitzungen zu berauben trachtete, wurde er von diesem überlistet, gefangen genommen und im Kerker vergiftet. So war Johann Galeazzo im alleinigen Besitz der ganzen Mailändischen Herrschaft, die er, ungeachtet ihrer Ausdehnung, noch unermüdet zu erweitern trachtete, ja er hoffte, ganz Italien in seine Gewalt zu bringen. So groß auch seine persönliche Feigheit war, indem er sich nie an der Spitze eines Heeres zeigte, und sich stets in einen befestigten Palast verschloß; so wenig war er doch in seinen Unternehmungen scheu und zaghaft, vielmehr zu den kühnsten geneigt. An Schlauheit übertraf er alle andere Machthaber, Gewissensbisse kannte er nicht. Er trat zuerst in Verbindung mit Franz Carrara, dem Herrn von Padua, Feltre, Belluno und Trevigio, einem steten Feinde Venedigs, wider Antonio della Scala, den Gebieter von Verona und Vicenza, auf, behielt aber, gegen den Vertrag, diese beiden Städte als Früchte des Sieges für sich, und vereinigte sich sodann mit Venedig wider seinen bisherigen Bundesgenossen. Carrara und sein Sohn fielen in Visconti's Gewalt; in ihre Länder theilten sich die Sieger. Von allen Herrschergeschlechtern, die sich seit dem Untergange der freien Verfassungen zwischen den Alpen und Apenninen erhoben hatten, waren nur noch vier, die von den Visconti nicht unterjocht und beraubt waren, Savoyen, Montferrat, Gonzaga und Este, von welchen das erste alle Händel mit Johann Galeazzo vermied, die drei übrigen seinen Winken und Eingebungen gänzlich folgten. Venedig hatte sogar seine Größe unweise befördern helfen. Nur Florenz und der jüngere Carrara, der aus seiner Haft entkommen war, kämpften muthig wider den Mächtigen

für ihre und des ganzen Italiens Freiheit, ohne jedoch seine Macht, welche späterhin noch durch die Unterwerfung der Städte Pisa, Siena und Perugia vergrößert wurde, erschüttern zu können. Dieser fehlte indeß noch ein angemeßner Titel, da Johann Galeazzo nur die eines Grafen von Virtu und, seltsamer Weise, eines kaiserlichen Statthalters führte. Hier kamen seinen Wünschen König Wenzels Geldbedürfnisse und Gleichgültigkeit für die Ehre des Reiches zu Hülfe. Denn nachdem dem Könige ein Plan, durch täuschende Versprechungen von Kriegshülfe von den Gegnern Visconti's Geld zu erlangen, mißlungen war, ließ er sich mit dem Tyrannen, den er hatte bekämpfen wollen, in Unterhandlungen ein, und verkaufte ihm für eine Summe von hundert tausend Goldgulden den Titel eines Herzogs von Mailand, für ihn und seine Nachkommen mit allen Rechten der Herzoge des Reichs (1395). Entfremdete der König dem Reiche dadurch zwar keine wirkliche Besitzung, so wenig als Johann Galeazzo einen Zuwachs an Macht erhielt, so erhöhte sich doch das Ansehn des letztern durch die Rechtmäßigkeit, deren Siegel seiner Herrschaft jetzt aufgedrückt schien, und das Reich hatte wohlbegründeten Ansprüchen für die Zukunft entsagt. Die Städte, welche das neue Herzogthum in sich begriff, waren ungefähr dieselben, welche den einst so mächtigen Lombardischen Bund gebildet hatten, an dessen Stärke und Freiheitsliebe alle Anstrengungen der mächtigen Hohenstaufischen Kaiser gescheitert waren. So groß war der seitdem eingetretene Umschwung der Verhältnisse.

Dies war der vielfach verwirrte Zustand Italiens, und die meisten anderen Staaten Europa's litten unter ähnlichen Zerwürfnissen, während das Verderben, mit welchem barbarische Eroberer im Osten drohten, sich immer

näher heranwälzte; aber nichts erregte in den geängsteten Gemüthern größere Sorge, als der fortwährende Zwist der Päpste. Im Jahre 1389 starb der Römische Papst Urban VI., der seine Regierung durch Grausamkeit geschändet hatte. Mehrere Cardinäle, die einer Verschwörung gegen ihn beschuldigt waren, ließ er furchtbar foltern, schleppte sie dann in Ketten mit sich umher, ließ sie in seiner Gegenwart nochmals eine schreckliche Tortur ausstehen und endlich erdrosseln. Sein Tod hätte eine schöne Gelegenheit herbeigeführt, der Doppelherrschaft in der Kirche ein Ende zu machen; aber die Römischen Cardinäle wollten von einer Anerkennung des Avignonschen Papstes nichts hören, und wählten einen Nachfolger Urbans, Bonifacius IX. So dauerte das Schisma fort, und mit ihm die großen Übel, die es hervorgebracht. In allen Ländern der abendländischen Christenheit herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung. Jeder Papst verfluchte den Gegner und dessen Anhang zur Hölle, woraus vielen Gemüthern, da die religiöse Überzeugung mit dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Päpste fest verwachsen war, qualvolle Zweifel entstanden. Die Grundlage der Religion und Sittlichkeit wurde erschüttert, dem Leichtsinn eine breite Thür eröffnet; jedes Laster, jeder Frevel fand kirchliche Vergebung, wenn der Verbrecher von der Partei eines Papstes zur andern überging. Es fehlte nicht an den ernstesten und stärksten Bemühungen, dieser verderblichen Verwirrung ein Ende zu machen, besonders zeichneten sich die Theologen der Universität Paris durch großen Eifer aus. Aber es erforderte noch den Kampf einiger Jahrzehende, um die freche und schamlose Selbstsucht, welcher die Päpste auf beiden Seiten das Heil der Christenheit opferten, zu besiegen. Als Clemens VII. 1394 zu Avignon starb, wählten seine Car-

dinäle, den dringendsten Ermahnungen des Königs von Frankreich und der Pariser Universität zum Trotz, einen neuen Papst, der sich Benedict XIII. nannte. In Frankreich beschloß man nun, beide Päpste zur Abdankung zu zwingen, und da sich Benedict dessen weigerte, wurde er in seinem festen Palaste zu Avignon durch Truppen eingeschlossen.

Bonifacius IX. mit den Waffen zur Entsagung zu nöthigen, übernahm König Wenzel, und erregte dadurch, obschon er die Ausführung nicht betrieb, die Feindschaft des dem Römischen Papste ganz ergebnen Erzbischofs von Mainz so sehr, daß dieser in Gemeinschaft mit dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz darauf ausging, ihm die Deutsche Krone zu rauben. Bei der Abneigung, die Wenzels untüchtiges Regiment erregt hatte, gewannen sie die Kurfürsten von Köln und Trier leicht für sich. Diese Vier forderten den König auf den 11. August 1400 förmlich nach Oberlahnstein vor, um dort vor den versammelten Fürsten über die Gebrechen seiner Regierung Rechenschaft zu geben. Da er nicht erschien, erklärten sie ihn für abgesetzt, weil er, wie sie in der darüber ausgestellten Urkunde sagten, der Kirche nicht zum Frieden geholfen, die Rechte des Reichs, namentlich durch die Einsetzung eines Herzogs in Mailand, vergeudet, den Landfrieden nicht gehandhabt und in Böhmen grausam und tyrannisch regiert habe. Die drei geistlichen Kurfürsten übertrugen hierauf ihrem Genossen Ruprecht von der Pfalz die Krone. Wenzel stellte die ganze Handlung als Hochverrath und Empörung dar, und mehrere Stände hielten fortdauernd zu ihm. Der neuerwählte König hatte unter mehreren anderen den geistlichen Kurfürsten schriftlich gethanen Zusagen auch verheißen, das Herzogthum Visconti's aufzuheben, und dieses

Land wieder unmittelbar zum Reich zu bringen. Er überließ daher den Krieg, den er wider Wenzel zu führen hatte, einigen seiner Anhänger in Deutschland, und stellte sich selbst an die Spitze eines nach Italien bestimmten Reichsheeres, welches er mit vieler Mühe zusammengebracht hatte. Aber dort fand er bei Niemanden Unterstützung, als bei den Florentinern und Carrara, und die von einem erprobten Feldherrn angeführten Truppen Visconti's übertrafen an Zahl bei weitem die seinen. Daher denn auch, als in der Nähe von Brescia am Garda-See die beiderseitigen Heere am 21. October 1401 auf einander stießen, die Deutschen von den Italienern besiegt wurden. Dieser einzige Schlag vernichtete alle Pläne Ruprechts. Er unterhandelte zwar in Venedig und mit Florenz, um die Mittel zu neuen und weiteren Unternehmungen herbeizuschaffen, allein ohne bedeutenden Erfolg, so daß er unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren mußte.

Nach des Königs Abzug erhob sich Visconti um so furchtbarer. Das wichtige Bologna fiel in seine Hände, und er wollte jetzt das unfehlbarste Mittel ergreifen, den einzigen Damm, der sich seinem Siegesstrome entgegenstellte, die Florentiner, niederzustürzen, indem er ihrem Handel, der Hauptquelle ihrer Kraft, alle Wege versperrte. Seine Herrschaft über Perugia, Siena, Pisa und Bologna setzte ihn dazu in den Stand, und er war eben im Begriff, ihnen auch den letzten Ausweg, den von Lucca, abzuschneiden, als sein plötzlicher Tod (1402) die ganze Lage der Dinge veränderte. Mit ihm zerfiel sein Staat. Er hatte eine Theilung seiner Länder unter zwei noch unmündige Söhne, Johann Maria und Philipp Maria, angeordnet, aber es war Niemand, der in ihrem Namen das Ansehen des Herrschers hätte behaupten können oder wollen. In

vielen Städten lebten die alten Parteiungen wieder auf; die Heerführer des verstorbenen Herzogs sowol als die benachbarten Fürsten rissen bedeutende Stücke an sich. Besonders war Franz II. Carrara hier geschäftig, fand aber in diesem Bestreben seinen Untergang. Denn die Venetianer, von der Mailändischen Regierung durch die Abtretung von Vicenza, Feltre und Belluno zur Hülfe gegen ihn bewogen, und voll des alten Hasses gegen dieses Haus, traten mit allen Kräften ihrer mächtigen Republik gegen den kleinen Fürsten auf. Vergeblich suchte dieser durch friedliche Anerbietungen ihren Zorn zu entwaffnen, vergebens den Andrang ihrer Waffen durch tapfere Selbstvertheidigung zurückzuhalten. Er mußte sich immer weiter zurückziehen, verlor alle seine Schlösser und Städte, und hatte zuletzt nur noch das feste Padua, als seine einzige Hoffnung, inne. Aus diesem lockten ihn aber die Venetianischen Feldherren durch die Vorspiegelung eines größern Vortheils, den er von der Gnade der Republik erwarten könne. Er ging daher mit seinem Sohne nach Venedig und warf sich dem Senat zu Füßen. Allein er fand sich auf das grausamste betrogen, denn er wurde sogleich seiner Freiheit beraubt, und mit zweien seiner Söhne hingerichtet (1406). Auf die Köpfe zweier anderer, die noch in Florenz lebten, setzte die unversöhnliche Republik einen Preis. Alles was den Häusern Carrara und della Scala gehört hatte, wurde ihre Beute; und seitdem trat das seemächtige Venedig auch als eine der bedeutendsten Landmächte Italiens auf. Um dieselbe Zeit wurde Pisa von den Florentinern bezwungen, so daß durch den Anwachs dieser Republiken ein neues Gleichgewicht in Italien entstand. Auch Neapel fing wieder mächtig auf die übrigen Staaten der Halbinsel zu wirken an, seitdem Ladislaus

sich dort zum alleinigen Herrn gemacht hatte. Dieser in der Schule der Gefahren gebildete und unter den Stürmen der Bürgerkriege erstarkte junge Fürst, war eben so tapfer als ehrgeizig und ränkesüchtig, und gleich den Meisten, die sich damals auf der politischen Schaubühne Italiens hervorthaten, galten ihm Recht und Ehre wenig, wo es auf seinen Vortheil ankam. Er gewann den Gegnern nach und nach immer mehr ab, und 1399 zwang er Ludwig II. von Anjou, ihm das Königreich Neapel gänzlich zu überlassen. Aber damit begnügte sich sein Ehrgeiz nicht; die Krone von Ungern, die er eine kurze Zeit trug, mußte er bald wieder aufgeben. Nun harrte er der Gelegenheit zu Erwerbungen, die näher lagen, und leichter zu behaupten waren.

Indeß mußte König Ruprecht, als er nach Deutschland zurückgekehrt war, erfahren, daß es ihm mit der Herstellung der gesetzlichen Ordnung, obschon er thätiger und wohlmeinender war als Wenzel, nicht besser gelang, als diesem. Es erging ihm, wie ein Jahrhundert vor ihm dem Könige Adolf; der Erzbischof von Mainz, der ihn erhoben, und ihn fortwährend wie ein Werkzeug seiner Pläne brauchen und behandeln wollte, wurde sein Widersacher, als der König sich seiner Leitung entzog, und die Rücksicht auf ihn der Wohlfahrt des Reiches nachsetzte. Dazu kam, daß Ruprecht den Schein des Eigennutzes und der Härte nicht vermied, und sich dadurch Feinde machte. Als er 1405 in die Wetterau zog, und dort einige Mainzische Vasallen verübter Räubereien wegen züchtigte, wurde der stolze Erzbischof so aufgebracht, daß er mit dem Markgrafen Bernhard von Baden, der sich dem Könige schon früher widerspenstig gezeigt, dem Grafen Eberhard von Würtemberg und einer Anzahl von Städten zu Marbach

einen Bund schloß, der unter dem Scheine des aufrecht zu erhaltenden Landfriedens im Grunde gegen den König gerichtet war. Ruprechts Bemühungen, diesen Bund aufzulösen, waren vergeblich; es kam so weit, daß der Erzbischof von Mainz wider ihn rüstete, und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als sich mit den einzelnen Gliedern der Verbindung zu vergleichen, und diese selbst als eine rechtmäßige anzuerkennen. Es hätte einer ganz andern Macht und ganz anderer Geistesgaben als die seinigen waren bedurft, um das so tief gesunkene Deutsche Königthum wieder zu heben. Nicht besser stand es mit der Böhmischen Königskrone seines Nebenbuhlers Wenzel. Die Zwistigkeiten, die unter den Luxemburgischen Prinzen herrschten, dauerten fort, Wenzel wurde 1402 durch seinen Bruder Siegmund zum zweiten Male gefangen genommen und der Obhut der Österreichischen Herzoge übergeben. Siegmund war nun der That nach Herr von Böhmen; aber seine Ungrischen Truppen verübten so große Grausamkeiten, daß die Böhmen sich erhoben und sie aus dem Lande jagten, und als Siegmund ihnen bald darauf folgte, wurden bei der gänzlichen Herrenlosigkeit des Reiches so viele Frevel verübt, daß Wenzel, als er nach einer neunzehnmonatlichen Gefangenschaft seiner Haft erledigt ward, von den Böhmen mit Freuden aufgenommen wurde.

Während die Staaten so unter unaufhörlichen inneren Unruhen litten, dauerte auch die ärgerliche und verderbliche Verwirrung der Kirche fort. Bonifacius IX. starb 1404, und sein Nachfolger Innocenz VII. 1406, aber man benutzte diese Todesfälle so wenig als den Urbans VI., um den Frieden wiederherzustellen. An Innocenzens Stelle wählten die Römischen Cardinäle Gregor XII. Dieser und sein Gegner Benedict täuschten die

Christenheit mehrere Jahre mit vorgespiegelten Unterhandlungen über eine Ausgleichung, während keiner von ihnen im Ernst daran dachte, dem Besitz der päpstlichen Krone zu entsagen. So mußte wol die Überzeugung allgemein werden, daß die Päpste selbst nichts thun würden, die heillose Spaltung zu heben, und es ward der Beschluß gefaßt, ein allgemeines Concilium zusammenzuberufen, welchem sich beide Päpste unterwerfen sollten. Wirklich gelang es, die meisten der Cardinäle beider Parteien für diesen Ausweg zu gewinnen, und so kam 1409 zu Pisa eine Kirchenversammlung zu Stande. Es erschienen hier zwei und zwanzig Cardinäle, drei Patriarchen, zwölf Erzbischöfe, achtzig Bischöfe, sieben und achtzig Äbte, die Abgeordneten von funfzehn Universitäten und mehr als dreihundert Doctoren der Theologie und des canonischen Rechts. Es war nicht bloß die Wiederherstellung der kirchlichen Eintracht, welche man von dieser Versammlung erwartete, sondern eine Verbesserung des kirchlichen Zustandes überhaupt, worunter man aber nichts verstand, als Beschränkung der päpstlichen Allgewalt, deren Druck man jetzt nicht nur von zwei Seiten empfand, sondern auch in einem höhern Maaße als je vorher. Jedem der beiden Päpste machte seine Lage mehr Einkünfte nöthig, als früher der alleinige bedurft hatte; da sie aber doch nur die Hälfte davon einnehmen konnten, so mußten sie sich durch Erpressungen helfen, welche die Sehnsucht nach einer Verbesserung des kirchlichen Zustandes noch lebhafter erregten. Aber durch die Synode von Pisa wurde weder die eine noch die andere der von ihr gehegten Erwartungen erfüllt. Sie entsetzte zwar Benedict und Gregor als Schismatiker, Ketzer und Meineidige, des Pontificats, und wählte ein neues Oberhaupt der Kirche, Alexander V. Aber das Schisma war

dadurch keineswegES gehoben, vielmehr erfolgte, was der Deutsche König Ruprecht vorhergesagt hatte, daß statt der Päpstlichen Zweifaltigkeit eine Dreifaltigkeit entstehen werde. Die Partei des zu Pisa aufgestellten Papstes blieb zwar die stärkere, aber an Benedict hielten Schottland und Spanien fest, an Gregor der Römische König Ruprecht und der Neapolitanische Ladislaus. Eben so wenig wurde die gehoffte Reformation des Kirchenwesens erreicht. Man hatte nicht bedacht, daß die Übel, welche die Kirche drückten, gar nicht einzig und allein von den Päpsten ausgingen, sondern nicht weniger von den Cardinälen und Bischöfen. Diese waren die Lenker der Synode, und boten natürlich zu einer Reformation, die sie zuerst betroffen haben würde, keineswegES die Hand. In Deutschland aber erhielt die Zwietracht zwischen Ruprecht und den Ständen durch die Pisanische Synode neue Nahrung, denn wie der Erstere Gregor XII. zugethan blieb, so war der größte Theil der Letzteren auf Alexanders V. Seite, und es hätte dies wol zuletzt zu einem offenen Waffenkampfe führen können, wenn Ruprecht nicht unerwartet, am 18. Mai 1410, durch den Tod einer Laufbahn entrissen worden wäre, auf welcher er statt der gehofften großen Vortheile nichts gefunden hatte, als eine Reihe von Widerwärtigkeiten und Kränkungen.

Die Staaten Ober- und Mittelitaliens hatten damals keinen gefährlichern Feind zu fürchten, als den König Ladislaus von Neapel, der mit der schlauen Staatskunst des Johann Galeazzo Visconti große persönliche Tapferkeit verband. Er strebte nicht nur nach dem Besitze von ganz Italien, sondern auch nach der Kaiserkrone, und darum war ihm das Schisma, das allen anderen Fürsten so vielen Kummer erregte, erwünscht, denn er dachte während

desselben im Trüben zu fischen. Auch fürchtete er, daß ein allgemein anerkannter Papst leicht wieder in Abhängigkeit von Frankreich gerathen, und dann als Werkzeug dienen werde, dem jüngern Hause Anjou das Königreich Neapel zu verschaffen. Während er den eifrigsten Anhänger Gregors XII. spielte, nahm er im Jahre 1408 Rom, in dem er sich schon ein Mal festzusetzen versucht hatte, aber wieder daraus vertrieben worden war, und hierauf noch andere Städte des Kirchenstaats. Die Florentiner, die sich zunächst von ihm bedrängt sahen, riefen, in Übereinstimmung mit der Kirchenversammlung von Pisa und Alexander V., Ludwig II. von Anjou gegen ihn herbei. Die Neapolitaner mußten Rom verlassen, wo nun Papst Johann XXIII., der Nachfolger des wenige Wochen vor dem Römischen Könige verstorbenen Alexander V., seinen Sitz aufschlagen konnte (1411); aber trotz eines glänzenden Sieges, den Ludwig bei Rocca secca mit Hülfe der berühmtesten Italienischen Hauptleute, die in seinem Dienste waren, erfocht, trieb Ladislaus ihn wieder zurück. Den Papst täuschte er durch Friedensunterhandlungen, wandte sich dann aber plötzlich gegen Rom und nahm die Stadt abermals ein, so daß Johann sich mit Mühe nach Florenz retten konnte. Immer weiter wogte nun der Strom seiner Eroberungen, und den Florentinern schien der härteste Kampf bevorzustehen, als Ladislaus am 6. August 1414 an einer Krankheit, welche die Folge seiner Ausschweifungen war, starb, und Italien dadurch von der Furcht, seine Unabhängigkeit an diesen arglistigen Eroberer zu verlieren, befreit ward.

---

24. König Siegmund, und die Kostnitzer Kirchenversammlung.

Es fehlte wenig, so wäre es dem Deutschen Reiche nach dem Tode Ruprechts eben so ergangen, wie der Kirche; es hätte drei Häupter in Streit und Kampf um die Krone gesehen. Denn während Wenzel fortwährend die Gültigkeit seines Rechts behauptete, zerfielen die Kurfürsten, die ihn abgesetzt, und an Ruprechts Stelle einen andern König wählen wollten, unter sich; einige erklärten sich für Wenzels Bruder, den König Siegmund von Ungern; andere für den Vetter dieses Fürsten, den Markgrafen Jobst von Mähren. Zum Glück starb dieser schon am 8. Januar des folgenden Jahres 1411, und nun erklärte sich nicht nur seine Partei für Siegmund, sondern auch Wenzel unter der Bedingung, daß ihm selbst der Titel als Kaiser oder älterer Römischer König blieb.

Dem neuen Könige war die Wiederherstellung der Einigkeit in der Kirche besonders zur Pflicht gemacht worden, und er nahm sich in der That dieses Geschäftes mit löblichem Eifer an. Die hellsehenden Zeitgenossen erwarteten freilich von dem Ende der Spaltung allein nicht auch die Heilung der vielen Übel, welche auf der Kirche und durch sie auf dem ganzen Zustande der Gesellschaft lasteten. Es war eine Zeit großer Verderbniß und tiefen Sittenverfalls. In Italien zumal glichen jene um die Herrschaft kämpfenden Tyrannen den berufenen Römischen Imperatoren des ersten Jahrhunderts an Blutdurst und Wollust, und manche Päpste und Cardinäle gaben ihnen darin nichts nach. Johann XXIII. war in früheren Jahren ein Seeräuber gewesen, hatte die Cardinalswürde erkauft, und

nachdem er unumschränkter Herr von Bologna geworden, seine Regierung durch Erpressungen und Grausamkeiten bezeichnet, und sich im Schlamm der niedersten Lüste gewälzt. Auch als Papst hielt er es nicht der Mühe werth, seinen schamlosen Wandel dem Auge der Welt zu entziehen. Dieses Sündenleben mußte der Christenheit freilich die Augen öffnen. Es waren nicht mehr jene großen Päpste, die von der weltlichen Macht bekämpft wurden, weil sie den Staat unter die Obhut der Kirche bringen wollten; es waren unwürdige Frevler, welche die Kirche, die sie leiten sollten, durch Verbrechen und Gräuel schändeten, und Religion und Sitten durch ihr böses Beispiel untergruben. Da erhoben beredte Schriftsteller, Nicolaus von Clemangis, Peter von Ailly, Johann Gerson, Heinrich von Langenstein, Dietrich von Niem u. A. ihre Stimme, zeigten die Ursache des Uebels der Zeit in der unersättlichen Herrschsucht der Päpste, wie in der Habgier, Üppigkeit und Sittenlosigkeit des Clerus überhaupt, und schilderten die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung mit den lebhaftesten Farben.

Um die Zeit, wo Johann XXIII. durch die Waffen des Neapolitanischen Ladislaus auf das äußerste bedrängt war, befand sich König Siegmund in der Lombardei, um Mailand zu bekriegen und zu unterwerfen, welches Vorhaben er jedoch bald wieder aufgeben mußte. Indeß benutzte er die große Verlegenheit des Papstes, und brachte diesen zu dem Versprechen, eine allgemeine Kirchenversammlung nach der Deutschen Stadt Kostnitz auszuschreiben. Er hielt ihn auch dabei fest, als Johann, seiner Bedrängniß entledigt, diesen Beschluß gern zurückgenommen hätte, und das Concil ward im November 1414 wirklich eröffnet. Eine größere, feierlichere Versammlung war noch nie gehalten worden. Aus Italien, Frankreich, England, Deutsch-

land, Schweden, Dänemark, Polen, Ungern und bis von Constantinopel strömten die Theilnehmer geistlichen und weltlichen Standes herbei. Die Großen wetteiferten, sich durch Glanz und Pracht auszuzeichnen, die Prälaten und Doctoren durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Außer den Patriarchen, Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, geringeren Priestern und Abgeordneten der Universitäten, außer den Fürsten und Herren, kamen Viele, nur durch Neugier gelockt, das außerordentliche Schauspiel zu sehen. Einmal sollen 150,000 Fremde und 30,000 Pferde gezählt worden seyn. Wollte nun das Concilium seinen Zweck erreichen, so durfte es keine Fortsetzung des Pisanischen seyn; Johann XXIII. mußte eben so gut zur Abdankung genöthigt werden, als die beiden anderen Päpste. An der Spitze der Partei, welche dieses Ziel verfolgte, stand der schon genannte Peter von Ailly, Cardinal von Cambray. Aber sie konnte ihre Absicht nicht erreichen, wenn, wie auf allen bisherigen Concilien, die Stimmen nach den Köpfen gezählt wurden, denn Johann konnte auf die meisten Bischöfe rechnen, deren Mehrzahl aus Italienern bestand. Die Häupter jener Partei riethen daher, alle Individuen auf vier Hauptnationen, die Deutsche, Französische, Englische und Italienische zu vertheilen, jede Nation immer erst in besonderen Versammlungen berathschlagen, und dann nach der Mehrheit der Stimmen in ihr selbst, in der ganzen Synode eine Gesammtstimme abgeben zu lassen. In diesem Falle war man gewiß, daß die Italiener mit der günstigsten Gesinnung für Johann nicht durchdringen würden. Der Papst und seine Partei setzten daher diesem Vorschlage allen möglichen Widerstand entgegen; als aber Siegmund, der bald nach Johann nach Kostnitz kam, dafür gewonnen worden, sahen sie sich genöthigt, gleichfalls ihre Zu-

stimmung zu geben. Nun verlangte man auch ganz unverhohlen von dem Papste, daß er abdanken solle.

Johann hatte mit seinem weltklugen Sinne von einer solchen Versammlung zum Voraus nichts Gutes für sich und das Papstthum im Allgemeinen erwartet, und sich deswegen nach Mitteln umgesehen, aus der Schlinge *), in welcher er sich befand, zu entschlüpfen. Zu diesem Behufe hatte er sich mit dem Herzoge Friedrich von Österreich verbunden, der aus persönlichen Gründen ein Gegner des Römischen Königs und der Kirchenversammlung war. Da Johann nämlich schon zu dem Versprechen genöthigt worden war, der päpstlichen Würde zu entsagen, wenn auch die beiden anderen Päpste abdanken würden, so beschloß er, um dieser äußersten Schmach zu entgehen, von Kostnitz zu entfliehen, wodurch dann, wie er hoffte, das ganze Concil zerrissen werden würde. Zur Ausführung dieses Vorhabens stellte sein Freund, der Herzog Friedrich, außerhalb der Stadt ein Turnier an. Während Alles zu diesem Schauspiele hinausströmte, entwischte Johann (21. März 1415), als gemeiner Reiter verkleidet. Er begab sich nach Schafhausen, einer damals Oesterreichischen Stadt, wohin ihm Friedrich bald folgte.

Sobald die Flucht des Papstes kund geworden war, entstand eine allgemeine Bewegung, und ein Theil der Versammlung machte in der That Anstalten zum Abzug. Allein Siegmund hielt das Concilium voll thätigen Eifers zusammen und erklärte, daß es unter seinem Schutz auch ohne Papst fortgesetzt werden sollte. Es kam zu der merkwürdigen Erklärung, daß eine allgemeine Kirchenversammlung

*) Als er auf seiner Reise von Italien nach Deutschland über den Arlberg fuhr, und von dort den Bodensee und das umliegende Land sah, rief er, auf Kostnitz deutend: „das sieht aus wie eine Grube, in der man Füchse fängt!“

die ganze katholische Kirche vorstelle, welche ihre Gewalt unmittelbar von Christo empfangen habe, und daß sich daher auch der Papst allen ihren Verfügungen, besonders denen, welche den Glauben und die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern betreffen möchten, zu unterwerfen verbunden sey. Dem entflohenen Papste ward der Befehl nachgeschickt, nach Kostnitz schleunigst zurückzukehren, und über Friedrich von Österreich ward die Reichsacht ausgesprochen. Der Letztere ward durch die Schweizerischen Eidgenossen, denen der König die Ausführung der Acht übertragen hatte, bald so hart bedrängt, daß er vor Siegmund das Knie beugen, und durch diese Demüthigung, vor den Fürsten und den vornehmsten Geistlichen und Gesandten der fremden Nationen, welche dabei zugegen waren, dem Stolze des Königs eine Befriedigung verschaffen mußte. Denn Siegmund wandte sich zu den Umstehenden und sprach: „Ihr Herren von Italien, ihr wisset, von welchem Namen und Ansehen die Fürsten von Österreich sind. Lernet, wohin ich sie zu bringen vermag."

Eine noch größere Demüthigung erfuhr Papst Johann. Es wurde ein förmlicher Proceß gegen ihn eröffnet, und nach einem angestellten Zeugenverhöre wurde er siebzig schrecklicher Klagepunkte für überwiesen erklärt, welche ihn als den Inbegriff aller möglichen Laster darstellten. Hierauf schritt die Synode am 29. Mai 1415 zu dem Absetzungsurtheile. Johann war indeß als Gefangener in die Nähe von Kostnitz gebracht worden, und wurde bis zum Jahre 1419 in Haft gehalten.

Jetzt ließ auch der acht und achtzigjährige Gregor XII. durch Karl von Malatesta, in dessen Schutz er bis jetzt zu Rimini gelebt, seine freiwillige Abdankung der Versammlung ankündigen. Nun war noch der hartnäckige Bene-

dict XIII. in Perpignan übrig, zu welchem Siegmund in Person reisete, um ihn zu einer gleichen freiwilligen Niederlegung der päpstlichen Würde zu bewegen. Diesen Zweck erreichte er zwar nicht, aber er brachte es doch dahin, daß die Könige von Aragonien, Castilien, Navarra und Schottland ihm den Gehorsam aufkündigten, und dadurch der Absetzung, welche nach Siegmunds Rückkehr die Kirchenversammlung (26. Julius 1417) auch über ihn aussprach, Kraft und Bestand gaben. Aber der starrsinnige Greis ließ sich dadurch nicht aus seiner Fassung bringen. Von dem Felsen zu Peniscola, einem festen, zu den Besitzungen seiner Familie gehörigen Schloß im Königreich Valencia, auf das er sich geflüchtet hatte, sprach er den Bann über die ganze Welt, und beharrte dabei, bis er 1424, in einem Alter von neunzig Jahren, starb.

Nun, da der erste Theil der Aufgabe des Concils gelös't war, trugen Siegmund und die Deutsche Nation darauf an, ehe man zur Wahl eines neuen Papstes schritte, zuvor die Verbesserung der Kirche mit desto größerer Freiheit vorzunehmen. Allein es zeigte sich jetzt, wie irrig man zu den Cardinälen und Bischöfen das Vertrauen gehegt, daß von ihnen das Heil der Kirche ausgehen werde. Sie wußten zu wohl, daß die Papstgewalt der Erhaltung ihres Ansehens, ihrer Macht, ihrer Einkünfte förderlich und nothwendig sey, als daß sie, nachdem einmal das ärgerliche Schisma beseitigt war, zu ihrer Beschränkung ernstlich die Hand hätten bieten sollen. So geschah es, daß die Italiener erst die Franzosen für sich gewannen, dann auch die Engländer, und dadurch die Stimmenmehrheit gegen das gerechte Begehren der Deutschen erlangten. Man schalt Diejenigen, welche es nicht für das allerdringendste Geschäft des Concils hielten, der Kirche ein Haupt zu

geben, Feinde des Friedens. Selbst Solche, die früher ihre Stimme am lautesten gegen das Verderbniß des Papstthums erhoben hatten, fanden sich jetzt unter den Sprechern dieser Ansicht, wie Peter von Ailly. Siegmund hätte freilich die in der Deutschen Stadt Kostnitz versammelten Prälaten zu seinem Willen zwingen können, aber zu einem so kräftigen Schritte war er der Mann nicht. Er gab vielmehr, nachdem auch die Deutschen Bischöfe ihn verlassen, die verlangte Einwilligung, und so ward am 11. Nov. 1417 ein neuer Papst erwählt, in der Person Martins V., aus dem Hause Colonna. Er war ein Mann von feiner Bildung, großer Festigkeit und kluger Gewandtheit, und mit diesen Eigenschaften wurde es ihm leicht, den Schlag abzuwehren, welcher der Hierarchie drohete. Es war dem neuen Papste zwar schon vor der Wahl zur Pflicht gemacht worden, sogleich und noch vor Auflösung der Synode an der Kirchenverbesserung zu arbeiten; aber Martin vereitelte dies durch seine Schlauheit, wie es Siegmund und die „andächtige, geduldige und demüthige" Deutsche Nation (so nannte sie sich selbst in einer Denkschrift) vorher gesagt. In Concordaten mit einzelnen Nationen gewährte er nur Abhülfe der unbedeutendsten unter den Mißbräuchen, über welche man klagte, und dasjenige, was das Concilium ihm als Pflicht würde haben auflegen können, erschien nun als Gunst.

Er benutzte endlich eine ansteckende Seuche als Vorwand, um die ganze Versammlung aufzulösen (22. April 1418). Er selbst verließ Kostnitz, umgeben von aller Pracht und Herrlichkeit seiner Würde; der Kaiser führte den Zügel seines weißen Zelters, vier der ersten Fürsten des Reichs hielten die Zipfel der Scharlachdecke des Pferdes, und vier Grafen trugen einen Thronhimmel über ihm.

Es war als wäre es ein Triumphzug für den Sieg, den er über die gerechten und billigen Hoffnungen der Völker davon getragen hatte. Die Erfüllung derselben konnte zwar noch von den neuen Concilien erwartet werden, welche, nach einer zu Kostnitz gemachten Verordnung, alle zehn Jahre gehalten werden sollten, und das nächste sogar schon nach fünf Jahren. Da aber die Päpste diese Versammlungen so scheuten, und der Zweck derselben ihrer Macht so gefährlich schien, so konnte auch dies nur eine sehr schwache Aussicht auf Besserung gewähren, und wenn endlich, aber erst nach zwölf Jahren, eine neue Synode zusammenberufen wurde, so geschah es nur, weil die Hussitischen Unruhen dazu drängten, welche eine bittere Frucht des sonst so fruchtlosen Kostnitzer Conciliums waren.

---

25. Johann Huß.

(Geb. 1373, gest. 1415.)

Diese großen und folgenreichen Unruhen hatten ihren Ursprung in Böhmen genommen, wo seit Karls IV. Regierung das Selbstgefühl die Städte gegen den mächtigen Adel, und Nationalhaß Deutsche und Böhmen gegen einander in Bewegung setzte. Diese doppelte Spannung mischte sich in jene Kämpfe, die eigentlich ihren Grund in der Verbreitung neuer Meinungen gegen die herrschende Kirche hatten. Es waren die Grundsätze des Englischen Reformators Wiklef oder Wycliffe, von denen sie ausgingen. Dieser, ein Lehrer der Theologie zu Oxford, durch Geist, Gelehrsamkeit und den unbescholtensten Lebenswandel ausgezeichnet, hatte nicht nur das sittenlose Leben der Geistlichkeit mit großem Freimuthe gerügt, sondern sich

auch gegen viele Satzungen und Einrichtungen der herrschenden Kirche erklärt, die Lehren von der Brodverwandlung, von der Ohrenbeichte und den päpstlichen Ablässen verworfen, behauptet, daß der Papst und seine Cardinäle oft im Glauben irrten, und daß man ihren Lehren nur in so fern Glauben beimessen könne, als sie sich auf die Schrift gründeten, und in diesem Sinne noch andere Meinungen aufgestellt, welche sämmtlich der Hierarchie ein Gräuel seyn mußten. Doch entging Wiklef, vom Könige und dessen Räthen beschützt, den vom Papste wider ihn angeordneten Gerichten, und starb 1384 ruhig auf seiner Pfarre. Durch die Vermählung König Richards II. von England mit einer Tochter Kaiser Karls IV. war eine Verbindung zwischen England und Böhmen entstanden, welche in dem letztern Lande Bekanntschaft mit Wiklefs Schriften veranlaßte. Dem kühnen und freimüthigen, aber auch trotzigen Sinne der Böhmen gefielen die Grundsätze des Engländers, in dessen Angriffen gegen die Römische Verderbniß allerdings auch Keime umwälzerischer Lehren lagen, die in unruhigen Gemüthern bösen Samen ausstreuen konnten. Die Deutschen auf der Prager Universität nahmen schon aus Nationalhaß Partei gegen die Wiklefischen Grundsätze, wodurch diese hohe Schule, die eine außerordentliche Menge von Studirenden zählte, Schauplatz der heftigsten Streitigkeiten wurde.

Im Jahre 1398 trat Johann Huß, ein Mann von lauteren und würdigen Gesinnungen, strengen Grundsätzen, umfassenden Kenntnissen und hinreißender Beredsamkeit, als Lehrer an der Universität Prag auf. Die gegen das verderbte Papstwesen gerichteten Strafreden des Briten zogen ihn so an, daß er nicht anstand, Wiklefen in Predigten einen frommen und heiligen Mann zu nennen.

3 *

Noch eifriger suchte Hussens Freund, der Magister Hieronymus Faulfisch, Wiklefs Schriften zu verbreiten. Der Erzbischof Sbinko von Prag glaubte die Anpreisung solcher Grundsätze nicht länger dulden zu dürfen, und setzte es durch, daß fünf und vierzig Lehrsätze Wiklefs als irrig, gefährlich und ketzerisch verdammt wurden, und die Lesung Wiklefischer Schriften verboten. Der zugleich ergangene Befehl, diese Bücher zur Verbrennung einzuliefern, schien Hussen und den Böhmen ein solcher Eingriff in die Rechte der Universität, daß sie die Verfassung derselben änderten, der Böhmischen Nation drei, den Ausländern nur eine Stimme gaben, da sonst dies Verhältniß gerade umgekehrt war. Als König Wenceslaus diese Aenderung bestätigte und zum Gesetz erhob, verließen sämmtliche Deutsche, Professoren und Studenten, fünftausend an der Zahl, Prag (1409), und gingen nach Leipzig, wo sie Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen mit offnen Armen aufnahm, und noch in demselben Jahre an diesem Orte eine Universität stiftete.

Der Auszug der Deutschen stellte die Ruhe in Prag keinesweges her. Der Erzbischof verklagte Huß bei dem Papst Alexander V. wegen seiner ketzerischen Lehren, und dieser erließ hierauf ein Verbot des Predigens außerhalb der Pfarr- und Klosterkirchen, welches gegen Huß zielte, obschon er in der Bulle nicht genannt war. Als nun aber der Erzbischof die Wiklefischen Bücher einforderte und verbrannte, erklärte die Universität sich höchlich beleidigt, das Volk gerieth in Bewegung, es geschahen Mordthaten, man plünderte Kirchen und Klöster, um sich Ersatz für den Schaden zu holen. Der Erzbischof wandte sich abermals an den Papst; Johann XXIII. that Huß in den Bann, aber dieser Ausspruch blieb bei der Kraftlosigkeit des da-

maligen päpstlichen Regiments ohne Wirkung, und Huß appellirte an den Ausspruch eines Conciliums. Ein ernsteres Ansehen gewannen die Dinge, als der Papst in Prag das Kreuz wider Ladislaus von Neapel predigen und Allen, die dazu Geld beitragen würden, vollkommenen Ablaß verheißen ließ. Huß und Hieronymus griffen dies als unchristlich an, und der heftige Hieronymus reizte zu Unfug wider die Ablaßprediger. Darüber wurden Hussens Gegner lauter als jemals, und der launenhafte Wenzel, der ihm bisher seinen Schutz hatte angedeihen lassen, verließ ihn aus Furcht vor Papst und Kirchenstrafen. Huß wurde genöthiget, Prag zu verlassen (1413), predigte aber auf dem Lande, oft unter freiem Himmel, bei unglaublichem Zulauf des Volkes. Als nun das Concil zu Kostnitz zusammen kam, wollte Huß sich vor dasselbe stellen, da er sich selbst darauf berufen. Hatte er doch in seinen Angriffen auf das Papstthum nichts gethan, als was von der großen Partei der Prälaten und Gelehrten, der herrschenden auf der Kirchenversammlung, geschehen war. Wenzel gab ihm drei angesehene Herren aus dem Baronenstande mit, und Siegmund ertheilte ihm einen Geleitsbrief, in welchem er ihn „in seinen und des heiligen Reiches besondern Schutz" nahm. Auch Johann XXIII. gab die Versicherung, es solle ihm nichts Böses geschehen, wenn er auch des Papstes Bruder ermordet hätte. So kam Huß am 3. Nov. 1414 nach Kostnitz. Aber schon nach wenigen Wochen wurde er auf das Geschrei, welches einige gleichfalls in Kostnitz anwesende Prager Theologen, seine Feinde, erhoben, in die Curie eines Domherrn zur Haft gebracht. Siegmund gab zwar seinen Gesandten Befehl Hussens Befreiung zu verlangen, aber die Cardinäle achteten nicht darauf. Schlimmer wurde Hussens

Lage, als man das Verfahren eines Böhmischen Predigers, Jakob von Mies, welcher das Abendmahl unter beiderlei Gestalten austheilte, zu den gegen ihn aufgestellten Klagepunkten zog. Es war nämlich im dreizehnten Jahrhundert Sitte geworden, den Laien den Kelch im Abendmahl zu entziehen, und ihn bloß den Priestern vorzubehalten. Der Grund davon lag in der scholastischen Spitzfindigkeit, daß die doppelte Gestalt des Abendmahls unnütz sey, weil unter jeder der beiden Gestalten der ganze Christus gereicht und genossen werde, eine Lehre, die von dem priesterlichen Stolze begierig ergriffen und in Ausübung gebracht wurde, weil der Clerus dadurch einen Vorzug vor den Laien bekam. Huß hatte zwar an der Wiedereinführung der alten Form in Böhmen keinen Antheil, aber sie war seinen Ansichten nicht zuwider.

Unterdeß war Siegmund nach Kostnitz gekommen; aber die Hoffnung, die Hussens Freunde auf ihn gesetzt hatten, verschwand bald, da er auf die Vorstellungen der Prälaten, daß er nicht befugt sey, einen Ketzer zu beschützen, erklärte, das Concilium könne gegen die der Ketzerei Bezüchtigten ungehindert verfahren. So wurde das freie Geleit vernichtet, und Huß aus seinem bisherigen Gewahrsam in das Dominicanerkloster gebracht, wo er in ein ungesundes Gemach eingekerkert wurde, so daß er in eine Krankheit verfiel, die seinem Leben Gefahr drohte. Die Händel mit Johann XXIII. machten, daß Hussens Sache eine Zeitlang unbeachtet blieb, endlich nach der Absetzung dieses Papstes wurde sie wieder vorgenommen. Huß wurde mehrere Male vor der Versammlung, nachdem ihm die wider ihn angebrachten Klagen mitgetheilt worden waren, verhört, wobei sich Peter von Ailly, der die Verderbniß des Papstthums so heftig angegriffen, als Wortfüh-

rer und entschiedener Feind Hussens zeigte. Obgleich nun Huß einige der Klageartikel gänzlich zu Nichte gemacht, und die meisten genügend beantwortet hatte, wurde er dennoch jetzt so behandelt, als ob er der schwersten Verbrechen vollständig überwiesen sey, und die Abschwörung seiner als irrig bezeichneten Lehren stürmisch von ihm verlangt. Da er sich dessen aber muthig weigerte, versammelte sich am 6. Julius 1415 das Concil, um seine Verdammung auszusprechen. Es wurden zwei Urtheile verlesen; dem einen zufolge wurden Hussens sämmtliche Bücher dem Feuer übergeben; das zweite erklärte ihn selbst für einen hartnäckigen Ketzer und in die einem solchen gebührende Strafen verfallen. Hierauf mußte sich der vor die Versammlung geführte Huß mit Priestergewändern bekleiden, damit ihm dieselben feierlich entrissen werden könnten. Aber alle diese Schmach konnte die Standhaftigkeit des Märtyrers nicht erschüttern, und um sich im Glauben zu stärken, hielt er sich unaufhörlich das Beispiel des von seinen Feinden eben so gemißhandelten Erlösers vor, für dessen Lehre er in den Tod ging. Als man ihm zuletzt eine papierne Mütze aufsetzte, worauf drei Teufel gemahlt waren, mit der Umschrift, dieser ist ein Erzketzer, sprach er: „Mein Herr Jesus Christus hat für mich armen sündigen Menschen eine noch viel schwerere Dornenkrone bis zu seinem schmählichen Tode am Kreuze getragen."

Hierauf übergab ihn das Concilium der weltlichen Macht, und König Siegmund trug dem Pfalzgrafen Ludwig auf, ihm an seiner Statt „zu thun als einem Ketzer." Auf des Pfalzgrafen Geheiß ward er nun dem Nachrichter überliefert, daß er ihn verbrenne, und sodann auf den Richtplatz vor die Stadt geführt. Der Henker band ihn mit sechs Stricken an einen Pfahl, und legte noch eine

Kette um seinen Kopf. Zufällig blickte sein Gesicht gegen Morgen. Da schrien Einige, es zieme sich nicht, daß ein so verruchter Ketzer so sterbe, und die Büttel mußten ihn nach der Abendseite umkehren. Hierauf umlegte man ihn mit Holz und Stroh bis an den Hals. Als nun der Holzstoß angezündet war, betete er zweimal: „Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du von der Jungfrau geboren bist, erbarme dich mein!" Weiter hörte man nichts von ihm; der Wind trieb ihm den Qualm so sehr ins Gesicht, daß er schnell erstickte. Seine Feinde warfen auch noch seine Asche in den Rhein, damit den Böhmen nichts bliebe, was sie als ein Heiligthum verehren könnten.

Also bezeugte der redliche, fromme Huß die Wahrheit und Innigkeit seiner Überzeugung mit seinem Blute, daher er in der Reihe der großen Glaubenshelden glänzt, die den Tod einem mit feiger Lüge befleckten Leben vorzogen. Die ihn schlachteten, waren nicht die Päpste, gegen die er sich erhoben, es waren die, welche wie er das Papstthum zum Ziel ihrer Angriffe gemacht, ja durch förmliche Absetzung oder erzwungene Abdankung mehr als einen Papst auf das unzweifelhafteste angefeindet hatten. Eben jene Doctoren und Prälaten waren es, die sich als Hussens bitterste Feinde und Verfolger erwiesen, weil er nicht zu ihrer Schule gehörte, sich zu ihrer sonstigen Lehrweisheit nicht bekannte, und ihren, auf Unfehlbarkeit nicht minder als das Papstthum selbst Anspruch machenden Ansichten nicht unbedingt huldigen wollte *). Sie lieferten damit den klarsten Beweis, daß der Kirche, welche unter der monarchischen Regierung der Päpste in so großes Verderben gerathen war, mit der aristokratischen Leitung selbst-

*) Menzel Geschichten der Deutschen, B. VIII. S. 185.

süchtiger Cardinäle und Bischöfe nicht geholfen sey, und daß der durch beleidigten Standesgeist gereizte Stolz einer großen Versammlung von Prälaten und Gelehrten nicht minder wüthen und verfolgen kann, als die einherrische Gewalt eines über Alle erhabenen Hauptes der Kirche. Dasselbe Concilium ließ am 30. Mai 1416 auch Hussens Freund, Hieronymus von Prag, den Feuertod sterben.

---

26. Der Hussitenkrieg.

(1419 — 1434.)

Mit solcher Ergebung, als der Meister die ungerechte Strafe erduldet, fügten sich seine Schüler in Böhmen nicht, sondern zündeten an seinem Scheiterhaufen die Fackeln eines fürchterlichen Krieges an. Der Kelch im Abendmahle wurde das bedeutende Symbol dieser Partei, von dessen Ertheilung sie Utraquisten (solche, die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen) genannt wurden. Der Schmerz über die schmachvolle Hinrichtung eines geliebten und hochgeehrten Lehrers reizte sie zu zügelloser Wuth gegen Geistliche und Mönche, und da sich zu der religiösen Überzeugung und der Partei-Leidenschaft die Begierde, die gekränkte Volksehre zu rächen, gesellte, so wuchs ihr Anhang immer mehr. Die vorzüglichsten Führer der Partei waren Niklas von Hussinecz, und der ihn an Geist und Kühnheit weit übertreffende, finstere Johann Ziska von Troznow, der durch eine bewunderswürdige Kraft der Seele und durch seltne kriegskünstlerische Einsicht dem wilden Haufen als ein furchtbarer Leitstern voranleuchtete. Die schreckliche Gährung entwickelte sich um so ungehinderter, weil Wenzel ihr entweder ganz sorglos

zusah oder sie gar begünstigte. Als er aber endlich Nachricht erhielt, daß die Hussiten bei einem Umzuge in Prag am 30. Juli 1419 das Rathhaus gestürmt, und mehrere Rathsherren aus den Fenstern gestürzt hätten, weil von dort aus ein Stein auf den den Kelch tragenden Priester geworfen worden war, wollte der Zorn über diesen Ausbruch einer schon zügellos gewordenen wilden Kraft ihn aus seiner Schlaffheit aufreißen; aber die Wuth zog ihm einen Schlagfluß zu, an dem er nach einigen Wochen (16. August) starb, wofern ihn nicht, wie andere Nachrichten sagen, seine Hussitisch gesinnten Hofleute erstickten. Sein Tod verwirrte den Zustand Böhmens noch weit mehr.

König Siegmund war sein rechtmäßiger Nachfolger, aber alle Hussiten haßten ihn als den Mörder Hussens und als einen Deutschen, und er selbst that, indem er das empörte Königreich unterwerfen wollte, lauter Fehlgriffe. Milde zu gebrauchen verhinderte ihn seine blinde Anhänglichkeit an das Concil, und um durch kräftige Maßregeln zu schrecken und zu siegen, fehlten ihm Muth und Entschlossenheit. Statt sogleich nach dem Heerde des Aufruhrs zu eilen, hielt er einen Landtag zu Brünn und begab sich dann nach Breslau, wo er einen Hussiten aus Prag grausam hinrichten ließ, und dadurch die Rachsucht und den Muth der Böhmen noch weit mehr entflammte. Ziska errichtete mit mehreren Rittern einen Bund, Siegmund nie für den König von Böhmen zu erkennen, sondern ihm stets zu widerstreben. Indeß hätte Siegmunds Sache durch die Verschiedenheit der Ansichten und Zwekke, welche unter den Hussiten selbst herrschten, leicht großen Vorschub erhalten können. Die sogenannten Calixtiner (Kelchner), wozu vorzüglich die Prager gehörten, waren gemäßigter als die Taboriten (von einem Berge

und einer daselbst angelegten Stadt, welche die Hussiten Tabor nannten), an deren Spitze Ziska stand. Zu den ersteren gehörten viele angesehene Landherren, welche zwar Freunde der Hussitischen Lehre, aber doch dem königlichen Hause nicht abgeneigt waren, und die zerstörende Wuth Ziska's und seines Haufens gern gehemmt gesehen hätten. Aber Siegmund wollte unkluger Weise von den Bedingungen, welche ihm diese gemäßigte Partei vorlegte, nichts hören, sondern verlangte Niederlegung der Waffen. Dadurch nöthigte er Alles zur Einmüthigkeit. Ein Deutsches Reichsheer kam ihm zu Hülfe, so daß er Prag mit hundertfunfzigtausend Mann belagern konnte. Die Prager aber hatten Ziska mit seinen Taboriten herbeigeholt, und dieser Held schlug mit seinen Leuten, die an Zahl weit geringer, und von denen viele nur mit Dreschflegeln bewaffnet waren, einen Sturm des kaiserlichen Heeres ab (1420). Hierauf zeigte sich gleich wieder die Spannung zwischen den Gemäßigten, besonders den Pragern, und den Taboriten, die verheerende Züge gegen die Böhmischen Städte, welche es nicht mit ihnen halten wollten, unternahmen, und dabei unmenschliche Grausamkeiten verübten *). Aber bei den Angriffen der äußeren Feinde machten die Getrennten auch wieder gemeinschaftliche Sache.

*) Zu Prachatitz ließ Ziska, nachdem er die Stadt erstürmt, die noch übrigen Einwohner in die Sakristei der Stadtkirche sperren, rings umher Stroh anhäufen und die Unglücklichen verbrennen. In Kommotau, das auch mit Sturm eingenommen wurde, schleppten die Taboritischen Weiber die Frauen der Männer, die bei der Vertheidigung der Mauern geblieben waren, in ein Gartengebäude, das sie in Flammen aufgehen ließen. Die Königlichen gaben den Hussiten aber in diesen Grausamkeiten nichts nach. Sie ließen viele Kelchner, die ihnen in die Hände fielen, verbrennen, und schon früher waren zu Kuttenberg gefangene Hussiten mit Pechfackeln gemartert und dann in die Schachten gestürzt worden.

Es war Siegmunden gelungen, die Deutschen Fürsten zu einem abermaligen Reichszuge gegen die Böhmen zu vermögen, und Ende August 1421 erfolgte der Einbruch des Heeres. Es belagerte Saatz, doch bei der Nachricht von dem Anzuge Böhmischer Schaaren zog es sich eiligst zurück. Noch in demselben Jahre kam Siegmund mit einem andern starken Heere, erlitt aber am 6. Januar 1422 bei Deutsch-Brod eine Niederlage, und entrann selbst nur mit Mühe. Ziska, der schon in früheren Zeiten ein Auge, und kurz vor diesem Treffen das andere eingebüßt hatte, war, auch völlig blind, als er von fremder Hand geleitet, sein Roß besteigen mußte, die Seele der Schaaren. Ein furchtbarer Schrecken ging vor ihm her; er war es, vor dem die Feinde bei Saatz und bei Deutsch-Brod die Flucht ergriffen hatten.

Indeß hatten die gemäßigten Hussiten, weil sie eben sowol dem Joche Siegmunds, als dem der wilden Taboriten entgehen wollten, die Böhmische Krone dem Könige von Polen Wladislav Jagello angeboten, und als dieser sie ausschlug, dem Bruder desselben, dem Großfürsten Alexander Witold von Litthauen. Der Großfürst wollte sich nun zwar gleichfalls auf die Annahme des gefährlichen Geschenks nicht einlassen, aber er sandte seinen Neffen Koributh, der den Pragern, welche unter einer gräulichen Pöbelherrschaft seufzten, wie ein rettender Engel erschien. Ziska aber erklärte sich wider den Prinzen, und zog auf Prag los, es zu zerstören, weil, wie er sagte, es viel besser sey, mit Wenigen und Einträchtigen wider Siegmund zu streiten, als mit Vielen, die uneinig seyen. Nur durch Unterwerfung gelang es den Pragern, den furchtbaren Zorn des blinden Helden zu beschwichtigen, der aber jetzt seine Laufbahn endete. Als er im Verein mit den Ausgesöhnten

gegen Mähren, wo Siegmunds Schwiegersohn, Herzog Albrecht von Österreich, die Hussiten verdrängt hatte, ziehen wollte, starb er plötzlich (im October 1424) vor dem Schloß Przibislav *).

Durch seinen Tod lös'te sich die Einigkeit unter den Hussiten vollends auf. Die Taboriten zerfielen in zwei Haufen: der eine erkannte nach Ziska's letztem Willen, Procop den Großen, der auch der Geschorene hieß, weil er vorher Mönch gewesen, als Führer an; der andere bestand aus den Wildesten aller Hussiten. Sie hauseten unter keinem Obdach, und nannten sich Waisen, als die ihren Vater verloren, und keinen für würdig achteten, ihn zu ersetzen. Doch überließen sie sich meistens der Führung eines andern Procop, des Kleinen, wie er genannt ward. Daneben bestanden noch die Horebiten (so genannt von einem Berge Horeb, wo sie sich zuerst versammelt hatten) und die Prager unter ihrem Prinzen Koributh, den sie jedoch bald, seiner überdrüssig, nach Hause sandten. Die Feindschaft, welche diese vier Parteien gegen einander hegten, wurde häufig durch verheerende Raubzüge abgeleitet, welche die Hussiten von dieser Zeit an nach anderen Ländern unternahmen. Sie hielten sich dazu theils durch das Recht der Wiedervergeltung, und theils darum für befugt, weil sie Böhmen für das gelobte Land, sich für das auserwählte Volk Gottes erklärten, und ihre Nachbarn für die Moabiter und Philister, welche nach Mosaischem Rechte ausgerottet werden müßten. Ihre mordbrennerischen Züge erstreckten sich nach allen Seiten hin, nach Ungern, nach der Ostsee und durch die Oberpfalz. Aber sie vergaßen auch

*) Noch heut zu Tage wird der Platz seines Zeltes, in welchem er hier starb, nicht umgeackert. So lange dauert das scheue Entsetzen fort, das er in seinem Leben verbreitet hatte

dann ihre Zwistigkeiten, wenn der Feind von Außen in ihr Land eindringen wollte, und der Schrecken, den ihre Züge unter allen benachbarten Völkern verbreitet hatte, machte es ihnen leicht, solche Angriffe zu vereiteln. Die Deutschen versuchten es noch zweimal, mit zahlreichen, durch Reichsaufgebot und Kreuzpredigten zusammengebrachten Heeren, in Böhmen einzudringen; aber so sehr war die Furcht in die sonst so kriegerischen Gemüther der Deutschen gedrungen, daß wenn die Hussiten sich nur zeigten, Alles schon, ohne den Kampf zu wagen, eine unordentliche Flucht nahm. Dies geschah bei Mies 1427, und bei Tachau 1431. So viele vereitelte Versuche überzeugten Siegmund endlich, daß die Böhmen nur durch sich selbst zu besiegen seyen, und daß man, statt durch Gewalt Alle zu vereinigen, auf dem Wege der Unterhandlung die unter ihnen selbst herrschende Spannung benutzen müsse.

Das seit 1431 versammelte Baseler Concilium bot dazu die Hand, und ließ, trotz des päpstlichen Verbots, die Hussitischen Gottesgelehrten zum Religionsgespräche einladen. Johann Rockyczana, das Oberhaupt der Hussitischen Kirche, nebst dreien Geistlichen der Prager, Waisen, und Taboriten erschienen, geleitet von Procop dem Großen, der dreihundert wohlgerüstete Reiter führte. Das Religionsgespräch führte zu keinem friedlichen Ergebniß, und die Hussitischen Abgeordneten kehrten unverrichteter Sache wieder zurück; aber das Concilium gesellte den Rückkehrenden Gesandte bei, welche die Geschicklichkeit besaßen, die Mißhelligkeiten zwischen den Parteien zu benutzen, den einflußreichen Rockyczana auf ihre Seite zu ziehen, und so endlich die Gemäßigten zu einer Aussöhnung mit der Kirche zu bringen, die ihnen den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt erlaubte.

Die Taboriten und die Waisen verwarfen zwar diesen Vertrag, Compactaten genannt, und legten die Waffen nicht nieder, aber die Barone, auf deren Seite jetzt die Stadt Prag war, brachten ein Heer auf, griffen die wüthenden Haufen bei Böhmisch-Brod an, und erfochten einen Sieg, der um so entscheidender war, weil Procop der Große und der Kleine nebst vielen anderen Führern blieben. So hatten sich die Böhmen selbst besiegt (1434). Siegmund wünschte den Ständen Glück dazu, und fragte an, ob sie ihn jetzt als ihren König anerkennen wollten. Dies geschah, nachdem er die ihm vorgelegten Bedingungen, unter denen Duldung des Hussitischen Gottesdienstes war, angenommen hatte. Am 23. August 1436 hielt er zu Prag seinen feierlichen Einzug, der als das Ende dieser langen verheerenden Unruhen mit allgemeiner Freude gefeiert ward.

---

27. Siegmunds Ausgang.

Erst wenige Jahre vor dem Ende des Hussitenkrieges kam der schon bejahrte Siegmund auf den Gedanken, sich in Rom vom Papste zum Römischen Kaiser krönen zu lassen, in dem Glauben, durch den neuen Glanz, den seine Herrschaft dadurch erhalten würde, auch das Ansehn derselben zu heben und zu befestigen. Da er aber in Italien nicht wie die Hohenstaufischen Kaiser erschien, sondern, wie sich ein Geschichtschreiber jener Zeit ausdrückt, mit vielen Sorgen, wenig Leuten und großer Armuth, so stach ein solcher Aufzug gegen jene Zwecke gar zu sehr ab. Er kam im November 1431 nach Italien, wo die Mächtigen

von dem, der den Titel ihres Oberhaupts führte, keine Kenntniß nahmen, und die Bürger von Siena, bei denen er beinah ein Jahr verweilte, seiner herzlich überdrüssig wurden. Endlich am 31. Mai 1433 empfing er zu Rom vom Papst Eugen IV. die Kaiserkrone. Aber seine Hoffnung, durch die Krönung größeres Ansehn unter den Reichsfürsten zu gewinnen, schlug gänzlich fehl. Die Reichstage, die er ausschrieb, blieben von den meisten Fürsten unbesucht, obschon die Ehre des Reiches kräftige Schritte gegen den Herzog von Burgund erfordert hätte, der damals eine Niederländische Provinz nach der andern an sich riß, ohne auch nur die Belehnung darüber nachzusuchen. Seinen letzten Reichstag hielt Siegmund 1437 zu Eger; noch in demselben Jahre starb er am 9. December zu Znaym in Mähren.

Siegmund hatte eine hohe Gestalt, ein schönes Gesicht, blondes herabwallendes Haar, einen langen wohl gepflegten Bart. Dieses trefflich in die Augen fallenden Äußeren wegen wurde er an mehreren Orten gemalt. Die Gemüther wußte er durch sein anmuthiges Benehmen, durch Milde und Herablassung zu gewinnen. Seine nicht immer wohl angebrachte Freigebigkeit war so groß, daß sie einen guten Antheil an den Geldverlegenheiten hatte, in denen er sich fast immer befand, da der Glanz, mit dem er sich zu umgeben liebte, und die weitaussehenden Unternehmungen, in welche ihn die Kronen, die er trug, verwickelten, mit den Mitteln, die sie ihm zur Erreichung seiner Zwecke darboten, in gar keinem Verhältnisse standen. Er besaß viele Bildung und Geist, und zog Leute von Kenntnissen sehr hervor. Ausschweifungen, wie sie bei den damals sehr verderbten Sitten häufig und gewöhnlich waren, sah er sich und Anderen mit großer Leichtblütigkeit

nach. Das Gute wollte er redlich, und doch konnte er in seinem Leben wenig vollbringen. Das kam daher, daß ihm bei allen seinen glänzenden Gaben und löblichen Eigenschaften die wahre Größe und Stärke des Geistes fehlte, die sich in diesen verwirrten Zeiten des Reiches und der Kirche der Verhältnisse hätte bemächtigen können. Er hinterließ keine Söhne und beschloß das Luxemburgische Geschlecht.

Noch müssen zwei denkwürdige, von Siegmund veranlaßte Erwerbungen Deutscher Fürsten erwähnt werden. Die Eine betrifft die Mark Brandenburg. Dieses Land hatte, wie wir gesehen haben, seitdem es von dem Askanischen Fürsten an die Wittelsbacher gekommen war, seine äußere Macht und seinen Wohlstand eingebüßt. Noch schlimmer ging es ihm, als es nach dem Tode Kaiser Karls IV. an Siegmund fiel. Denn diesem schien Brandenburg gegen den Glanz der Ungerischen Krone der Beachtung völlig unwerth; er verpfändete es daher seinem Vetter, dem früher mehrfach erwähnten Markgrafen Jobst von Mähren, der nur darauf dachte, Geld herauszuziehen, und Statthalter setzte, die sich um nichts kümmerten, und dem Raubadel, welcher das arme Land nach Gefallen plünderte und drückte, nicht wehrten. Als nun Jobst starb (1411), verpfändete Siegmund von Neuem die Mark an Friedrich VI., Burggrafen von Nürnberg (Th. V. S. 159), einen klugen und tapfern Fürsten, der sich mannichfache Verdienste um ihn erworben hatte. Nachdem die Schuldsumme hierauf bis zu viermal hunderttausend Ducaten gestiegen war, überließ Siegmund diesem Fürsten die Mark Brandenburg mit der Kurwürde erb- und eigenthümlich (1415), und belehnte ihn zu Kostnitz feierlich damit. Es gelang Friedrichen, wiewol mit vieler Mühe, der Raubritter Herr zu werden, Frieden und eine bessere Ordnung

der Dinge in das Land zurückzuführen. So kam die Fränkische Linie der Hohenzollerschen Fürsten zum Besitze Brandenburgs, ein Ereigniß, welches in späteren Jahrhunderten auf die ganze Geschichte Deutschlands höchst folgenreich wirkte. Die zweite jener Veränderungen war die Vereinigung der Sächsischen Kur mit den Meißnischen Ländern, als die Sachsen-Wittenbergische Linie 1422 mit Albrecht III. erlosch, und Siegmund ohne Rücksicht auf die Lauenburgischen und Anhaltischen Stammvettern das Wittenbergische Land mit der Kur, als ein eröffnetes Reichslehn, dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren, für die im Hussitenkriege versprochene und geleistete Hülfe ertheilte.

---

28. Die Baseler Kirchenversammlung, Albrecht II., und Friedrichs III. Anfang.

Die weitaussehenden Hussitischen Unruhen waren die Ursache, daß die zu Kostnitz gethanen Verheißungen, nächstens wieder eine Kirchenversammlung zusammenzurufen, endlich in Erfüllung gingen. Alle Versuche, diesen bedenklichen Bewegungen mit Gewalt und Güte Einhalt zu thun, waren bis jetzt gescheitert; nur von einem allgemeinen Concilium glaubte man noch Hülfe erwarten zu können. Daher drangen die Cardinäle so lange in Martin V., bis er auf den Frühling des Jahres 1431 ein Concilium zu Basel ausschrieb, und als er noch vor Eröffnung desselben (20. Febr.) starb, mußte auch der neue Papst, Eugen IV., schwören, ihm seinen Fortgang zu lassen. Aber

bald suchte Eugen sich dieses lästigen Zwanges zu entledigen, und befahl den schon versammelten Prälaten, wieder aus einander zu gehen. Aber diese kehrten sich an seinen Befehl so wenig, daß sie vielmehr den Grundsatz der Synode zu Kostnitz, eine allgemeine Kirchenversammlung sey höher als der Papst, von Neuem aussprachen und noch hinzufügten, daß nur der auf einer solchen repräsentirten Kirche der Charakter der Unfehlbarkeit zukomme, und nicht dem Papst, der nur das dienende Oberhaupt (caput ministeriale) derselben sey. Nachdem sie nun Eugen mehrere Termine gesetzt hatten, innerhalb deren er in Person oder durch Abgeordnete zu Basel erscheinen solle, um an den Handlungen des Conciliums den ihm gebührenden Antheil zu nehmen, dieser aber durch einen unglücklichen Krieg mit Mailand und einen Aufstand des Römischen Volks in große Noth gerathen war, sah er sich genöthiget, nachzugeben, und die Gültigkeit alles bisher zu Basel Verhandelten anzuerkennen. Die Synode nahm jetzt auch sogleich das Reformationswerk vor, aber wieder nur in dem Sinne, wie es zu Kostnitz betrieben worden war oder nach der Meinung selbst der gegenpäpstlichen Partei dort hätte ins Werk gerichtet werden sollen. Es war also von der allgemeinen Verderbniß und Sittenlosigkeit der Geistlichen, der Entfernung vom ächt evangelischen Geiste, der Entstellung des reinen Christenthums durch überflüssige und abergläubische Satzungen, hier nicht die Rede, sondern, einige unbedeutendere Mißbräuche abgerechnet, war diese Reformation bloß gegen den Papst gerichtet, dessen Einkünfte und Gewalt in der Kirche man schmälern wollte, ohne doch die ihm gebührende Oberleitung der geistlichen Angelegenheiten dem Grundsatze nach zu bestreiten. Indeß war Eugen zu seiner feindseligen

Stellung gegen die Synode zurückgekehrt. Damals hatte sich der von den Türken aufs äußerste bedrängte Byzantinische Kaiser, Johann VI., bereit erklärt, zur Wiedervereinigung der Griechischen Kirche mit der Lateinischen unter jeder Bedingung die Hand zu bieten, ja selbst mit seinen Bischöfen im Abendlande zu erscheinen; denn nur dadurch glaubte er die Hülfe der westlichen Völker erlangen zu können. Unter dem Vorwande nun, daß der Griechische Kaiser nicht über Italien hinausreisen könne, verlangte Eugen die Verlegung der Kirchenversammlung von Basel nach Ferrara, und als die Prälaten zu Basel sich dessen weigerten, eröffnete er 1438 eine andere Synode zu Ferrara, wo er die zu Basel für schismatisch erklärte, ein Ausspruch, der am letztern Orte sofort mit der Eröffnung eines Processes gegen Eugen beantwortet wurde.

Um diese Zeit hatten sich die Kurfürsten zu Frankfurt zur Wahl eines neuen Reichsoberhaupts versammelt, die auf Herzog Albrecht von Österreich, Siegmunds Schwiegersohn, fiel (18. März 1438). So wenig beneidenswerth schien der Besitz der Deutschen Krone, daß Albrecht sich gar nicht um sie beworben hatte, ja sogar anfangs Bedenken trug, sie anzunehmen. Auch blieb er während seiner kurzen Regierung fast nur mit den Angelegenheiten von Ungern und Böhmen beschäftiget, auf deren Thronen er dem verstorbenen Kaiser gleichfalls folgte, im letztern Lande jedoch nicht ohne Kampf mit einem von den Utraquisten aufgestellten Gegenkönige, dem Prinzen Kasimir von Polen. Wegen der kirchlichen Angelegenheiten, welche die Gemüther am meisten beschäftigten, waren die Deutschen Stände in der größten Sorge, es möchte ein neues Schisma ausbrechen; sie erklärten daher zwar ihren Beitritt zu den Reformationsbeschlüssen der Baseler Syn-

ode, welche die Annaten *) abschafften und die Päpstlichen Reservationen der Kirchenpfründen sehr beschränkten; zugleich aber auch, in dem Streite des Conciliums mit dem Papste eine völlige Neutralität beobachten zu wollen. Die Baseler Väter ließen sich indeß dadurch nicht irre machen, sondern schritten am 25. Mai 1439 zur Absetzung Eugens, und gaben ihm noch in demselben Jahre einen Nachfolger in der Person des Herzogs Amadeus von Savoyen, der seinem Sohne die Regierung übergeben hatte, und jetzt in der Einsamkeit lebte. Er nannte sich Felix V. Um dieselbe Zeit erkrankte König Albrecht, auf der Rückkehr von einem Zuge gegen die Türken, an der Ruhr, und starb noch ehe er Wien erreichte (27. Oct. 1439). Er hinterließ den Ruhm eines einsichtsvollen Fürsten; in Deutschland ist seine nur anderthalbjährige Regierung spurlos vorübergegangen. Von ihm an ist die Kaiserkrone fast ohne Unterbrechung bei Österreich geblieben, bis zur Auflösung des Deutschen Reiches in unseren Tagen. Die Kurfürsten wählten am 2. Februar 1440 einen Vetter Albrechts, den Herzog Friedrich von Österreich, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Albrecht Steiermark, Kärnthen und Krain besaß. Auch er entschied sich erst nach einer fast dreimonathlichen Unschlüssigkeit zur Annahme einer Krone, die viele Mühe und Sorgen, aber fast keine Vortheile gewährte, wenn man nicht den in Anschlag brachte, daß ihr Ansehn zur Vergrößerung der eignen Hausmacht dienen konnte, im Fall sich eine Gelegenheit dazu darbot. Friedrich, als König der dritte genannt, war der schweren Aufgabe, dem Reiche der Deutschen vor-

*) Unter Annaten versteht man die Gebühren, welche die Päpste bei der Confirmation geistlicher Würden zogen; sie betrugen die Einkünfte eines ganzen Jahres von denselben.

zustehen, auf keine Weise gewachsen. Er war ein Fürst von häuslichen Tugenden, aber mittelmäßigen Gaben, und kriegerischen Unternehmungen abhold, obgleich er viele Pläne verfolgte, die auf dem ruhigen Wege von Bündnissen oder Verträgen durch berechnende Staatskunst auszuführen waren, und dadurch in mannichfache Verwickelungen gerieth. Den vielen Trübsalen und Unfällen seiner drei und funfzigjährigen Regierung setzte er weder Geistesstärke noch Entschlossenheit, sondern eine fast stumpfe Gleichgültigkeit entgegen. Aus seiner behaglichen Ruhe ließ er sich schwer erwecken, und in seinen Lieblingsbeschäftigungen so ungern stören, daß er einmal einen Landtag entließ, um seine Blumenscherben gegen den Frost in Sicherheit zu bringen.

Ein kräftiger Herrscher würde den Zwist der Baseler Synode mit dem Papste Eugen benutzt haben, um der Deutschen Kirche die Erleichterung zu verschaffen, welche ihr die Decrete der erstern gewährten; aber Friedrich wurde von einem klugen Günstlinge geleitet, der Alles zum Vortheil der Päpstlichen Curie zu drehen wußte. Dies war der Italiener Aeneas Sylvius Piccolomini (der nachmalige Papst Pius II.), früher Geheimschreiber der Kirchenversammlung und beredter Vertheidiger ihrer Rechte gegen die päpstlichen Anmaßungen; später, als er die Dienste derselben mit denen des Römischen Königs Friedrich vertauscht und das Vertrauen dieses schwachen Fürsten in einem hohen Grade gewonnen hatte, ergriff er die Partei des Papstthums, und wurde eines der nützlichsten Werkzeuge desselben. Eugen, von Friedrichs Gesinnungen unterrichtet, that 1445 den kühnen Schritt, seine beiden Hauptgegner, die Kurfürsten von Köln und Trier, ihrer Würde zu entsetzen, und ihre Stellen an Verwandte des Herzogs

von Burgund zu ertheilen. So ruhig als der Römische König zusah, wie von Rom aus in seinem Reiche geschaltet wurde, blieben die Kurfürsten nicht; sie schlossen im März 1446 einen Verein des Inhalts, daß wenn der Papst Eugen nicht die Baseler Decrete anerkennen und die unternommenen Neuerungen (darunter verstanden sie die Absetzung der Kurfürsten) zurücknehmen würde, sie von ihm abtreten und das Baseler Concilium als rechtmäßig ansehen wollten. Eugen, dem sie ihre Forderungen durch eine Gesandtschaft vortragen ließen, wurde durch Aeneas Sylvius gewarnt, durch eine harte, zufahrende Antwort nicht sein Spiel zu verderben. Er gab daher eine ausweichende, und versprach, die Deutsche Fürstenversammlung zu beschicken. Diese wurde am 1. September eröffnet, und eine Zeit lang schien es wirklich, als ob alle Italienischen Künste an der Standhaftigkeit der Deutschen Fürsten scheitern würden. Aber was diese Künste nicht vermochten, gelang endlich durch eine geringe Geldsumme, die Aeneas zur rechten Zeit spendete. Johann Lysura, General-Vicar des Kurfürsten von Mainz und Alles bei seinem Herrn vermögend, der eigentliche Stifter des Kurbundes, war es, der nunmehr für 500 Goldgulden die Freiheit der Deutschen Kirche verkaufte. Durch ihn wurde der Kurfürst von Mainz zur Annahme eines Vorschlages gebracht, vermöge dessen der Papst die Kurfürsten wieder einsetzen, aber für Alles, was er durch die Annahme der Baseler Decrete verlieren könne, vollständig entschädigt werden solle. Als dies von den mehrsten, schon vielfältig bearbeiteten Fürsten genehmigt war, zog eine neue Gesandtschaft nach Rom, dem Papste die Obedienz zu leisten. Diese Huldigung empfing der siegende Eugen auf dem Todbette, und starb wenige Wochen nach-

her (23. Febr. 1447). Im folgenden Jahre schloß ein Gesandter seines Nachfolgers Nicolaus V. mit dem Könige Friedrich, der hier mit Einwilligung mehrerer Kurfürsten und anderer Stände im Namen der Deutschen Nation handelte, zu Wien einen Vergleich, in welchem das Meiste von dem, was durch die Baseler Decrete in Hinsicht der Annaten und Reservationen gewonnen worden war, wieder aufgegeben wurde. Da der Inhalt dieses Vertrages in Aschaffenburg zur Kenntniß der Reichsstände gelangte, so hat man lange geglaubt, daß er dort geschlossen worden sey, und ihm den Namen der Aschaffenburger Concordaten gegeben. Friedrich kündigte nun der Kirchenversammlung zu Basel das Geleit auf, und nachdem Felix seine Würde niedergelegt, und Nicolaus als rechtmäßigen Papst anerkannt hatte, lös'te sich das Concilium völlig auf (1449).

Auf diese Weise endete auch die Baseler Kirchenversammlung wie die von Kostnitz, ohne die großen mit so vielem Geräusche verkündeten Hoffnungen der Völker befriedigt zu haben. Daß indeß, selbst wenn die Zwecke der gegenpäpstlichen Partei auf diesen Synoden erreicht worden wären, der Religionszustand dadurch keine Besserung gewonnen hätte, das Christenthum keine Heilung der tiefen Übel, an denen es krankte, ist schon bemerkt. Die Nothwendigkeit, die Satzungen der Kirche auf die ursprüngliche Reinheit des Christenthums zurückzuführen, und die Verfassung derselben der Einfachheit jener Zeiten wenigstens wieder näher zu bringen, war ein Gedanke, den jene wider die Päpstliche Curie erbitterten Stimmführer am wenigsten hegten. Reineren Gemüthern war es vorbehalten, ihn ehe noch ein Jahrhundert verging aufzufassen und ins Leben zu rufen, und der geistlichen Welt-

herrschaft Roms die gefährlichsten Wunden zu schlagen, während es jetzt, im stolzen Gefühle des Sieges über die von den Concilien drohenden Gefahren, sich einer Sicherheit überließ, in der es die Kirche noch schlimmer als bisher mißhandeln zu dürfen glaubte.

---

29. Die Deutschen Städte.

Während der Luxemburgischen Zeit hörte Deutschland fast gänzlich auf, ein Gesammtstaat zu seyn. Die Kaiser aus diesem Geschlechte widmeten ihre Liebe wie ihre Sorgen meistens ihren Erbreichen, und dachten nicht darauf, sich der Macht derselben zur Wiederherstellung des königlichen Ansehns in Deutschland zu bedienen; nur der Glanz der Kaiserkrone und die Mittel, die sie zur Erreichung anderweitiger Zwecke darbot, hatten Reiz für sie. Indem nun Deutschland als ein Ganzes nichts mehr bedeutete, und sich fast Niemand darum kümmerte, daß die schlauen und mächtigen Nachbarn im Westen dem Reiche die Provinzen Burgundiens und der Niederlande stillschweigend entrissen, gerieth deswegen die Kraft der Nation keinesweges in Verfall, nur ging sie in der Zersplitterung des Ganzen in sehr mannichfachen Richtungen auseinander. Besonders bieten die bedeutenderen Deutschen Städte des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts ein Bild eigenthümlicher, innerhalb ihrer Ringmauern republikanischen Gestaltung dar, welches in mancher Hinsicht an Italien erinnert, nur daß, mit der Wärme des südlichen Blutes und der trügerischen Glattzüngigkeit der Romanischen Weise, auch die heftigen Leidenschaften fehlten, welche die

Kämpfe Italiens mit Freveln erfüllten, und jene künstlichen Gewebe von Gewalt und List, welche dort blutgierigen und üppigen Usurpatoren zur Herrschaft verhalfen. Von den Kämpfen der Städte und des Landadels ist schon an mehreren Orten die Rede gewesen; sie wuchsen in dem Maaße, als mit dem Reichthum und der Macht der ersteren auch ihre Ansprüche auf Selbständigkeit zunahmen und die Eifersucht des Adels und der Fürsten in höherm Grade erregt wurde. Aber auch innerhalb der städtischen Ringmauern fehlte es nicht an Reibungen und Kämpfen. Schon in der Hohenstaufischen Zeit begannen Zwistigkeiten zwischen den adlichen Stadtgeschlechtern, Patricier genannt, und den geringeren Bürgern, die von jenen verachtet, oft mit empörender Willkühr behandelt und von allen Ämtern ausgeschlossen wurden. Als aber die Gewerbtreibenden durch ihre Vereinigungen zu Zünften und Innungen erstarkten, widersetzten sie sich den Anmaßungen der Patricier mit aller Kraft. In den meisten Städten (unmittelbaren Reichs- wie Landstädten, denn der Unterschied war damals, wo der Begriff der Landeshoheit noch nicht ausgebildet war, unbedeutend *)) gelang es in diesem Zeitraume den Zünften, zur Theilnahme am Stadtregiment zu gelangen, aber gewöhnlich erst in Folge von Kämpfen gegen die bisher ausschließlich rathsfähigen Bürger. Entweder wurden alsdann in den bisherigen Rath Handwerker aufgenommen, indem eine gewisse Zahl von Rathsstellen mit ihnen besetzt, oder eine eigne Abtheilung derselben gebildet wurde; oder es wurde ein eigentliches Zunftregiment eingeführt, indem die ganze Verfassung auf eine Abtheilung der Bürgerschaft in Zünfte gegrün-

*) Sartorius Geschichte des Hanseatischen Bundes. Th. II. S. 188.

det wurde. Wer auch seinem Gewerbe nach zu keiner Zunft gehörte, mußte sich als Bürger der Stadt einer anschließen. Ein Beispiel einer Verfassungsänderung in diesem Sinne haben wir schon an Zürch gesehen (Th. V. S. 392.). In mehreren Städten blieb indeß trotz der den Zünften gemachten Bewilligungen die Verfassung wesentlich aristokratisch, wie in Nürnberg, wo sich der Rath 1348 dazu verstehen mußte, die Vorsteher von acht bestimmten Zünften in den Rath zu nehmen. Aber diese wurden nur in bestimmten Zeiten, wo unbedeutende Gegenstände vorgetragen wurden, zur Sitzung berufen; das Innere der Verfassung lernten sie nicht kennen, und durften noch weniger darauf einwirken *).

Der große Reichthum, zu welchem die Deutschen Städte damals gelangten, ging aus Handel und Gewerben hervor. Der erstere nahm damals ganz andere Wege, als in den neueren Jahrhunderten; der Landweg über Deutschland war es, welcher den Norden von Europa mit dem Süden verband; die Deutschen Städte vertrieben die kostbaren Waaren des Ostens, die sie aus Italien empfingen, nach den nördlichen Ländern, und fanden in diesem lebhaften Verkehr eine stets strömende Quelle reichlichen Gewinnes. Wie ein betriebsamer Handelsgeist gewöhnlich zugleich den Kunstfleiß weckt, geschah es auch in den Deutschen Städten; die Erzeugnisse ihrer fleißigen Arbeiter, vorzüglich Tuch und Leinwand, wurden reichlich ins Ausland geführt, und dieses dadurch nicht nur dem Handel, sondern auch der Gewerbsthätigkeit der Deutschen zinsbar gemacht. Dadurch erzeugte sich ein Wohlstand und eine Volksmenge in vielen Deutschen Städten, ge-

*) Mannert, überblick von Nürnbergs Aufkeimen ꝛc. S. 65.

gen welche ihr Zustand in unseren Tagen dürftig und geringfügig erscheint. Der oben genannte Aeneas Sylvius hat eine Beschreibung von Deutschland aufgesetzt, in welcher er die Macht, den Reichthum, den Glanz der Deutschen Städte nicht genug preisen und erheben kann.

Aber wenn auch die Geschichte von dem, was die Deutschen Städte waren und bedeuteten, verstummte, die Steine würden es uns täglich verkünden. Die Gebäude, welche jene Geschlechter errichtet, legen ihren Enkeln ein sprechenderes Zeugniß von ihrem Wirken und ihrem Sinne ab, als es die beredteste Schrift vermag. Es beginnt nämlich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die schönste Blüthe jener Baukunst, welche man die Gothische genannt hat, aber die Deutsche nennen sollte, weil ihre edelste und erhabenste Gestalt von Deutschen Meistern ausgegangen ist, und Deutsche Meister auch in anderen Ländern die wichtigsten Gebäude dieser Art aufgeführt haben. Sie ist ein Erzeugniß der Deutschen und christlichen Richtung in der Kunst, und ist eben so wie die eigenthümliche Poesie jener Zeiten von der antiken Weise völlig unabhängig, ohne darum einen geringern Rang einzunehmen als diese; denn die Schönheit der Formen, Geschmack und Stil sind in allen Künsten keinesweges an eine bestimmte Art und Regel gebunden, sondern können eben so mannichfach seyn, als die verschiedenen Richtungen des Sinnes und Geistes in den Völkern und Zeiten, die sich mit Freiheit erzeugen und in der Kunst mit ursprünglicher, keinem vorhandenen Muster nachgebildeter Schöpfungskraft zur Erscheinung gelangen. Das Eigenthümliche dieser Deutschen Baukunst zeigt sich in den schlankeren Säulen, über welchen, auf den geschmückten Knäufen, die Ribben und Reihungen der Gewölbe

emporsteigen; in den hohen Bogenfenstern, welche die Räume zwischen den Pfeilern bis unter die Dachung ausfüllen; in der leichten, äußerst kühnen Höhe der Schwibbögen; in den mit Laubwerk-Zierrathen überall bedeckten Erkern und Zinnen, welche das Hauptgebäude umgeben u. s. w. Unter den Meistern jener Zeit hat keiner so hohen Ruhm erlangt, als Erwin von Steinbach, der im Jahre 1277 den vordern Anbau und den Thurm des Münsters von Straßburg zu bauen begann. Hier erscheint die Kunst in ihrer Vollendung. Aber dieser riesenhafte Thurm ist bei weitem nicht ganz von Erwin errichtet, auch nicht nach seinem ursprünglichen Plane ausgeführt, welcher, den schon vorhandenen Dimensionen entsprechend, auf ein Werk mittlern Umfangs ging *). Erst im Jahre 1439 wurde der Thurm gänzlich vollendet, und da jeder der folgenden Meister nach seinen eigenen Gedanken daran baute, so läßt sich an ihm, wie mit einem Blicke, der veränderte und schon sinkende Geschmack dieser Baukunst übersehen; denn im funfzehnten Jahrhundert verlor sich die alte Großartigkeit schon in kleinliche Verkünstelung. Ganz anders der Kölner Dom, der gleichfalls um die Zeit Erwins von Steinbach begonnen wurde. So weit dieses außerordentliche Werk vollendet ist, wurde nach dem von dem Urheber entworfenen Plane daran fortgebaut. Der Stephansthurm in Wien, der Freiburger Dom und viele andere Kirchen gehören ebenfalls in die beste Zeit der Deutschen Baukunst. Wenn man den künstlerischen Geist betrachtet, welcher in der Anordnung und Entwerfung dieser himmelanstrebenden Massen waltet, die Kenntniß und Sicherheit in der Ausführung und das große

*) Görres, in den Heidelberger Jahrb. der Litterat. 1824. No. 60.

technische Geschick in der höchst sorgfältigen und fleißigen Behandlung des Einzelnen: so fühlt man sich zu einer wahrhaften Verehrung von Zeiten fortgerissen, wo es Meister gab, die so dachten und bildeten, so viele bereite Hände ihren Gedanken Leben zu geben, und Bürger einzelner Städte, die keine bessere Verwendung ihrer Reichthümer kannten, als für solche Zwecke *). Indeß wäre die Ausführung dieser Bauten mit einer solchen Vollendung ohne die damals blühenden Baubrüderschaften schwerlich möglich gewesen. Schon bei den Römern finden sich Vereine von Baukünstlern, später hatten sie in den Klöstern ihren Sitz, im elften Jahrhundert traten sie aus diesen hervor, und gestalteten sich zu weltlichen Gesellschaften. In England nahmen diese Vereine zuerst eine eigenthümliche Form an. Sie beschäftigten sich mit Unternehmungen großer Bauten, und ihr gemeinschaftliches Wirken nach wohlerlernten Regeln machte die große Ausbildung und Übereinstimmung ihrer Arbeiten möglich. Ihre Lehren pflanzten sie als Geheimnisse durch die drei Stufen der Lehrlinge, Gesellen und Meister fort. Die für die Bildung und Ausbreitung der Deutschen Kunst wichtigste Vereinigung der Baumeister und Steinmetzer ist die, welche zu Straßburg durch Erwin von Steinbach gestiftet wurde. Aus Deutschland, England und Italien zog er Meister an sich, und gab seinem Bunde die schon früher in England angenommene Einrichtung. Eine solche Innung hieß eine Hütte; alle in Deutschland befindlichen Hütten traten mit einander in Verbindung, die Straßburger

*) Bosnische Gesandte, erzählt Aeneas Sylvius, welche den Stephansthurm in Wien lange angesehen und bewundert hatten, brachen endlich in die Worte aus: „Der Thurm hat mehr gekostet, als man für das ganze Königreich Bosnien bekäme.“

blieb indeß die oberste. Erst im Jahre 1731 sind diese Hütten durch ein kaiserliches Edict aufgehoben worden *).

30. Der Hanseatische Bund.

Von den Verbindungen Deutscher Städte, welche der Verfall der kaiserlichen Macht zu einem selbstthätigen Schutze des Handels und der Gewerbe hervorrief, ist in dieser Geschichte schon öfters die Rede gewesen. Unter diesen Städtebündnissen hat keines so viel Bedeutung, Macht und Ruhm erlangt, als das Hanseatische oder die Hanse, welches in Nieder-Deutschland und in den eroberten Wendischen Ländern östlich der Elbe und Oder seinen Sitz hatte. Die Frage, wann, wie und wo dieser berühmte Bund seinen Anfang genommen habe, wird wahrscheinlich nie mit Sicherheit beantwortet werden können **). Gewiß ist nur, daß er aus der Vereinigung einiger Seestädte zum Schutz und zur Ausbreitung ihres Handels hervorging, und daß dieser Anfang in das dreizehnte Jahrhundert fällt. Damals war die Verbindung nur klein, und umfaßte durch dies ganze Jahrhundert höchstens zehn bis zwölf meistens

*) Die Hütten hießen auch Logen, die Mitglieder derselben Freie Maurer, weil sie besondere Vorrechte und Freiheiten genossen. Man nahm in England außer den eigentlichen Kunstgenossen auch andere Männer von Ansehn und Kenntnissen auf, welche angenommene Maurer hießen. Aus diesen ist späterhin, nach Einiger Meinung, der Bund der Freimaurer entstanden.

**) Die gewöhnliche Ansicht, nach welcher in einem 1241 zwischen Hamburg und Lübeck geschlossenen Verein der Ursprung des Bundes zu suchen ist, hat Sartorius, der gründliche Geschichtschreiber desselben, widerlegt, Th. I. S. 58 u. 370.

an der Ostsee gelegene Städte. Auch findet sich der Name Hanse noch nicht. Aber im vierzehnten Jahrhundert wuchs die Zahl der theilnehmenden Städte rasch, und die innere Verfassung des Vereins bildete sich immer mehr aus; jetzt legte er sich den Namen Deutsche Hanse bei, der so viel als Handelsgilde bedeutet. Von dem Ausflusse der Schelde bis nach Esthland erstreckte sich der Bund, auch gehörten nicht mehr bloß Seestädte, sondern viele im Innern des Landes liegende Örter dazu, wie Köln, Braunschweig, Osnabrück, Magdeburg, Hildesheim, Kulm, Thorn u. a. m.

Gemeinschaftliche Vertheidigung gegen Angriffe, Sicherheit der Straßen zu Wasser und zu Lande, welche die Kaufleute der Städte mit ihren Waaren befuhren, schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten der Glieder unter einander, vor allem aber die Befestigung und Ausdehnung des auswärtigen Handels, waren die Hauptzwecke dieser Verbindung. Der Schauplatz des auswärtigen Verkehrs war vorzüglich der Europäische Norden, Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark, Länder, deren innerer gesellschaftlicher Zustand die fast ausschließliche Handelsgewalt der Hansen möglich machte. Sie legten in diesen Gegenden bleibende Niederlassungen an, ohne die ein bedeutender auswärtiger Handel bei der damaligen Unsicherheit nicht geführt werden konnte, wie z. B. zu Nowgorod in Rußland und zu Bergen in Norwegen. Sie genossen hier großer Vorrechte und Begünstigungen, zu deren Erweiterung und Behauptung sie auch den Kampf mit den Nordischen Königen nicht scheuten, sondern kühn und glücklich gegen sie auftraten. So wie sie diese Länder mit Waaren aus der Fremde versorgten, so führten sie auch allein die Erzeugnisse derselben wieder aus. Aus diesem Zwischenhandel zogen sie den größten Gewinn; was ihr

eigner Kunstfleiß hervorbrachte, kam dagegen wenig in Anschlag. Im Westen ging ihr Verkehr besonders nach England und den Niederlanden; zu Brügge und London hatten sie ihre Handelscomtoire. In allen diesen auswärtigen Verhältnissen erscheinen sie als freie Mächte; sie schließen Bündnisse, machen Frieden oder kündigen Krieg an, ohne alles Zuthun des Kaisers und des Reichs. Zur Besorgung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten hatten sie Tagsatzungen, auf welchen Lübeck den Vorsitz führte. Nie hat später der Deutsche Handel einen solchen Umfang und ein solches Leben wie damals gehabt, und es ist nicht zu berechnen, wie viel unser Vaterland durch diesen trefflichen Städteverein an Betriebsamkeit, Wohlstand und Verfeinerung gewonnen hat.

---

31. Die Fehmgerichte *).

Wie der Hanseatische Bund eine Erscheinung ist, die aus dem Mangel an Einheit in Deutschland und durchgreifender, gegen Gewalt und Willkühr sichernder gesetzlicher Ordnung hervorging, so sind es auch die Fehmgerichte, auch heimliche oder Westphälische Gerichte genannt, in der Gestalt und dem Umfange, wie sie sich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert entwickelten. Ihren Ursprung haben sie in uralten, allgemein gültigen Einrichtungen des Deutschen Gerichtswesens; wie aber mit ihnen selbst mannichfache Veränderungen vorgegangen waren, so hatte sich um sie her Alles noch weit mehr verwandelt. Daher

*) Vorzüglich nach Wigand, das Feimgericht Westphalens, aus den Quellen dargestellt. Hamm 1825.

hatten selbst ihre Inhaber und Mitglieder die rechte Kunde von ihrer Geschichte verloren, den Zeitgenossen erschienen sie fremdartig und seltsam, und so haben sie den Dichtern und Romanschreibern nach späteren Zeiten einen Stoff dargeboten, den sie auf das abenteuerlichste ausschmückten.

Als sich in Deutschland nach der Zersplitterung der großen Herzogthümer die Landeshoheit ausbildete, suchten die Landesherren auch ihre Gerichtsbarkeit der noch bestehenden kaiserlichen gegenüber auf alle Weise auszudehnen, so daß die kaiserlichen Gerichte immer mehr zusammenschwanden, und endlich fast sämmtlich unbemerkt in landesherrliche übergingen. In Westphalen, wo sich die alten Einrichtungen weit zäher und haltbarer bewiesen, als in anderen Landschaften, blieb auch von der kaiserlichen Gerichtsbarkeit ein bedeutender Überrest. Die Freien blieben einem besondern Richter untergeordnet, der nicht als landesherrlicher, sondern als kaiserlicher Beamter über sie zu urtheilen hatte. Er hieß Freigraf, sein Gerichtsbezirk eine Freigrafschaft. Die Landesherren betrachteten diese Gerichte nur wie alle anderen in ihren Territorien befindlichen Dinge als sich untergeordnet, ohne aber darum an der Sache selbst und ihrem Wesen etwas ändern zu können. In dem Verhältniß zu den Freigrafschaften hießen sie Stuhlherren. Da die Freigerichte ein Überbleibsel der uralten Sächsischen Gerichtsverfassung waren, wie sie durch Karl den Großen verändert und zeitgemäß umgestaltet worden war, so hatte sich unter den Gliedern der Gerichte die dunkle Kenntniß erhalten, daß die Einrichtung derselben von jenem Kaiser herstamme. In so fern dies nun auf etwas Besonderes sie vor anderen Gerichten Auszeichnendes zielen sollte, war es ein Mißverständniß, denn die Freigerichte waren ursprünglich nichts als die ordent-

lichen Landgerichte der alten Verfassung. Aber schon im vierzehnten Jahrhundert nahm man sie für außerordentliche Institute, wie sie es auch in dieser Zeit allmählig geworden waren.

Denn obschon sie ursprünglich nur für Westphalen da waren, wie es denn auch in dieser Provinz (deren Boden in der Sprache des Gerichts aus unbekannten Gründen rothe Erde genannt wurde) Freistühle gab und geben durfte, so hatte sich doch andrerseits in ihnen aus dem Verhältniß von kaiserlichen als höheren zu landesherrlichen als niederen Gerichten der Gedanke einer sich über das ganze Reich erstreckenden Befugniß ausgebildet, in so fern nämlich von den niederen Gerichten das Recht nicht gewährt ward. Sie setzten sich den höchsten Reichsgerichten gleich, luden Fürsten vor ihren Stuhl, und steigerten das Gefühl ihrer Würde bis zu großem, kecken Übermuth. Aber aus Ehrfurcht vor alter Sitte und Verfassung fanden sie in diesem Bestreben allgemeine Anerkennung. Da im Mittelalter sich weder Kaiser noch Landesherr um Gesetzgebung und Gerichtsordnung bekümmerten, so bildete sich auch in den Freigerichten nach ächt Deutscher Weise Alles aus dem Herkommen durch eigene Entwickelung aus. Daher war auch die eigentliche Beschaffenheit ihrer Einrichtungen so unbekannt, daß König Ruprecht im Jahre 1408 den Freigrafen eine Reihe von Fragen darüber vorlegte.

Wer und welche Art von Vergehen vor das Fehmgericht gehörten, war, da sich Alles aus dem Herkommen entwickelte, keinesweges genau bestimmt. Als Karl der Große die Sachsen unterworfen hatte, schien ihm keine Gattung von Verbrechen der Aufsicht und Strafe bedürftiger, als die gegen das Christenthum begangenen. Dar-

um gehörte Alles, was die Gebote der Religion verletzte, vor die Fehmgerichte, und, wie im Sinne des Mittelalters hinzugefügt ward, auch Alles, was wider die Ehre stritt, also alle Criminalverbrechen. Aber auch Klagen anderer Art wurden angenommen, wenn der Angeschuldigte sich weigerte, sich vor seinen ordentlichen Richter zu stellen. Und so wurde es den Freigerichten leicht, fast in jeder Anklage Gegenstände ihrer Befugniß zu finden.

Wenn das Freigericht gehegt ward, so bestand es aus dem Freigrafen, als dem Richter, den Freischöffen, als den Urtheilsprechern, und zunächst aus allen Gerichtspflichtigen der Grafschaft. Das Alterthümliche und Feierliche der Formen mit ihren eigenthümlichen, herkömmlichen Redeweisen gab dem Verfahren etwas Erhabenes und Ehrfurchtgebietendes. Das Gericht hieß das heimliche von dem alten Unterschied zwischen dem ächten Ding oder Gericht, zu welchem sich alle Genossen regelmäßig versammelten, und dem besondern, geschlossenen (in der alten Sprache, heimlichen), zu welchem der Richter in besonderen Fällen die Genossen berief. Es hielt seine Sitzungen an den alten Mahlplätzen (Gerichtsstätten) der Karolingischen Zeit unter freiem Himmel, keinesweges an verborgenen, unzugänglichen Orten oder in düsteren Gewölben *). Die Freischöffen hießen von Alters her auch die Wissenden, nicht weil sie Geheimnisse bewahrten, sondern weil sie das Urtheil wiesen **).

*) „Was hätte wol diesen Verein freier, edler und rechtlicher Männer bewegen sollen, in heimlichen Schlupfwinkeln, zur Nachtzeit, mit schnöder Mummerei ihre Urtheilssprüche zu geben? — — Auch an eine Keckheit, die die Stellvertretung der göttlichen Gerechtigkeit, die rächende Hand des Schicksals sich anzumaßen getraute, ist hier nicht zu denken." Wigand, a. a. O. S. 369.

**) Nach Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte

Wenn die Anklage gemacht war, so ließ der Richter durch die Schöffen und Genossen entscheiden, ob die Sache Fehmwroge sey (d. h. vor das Gericht gehöre). Wenn dies erklärt ward, so erfolgte die Ladung, im Fall es nöthig war, wiederholt, in bestimmten Zwischenfristen. Stellte sich der Angeklagte und gestand das Verbrechen, so wurde die Strafe (bei eigentlichen Fehmwrogen der Tod) sofort vollzogen. Läugnete er, so konnte er, wenn er Freischöffe war, sich durch einen Eid reinigen. Unwissenden war dies, anklagenden Freischöffen gegenüber, nicht gestattet, sie waren also verloren, suchten daher im Nichterscheinen Rettung, und wurden darum zuletzt häufig gar nicht einmal vorgeladen, und doch verurtheilt, ein Umstand, der gar kein Aufsehn erregte, weil bei der damaligen Zerrüttung des Gerichtswesens der todeswürdige Verbrecher fast nie vor Gericht erschien. Darum suchten sowol Diejenigen, die beim Fehmgericht klagen wollten, als die, welche eine solche Anklage fürchteten, Freischöffen zu werden. Das gegen den Nichterscheinenden ausgesprochene Urtheil hieß Verfehmung, und war der Oberacht gleich, d. h. der Verfehmte war im Zustande des zum Tode verurtheilten Verbrechers; nur die Vollstreckung fehlte. Trafen Freischöffen, deren aber mindestens drei seyn mußten, einen Solchen, so henkten sie ihn an den nächsten Baum, nahmen ihm aber nichts, und steckten ein Messer neben ihn, als Merkmal, daß er von der Fehme gerichtet sey. Dasselbe geschah, wenn drei oder mehr Freischöffen einen todeswürdigen Verbrecher auf der That ertappten.

Als seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland Gewaltthaten, Fehde und Selbsthülfe

Th. III. §. 421, hießen sie so, weil nur ihnen die Einrichtung dieses Gerichts und seines Verfahrens bekannt war.

der herrschende Zustand wurden, mochte auch fast Niemand mehr durch Klage Hülfe und Recht suchen, denn über den Mächtigen hatte der Richter nicht Gewalt, und der gemeine Verbrecher floh, und fand bei der großen Zersplitterung Deutschlands irgendwo gewiß Sicherheit. Die Nation im Ganzen besaß indeß Biedersinn und Rechtlichkeit genug, um vor dieser Gesetzlosigkeit Abscheu zu empfinden, und da bei der zu gänzlicher Nullität herabgesunkenen Staatsgewalt keine Abhülfe zu finden war, so entstanden jene mannichfachen Vereine, um sie in gewissen Kreisen wenigstens zu ersetzen. Einen solchen Bund bildeten nun auch die Freischöffen, zunächst um in Westphalen ihre Gerichte zu Landesfriedensgerichten zu erheben und durch sie Ruhe und Sicherheit zu befördern. Die in vielem Betracht heilsamen Folgen dieser Thätigkeit, der Ruhm ihrer Erfahrung, Tüchtigkeit und Weisheit, das Ansehn, welches ihnen ihr strenges Festhalten an alterthümlichen Formen gab, machten, daß man sich aus ganz Deutschland an sie wandte, und hieraus entwickelte sich denn auf natürliche Weise, daß auch die Glieder der Freigerichte nicht mehr bloß aus Westphalen bestanden, sondern daß man, um die Genossenschaft zu stärken und zu erhalten, aus allen Gegenden Deutschlands freie Männer als Freischöffen aufnahm. Doch konnten fortwährend nur in Westphalen Versammlungen des Gerichts gehalten, und nur dort Freischöffen ernannt werden. Alle Hörige waren ausgeschlossen, eben so Geistliche, Weiber und Juden. Gegen solche wurden anfangs auch keine Klagen angenommen, bis der Bund auch über Ungenossen zu richten anfing.

Mit diesem erweiterten Umfang und diesem Ansehn steigerte sich auch der Begriff, den die Freigrafen von den Befugnissen ihrer Gerichtsbarkeit hatten, immer höher.

Selbst den Kaiser erkannten sie nur dann als den höchsten Richter an, wenn er nach Westphalen zu den alten Mahlplätzen der Freistühle kam, und war der Kaiser nichtwissend, so trotzten auch ihm die Freigrafen. In der Zeit der Blüthe des Bundes waren Fürsten, und wol die meisten ritterlichen Männer Freischöffen, und keine bedeutende Stadt war, in deren Rath nicht Einige gesessen hätten. Selbst König Siegmund ließ sich 1429 zu Dortmund feierlich unter die Wissenden aufnehmen. Der Große, der dem Kaiser trotzte, war verloren, wenn der Bund sich wider ihn erhob. Schon vor das Freigericht geladen zu werden, galt für einen Schimpf, weil die Anklage als das halb erwiesene Verbrechen erschien. Die Vollziehung des gesprochnen Urtheils herbeizuführen, wurden die entschiedensten Maaßregeln ergriffen. Den mit derselben Beauftragten band der strengste Eid, den Verfehmten zu verfolgen und zu vernichten. Jeder Freischöffe, der beim Bundeszeichen zu Hülfe gerufen ward, und wenn es seinen eignen Vater, Sohn oder Bruder galt, mußte Beistand leisten. Wer sich des Verfehmten annahm, theilte sein Schicksal, ja selbst wer ihn mit Worten oder Zeichen warnte, war verloren. Nicht weniger furchtbar machte den Bund die Verpflichtung der Freischöffen jeden auf der That ertappten Verbrecher sogleich zu richten, und der Frevler erbebte vor dem Gedanken, vielleicht, ohne daß er es wußte, von den Rächern der Fehme umgeben zu seyn. Darum drohte aber auch diesen, ja sogar ihren Gerichtsversammlungen manche Gefahr von wilder, roher Gewalt, und so mußte denn das Gericht, seiner eignen Sicherheit wegen noch in einem andern Sinne ein geheimes werden, und seine Sitzungen für jeden Nichtverbündeten schließen, mit unerbittlicher Strenge gegen den, der sich dennoch an

den Versammlungsort wagte. Damit der Verurtheilte nicht im voraus Vertheidigungsmittel ergreifen könne, blieb auch das Urtheil, welches die Verfehmung aussprach, geheim, und die Freischöffen hatten gewisse geheime Zeichen und Symbole, an denen sie sich gegenseitig erkannten.

Ein so mächtiger und einflußreicher Bund mußte nothwendig einerseits die höchste Eifersucht wider sich erregen, und andrerseits konnte es nicht fehlen, daß er durch Willkühr und Übermuth Grund zu gerechten Klagen gab. Unter der so großen Menge von Freischöffen mußten sich Manche finden, die des Bundes völlig unwürdig waren, die Gewalt desselben frevelhaft mißbrauchten, und sich seines guten Zweckes als Deckmantel für die Befriedigung persönlichen Hasses bedienten. Und schon in dem Gerichtsverfahren selbst, wie sehr es auch auf dem Grunde der alten Verfassung ruhte, lag, weil der Beklagte in vielen Fällen ungehört verdammt ward, etwas sehr Tyrannisches, und wenn es heilsam war, daß die Schlechten bebten, so kann man auch glauben, daß ganz Deutschland vor einem Bunde von wol hunderttausend Gliedern als eben so vielen Henkern zittern mußte *), deren Jeder verpflichtet war, den Angeklagten und Unvertheidigten hinzurichten. Dazu kam, daß dem Bunde Vieles von dem Hasse der ihm feindlichen Territorialherren ohne Grund aufgebürdet worden ist, wodurch er in dem schwarzen Lichte erschien, in welchem ihn noch heut zu Tage Viele sehen. Schon im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts beginnen die Beschwerden der Deutschen Stände über die Fehmgerichte, und steigern sich um die Mitte desselben immer höher. Die Freistühle sahen selbst ein, daß Reformationen nöthig

*) Möser, patriotische Phantasien, Th. IV. S. 197.

seyen, aber nachdem die Blüthe des Bundes einmal vorüber war, wollten sie nicht recht gedeihen. Durch die große Veränderung der ganzen Denk- und Handlungsweise der neuern Zeit, durch die Umgestaltung des Gerichtswesens in Deutschland und die völlige Befestigung der Landeshoheit ging die Wirksamkeit der Fehmgerichte allmählig zu Grunde, ohne daß sie durch ein Reichsgesetz aufgehoben worden wären; ja in Westphalen währten die Freistühle zum Theil bis ins achtzehnte Jahrhundert fort, aber freilich in einer Gestalt, die auch dem Schatten ihres ehemaligen Ansehns nicht verglichen werden konnte, als gewöhnliche Polizei- und Rügegerichte.

---

32. Bürgerkrieg in der Schweiz.

Österreichs Macht in Helvetien, die seit den Schlachten von Sempach und Näfels schon aufgehört hatte, den Eidgenossen furchtbar zu seyn, war durch die oben (S. 30) erwähnte unglückselige Theilnahme Herzog Friedrichs an der Flucht des Papstes Johann XXIII. nun fast ganz vernichtet. Die Aufforderung des Kaisers an die Eidgenossen, den ausgesprochenen Bann an Friedrich zu vollziehen, war zu günstig, als daß der kaum geschlossene Friede mit Österreich (oben S. 13) davon hätte abhalten sollen; und wenn auch die alten redlichen Schweizer in den Gebirgen einiges Bedenken hatten, so entschied Berns Vergrößerungslust dafür. Die Berner zeigten sich auch am thätigsten; sie eroberten in acht Tagen die Österreichischen Besitzungen im Aargau, worunter auch die alte Habsburgische Stamm-

burg war, und eigneten sich dieses wohlbebauete und volkreiche Land zu. Lucern zauderte gleichfalls nicht, und nahm Sursee, Reichensee, Wilmeringen und andere Orte. Diesem Beispiele folgte Zürch und besetzte die ansehnliche Grafschaft Knonau; Baden und die sogenannten freien Ämter aber, durch die Waffen aller Eidgenossen bezwungen, sollten gemeinsamer Besitz bleiben, indem man nach einem neuen Grundsatze beschloß, statt sie als Bundesglieder aufzunehmen, Unterthanen aus ihnen zu machen. Österreich behielt nur noch die Städte Wintherthur, Rapperschwyl und Dießenhofen, und den Thurgau, als die einzigen Überbleibsel seiner ehemaligen weit verbreiteten Herrschaft in Helvetien, und auch dieses nicht ohne die Besorgniß, daß sie früher oder später auf demselben Wege verloren gehen würden. Aber einige Jahrzehende nachher eröffnete sich ihm eine Aussicht zur Wiedererlangung des Verlornen und zur Rache für die vielfach erlittene Schmach, denn die Kräfte, welche allen seinen Angriffen unbezwinglich gewesen waren, fingen an sich gegen einander selbst zu kehren. So stark traten nämlich schon bei den Schweizern Ehrgeiz und Ländersucht hervor, daß es zu einem Bürgerkriege kam.

Die Veranlassung dazu gab das Erbe des letzten Grafen von Tokenburg, der im Jahre 1436 starb. Zürch, von seinem tapfern, ehrgeizigen und unternehmenden Bürgermeister Rudolf Stüssi geleitet, erhob Ansprüche darauf, und andrer Seits geschah es von Schwyz und Glarus. Die beiden letzteren hatten die Zustimmung der übrigen Kantone erhalten, und so entstand ein Bund gegen Zürch, dessen Seele Itel Reding, Landammann von Schwyz, war, und ein innerer Krieg, der für Zürch unglücklich lief, so daß es einen nachtheiligen Frieden eingehen mußte (1440). Dar-

über wurden die Zürcher so mißvergnügt, daß sie in ihrer Leidenschaft der alten Gefahren vergaßen, und sich an den Deutschen König Friedrich um ein Bündniß gegen ihre Eidgenossen wandten. Friedrich, der sich der Zwietracht seiner Feinde höchlich freuete, ergriff diesen Antrag begierig; er machte selbst eine Reise in die Schweiz, wo er beim Anblick der zerstörten Thürme seines Stammschlosses Habsburg nur tiefern Ingrimm faßte, und erklärte, daß er als Deutscher König die Rechte und Freiheiten der Schweizer nicht anerkennen werde, wenn man seinem Hause den Aargau nicht zurückgebe. Vergeblich suchten die übrigen Eidgenossen, Zürch von diesem gefährlichen Bündniß abzumahnen; die Pfauenfedern, Österreichs Abzeichen, weheten von Zürchischen Helmen, und die rothen Österreichischen Kreuze (die Schweizer trugen weiße) vereinigten Österreichische und Zürchische Schaaren.

Der Krieg brach aus, mit einer Erbitterung, die jeden Gräuel sich erlaubte. Dörfer loderten in Flammen auf, Kirchen wurden geplündert. Die Eidgenossen drangen siegreich über den Albis in die Nähe von Zürch (22. Julius 1443). Die Zürcher eilten zum Kampfe hinaus, und lagerten sich unweit ihrer Stadt in den Wiesen nahe dem Flusse Sil. Da brachte ihnen eine Kriegslist Itel Redings Verderben. Er ließ zweihundert auserlesenen Jünglingen rothe Kreuze vorn auf die Brust heften, und befahl ihnen, sich hinter die Feinde zu schleichen. Die Schlacht begann; schon wichen die Zürcher, da erhoben die Schweizer hinter ihnen ein fürchterliches Geschrei: „fliehe, Zürch, fliehe wer kann!“ Ganz entmuthigt von diesen Schreckensworten, sahen die Zürcher, wie die Zweihundert der Brücke zustürzten, und obschon sie diese nunmehr an den weißen Kreuzen auf ihrem Rücken erkannten, so war doch

die Furcht, daß sie die Brücke gewinnen möchten, nicht geringer. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich ihrer; Keiner dachte des Widerstandes, Alles drängte der Brücke zu. In dieser äußersten Gefahr dachte Rudolf Stüssi nur der Ehre des Vaterlandes. Mit seiner breiten Mordaxt stellte er sich mitten auf die Silbrücke und rief mit erschütternder Stimme: „haltet, Bürger, haltet!" Vergebens; die Schaaren flohen an ihm vorüber, er allein stand ernst und fest, und als nun Tod und Noth überall hereinbrachen, hielt er in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurm, die andrängenden Feinde noch auf. Da rannte ein Zürcher, den seine Vorwürfe beleidigten, auf ihn zu, rief: „daß dich Gottes Wunden — dies Wesen haben wir allein von dir!" und durchstach ihn mit dem Spieße. Von dem Falle des gewaltigen Mannes ertönte die Brücke. So starb Rudolf Stüssi einen Tod, würdig dem der gefeiertesten Helden Roms und Griechenlands an die Seite gesetzt zu werden. Mit den Fliehenden drangen Feinde in Zürch ein, und würden es behauptet haben, wenn ihre Zahl größer gewesen wäre. Draußen wütheten die Eidgenossen mit Plünderung und Brand, und zechten auf verbluteten Leichnamen sitzend. Solche Wuth hatte der Bürgerkrieg entzündet.

Schon vor dieser Begebenheit hatte sich Kaiser Friedrich an Frankreich gewandt, um eine Anzahl der dort unter dem Namen Armagnacs dienenden Schaaren (unten Abschn. 40) als Hülfsvolk zu bekommen. Als nun Zürch nach dem Kampfe im Silfelde von einem großen Schweizerheere belagert wurde, mahnte man ihn dringend um die versprochene Hülfe, und da die Reichsstände sich zu keinem Kriege gegen die Eidgenossen verstehen wollten, blieb ihm nichts übrig, als sein Begehren bei dem Französischen Könige Karl VII. zu wiederholen. Dieser, der in seinem

Kriege mit den Engländern selbst eben einen Waffenstillstand geschlossen hatte, und jene Söldnerschaaren gern los seyn wollte, erfüllte die Bitte Friedrichs mit solcher Bereitwilligkeit, daß er ihm, statt der geforderten fünftausend Armagnacs, vierzigtausend zusandte. Der Dauphin Ludwig selbst führte sie an, und rückte in die Gegend von Basel. Gegen ihn zog eine Schaar von sechzehnhundert tapferen Eidgenossen, und beschloß, unbekümmert um die außerordentliche Übermacht, den Angriff bei St. Jakob an der Birs (26. Aug. 1444). Sie setzten vor der Mündung des feindlichen Geschützes und im Angesicht der unzähligen Schaaren am andern Ufer über die Birs. Bald wurden sie getrennt; Viele wurden auf der offenen Aue umringt, aus der Ferne erschossen oder im Wasser niedergeritten; nur fünfhundert bemächtigten sich eines Gartens und Siechenhauses, nicht um sich dort zu retten, sondern durch einen hartnäckigen, zehnstündigen Widerstand ihr Leben theuer zu verkaufen. Der Dauphin, voll Bewunderung und Ehrfurcht vor einer solchen Tapferkeit, die seinem Heere achttausend der tapfersten Mitstreiter gekostet hatte, berechnete, wie werth ihm die Freundschaft solcher Männer seyn könnte *), und machte Friede mit ihnen. Dafür wälzte er seine raubgierigen Schaaren auf die Deutschen Grenzländer, da die Ohnmacht des Reichs Frankreich schon damals zu den Eroberungsplänen aufmunterte, die es erst zwei Jahrhunderte später auszuführen vermochte. Die Armagnacs begingen im Elsaß scheußliche Unthaten; aber die Entschlossenheit, welche die Städte, besonders Straßburg, zeigten, bewog sie endlich, das Land zu räumen (1445).

*) Bald entstand auch ein Bündniß mit Frankreich (1453), und damit begann, sagt ein Schweizerischer Schriftsteller, der schädliche Einfluß Französischer Thaler und Sitten.

In der Schweiz dauerte der Krieg noch einige Zeit mit wechselndem Glücke fort, bis endlich die von den Eidgenossen gewonnene Schlacht bei Ragaz (6. März 1446), den Herren die Hoffnung benahm, die Schweizer zu besiegen. Zürch trat von seinem Bund mit Österreich ab, und es ward jetzt zu größerer Sicherheit der gesammten Eidgenossenschaft der Grundsatz aufgestellt, daß für die Zukunft kein Einzelner eine Verbindung eingehen dürfe, welche dem alten Bunde nachtheilig seyn könne.

---

33. Anfang des großen Kampfes zwischen Frankreich und England unter Philipp VI. und Eduard III.

Wir haben die Geschichte dieser beiden Länder im vorigen Bande bei dem Tode Karls IV. (S. 344) und dem unglücklichen Ausgange Eduards II. (S. 359) abgebrochen, und erzählen sie nun, indem wir dazu zurückkehren, vereinigt, da langwierige, mit wenigen Unterbrechungen länger als ein Jahrhundert dauernde, Kämpfe beide Völker in stete Berührung brachten. Mit Karl IV. erlosch die männliche Nachkommenschaft Philipps des Schönen, und nun behauptete Eduard III. von England, daß ihm, als dem Sohne einer Tochter jenes Königs (Th. V. S. 352) der Französische Thron zunächst gebühre. Allein der Widerwille des Französischen Volks gegen einen Fremdling und besonders gegen einen Engländer veranlaßte, daß man sich streng an das Salische, schon bei der Nachfolge von Philipps Söhnen angewandte Gesetz hielt, welches der weiblichen Linie das Recht zur Krone abspricht. Daher bestieg

Philipp von Valois, ein Neffe Philipps des Schönen, nach dem Ausspruche der Französischen Stände den Thron, und Eduard erkannte ihn sogar durch die Huldigung, die er für Guienne leistete, förmlich an. Aber er war zu ehrgeizig um die Hoffnung einer Verbindung beider Kronen auf seinem Haupte aufzugeben. Er ruhete nur so lange, bis eine günstigere Lage der Umstände ihm hervorzutreten erlaubte, und beide Nebenbuhler waren indeß auf anderen Schauplätzen beschäftiget.

Philipp VI. bezwang zunächst die seinem Reiche so oft feindseligen Flanderer. Sie hatten sich gegen ihren Grafen aufgelehnt, und dieser wandte sich an Philipp als seinen Lehnsherrn um Schutz und Hülfe. Mit einem ansehnlichen Heere brach Philipp 1328 auf, um den alten Schimpf seines Hauses zu rächen und den zu neuem aufgelegten Übermuth des Volks zu bändigen. Er rückte in Flandern ein, und bis nach Cassel vor. Die Flanderer ließen ihre Gewerbe liegen, ergriffen muthig die Waffen und gingen keck dem ritterlichen Heere entgegen. List sollte ihrem Muthe zu Hülfe kommen. Ein Fischhändler aus Brügge hatte sich aus Liebe zu seinem Vaterlande mit Lebensgefahr in das feindliche Lager geschlichen und da ausgekundschaftet, wie leicht das Französische Heer zu überfallen sey, weil Alles sorglos und wegen der Hitze gewöhnlich fast ganz waffenlos war. Um desto sicherer zu gehen, ließen die Flanderer die Franzosen für den folgenden Tag zur Schlacht herausfordern, gingen aber am Mittage desselben Tages von dem Fischhändler angeführt auf das feindliche Heer los. Dieses, so wie der König selbst, kam anfangs wirklich in große Gefahr. Allein die Hitze des Tages, welche die Franzosen den Flanderern hatte in die Hände liefern sollen, ließ sie selbst unter der Last ihrer

eignen Waffen ermatten, und als sie darauf, schon erschöpft, unvermuthet auf einen wohlbewaffneten Theil des Französischen Heeres stießen, unterlagen sie demselben, und wurden völlig geschlagen. Der Niederlage auf dem Schlachtfelde folgte die Hinrichtung vieler Häupter und Beförderer der Unruhen, und der König von Frankreich hoffte, sich an dem Grafen einen dankbaren und wichtigen Freund verschafft zu haben, indem er ihm das Land, seiner Meinung nach beruhigt, in der That aber nur betäubt, zurückgab.

Der König von England erneuerte etwas später den Plan seines Großvaters gegen Schottland, von dessen Ausführung sein Vater hatte abstehen müssen, und der von Mortimer unrühmlich ganz aufgegeben worden war. Schottlands Lage ermunterte zu einem solchen Unternehmen. Der wackre und kräftige Robert Bruce war gestorben, und hatte einen unmündigen Sohn hinterlassen, David, der unter der Vormundschaft eines schwachen und unerfahrnen Mannes stand. Dieser Zustand schien denjenigen Engländern, welche während der Herrschaft ihres Volkes Güter in Schottland besessen hatten und dafür noch immer vergeblich eine Entschädigung erwarteten, günstig, sich ihr Recht zu verschaffen. Sie erweckten in Eduard Baliol, dem Sohne jenes Johann Baliol, dem Eduard I. die Krone von Schottland geraubt hatte (Th. V. S. 347) den Gedanken, seine Ansprüche geltend zu machen, und boten ihm Hülfe und Unterstützung an. In Begleitung vieler Großen aus dem nördlichen England, doch ohne Theilnahme (wenigstens ohne öffentliche) des Königs Eduard, landete er mit einem kleinen Haufen an der Küste von Schottland, überwältigte den Widerstand, der ihm

von der Regentschaft geleistet ward, und machte darauf so glänzende Fortschritte, daß er sich zu Scone zum Könige krönen ließ (1332), und von einem großen Theile des Schottischen Adels auch anerkannt ward. Nur wenige, aber kräftige Freunde behielt die bestehende Regierung. Sie rüsteten sich zum Kampfe, schickten den jungen König mit seiner Gemahlin, Eduards III. Schwester, nach Frankreich zum Könige Philipp, und benutzten mit großer Klugheit die aus dem raschen Glück entsprungene Sorglosigkeit Baliols. Er ward von ihnen bei Annan geschlagen, und rettete kaum Freiheit und Leben. Als ein hülfloser Flüchtling kam er nach England um die einmal gefaßten Hoffnungen mit Eduards Hülfe zu retten, und diese Rettung mit Abtretung des südlichen Schottlands und mit Anerkennung der Oberlehnsherrschaft Englands zu erkaufen. Nunmehr nahm Eduard auch keinen Anstand, öffentlich als sein Verfechter aufzutreten. Daß er bisher heimlich alle diese Unruhen genährt habe, bezweifelten die Schotten nicht, und hatten daher gleich nach der Vertreibung Baliols alle Grenzplätze gegen England, besonders Berwick, besetzt und befestigt. Eduard zog auch bald heran (1333), schlug ein Schottisches Heer, gewann Berwick, und setzte Baliol von neuem auf den Schottischen Thron; aber er mußte nach seiner Rückkehr, eben so wie sein Großvater, erfahren, daß die Kraft der Schotten sich zwar beugen aber nicht brechen lasse. Das Englische Heer hatte das Land kaum verlassen, als sie sich erhoben, und das verhaßte Joch abschüttelten. Eduard brachte sie noch zweimal durch Einfälle in ihr Land zum Gehorsam, aber jedesmal nur auf so lange, als er mit seinem Heere verweilte, und ihr Muth zum

Widerstande wuchs, als der Krieg zwischen England und Frankreich sich seinem Ausbruche näherte.

Bei der Stimmung zwischen den beiden Völkern und Regierungen konnte es an Veranlassungen dazu nicht fehlen. Philipp beklagte sich, daß der König von England den Grafen Robert von Artois bei sich aufgenommen, der in einen Streit um den Besitz dieser Grafschaft verwikkelt, falsche Urkunden vorgebracht hatte, und deswegen durch einen Urtheilsspruch Philipps in die Acht erklärt worden war. Eduard dagegen beschwerte sich, daß Philipp nicht allein dem zu ihm geflüchteten Könige David Bruce eine Freistätte gegeben, sondern auch den fortdauernden Widerstand der Schotten genährt habe. In der That sah Philipp wohl ein, wie nützlich ihm dieser fortdauernde Krieg in Schottland seyn konnte, aber Eduard, um eines ähnlichen Vortheils zu genießen, weckte auch seinerseits den Unmuth der Flanderer, die aus ihrer Betäubung allmählig wieder erwacht waren. Unter der Anführung und Leitung eines reichen Brauers in Gent, Jakobs von Artevelle, der ganz Flandern unumschränkter als je ein Graf dieses Landes beherrschte, hatten sie ihren rechtmäßigen Fürsten vertrieben. Ihr Haß gegen Frankreich und die Abhängigkeit ihres Gewerbfleißes von England, indem in den Niederlanden die Englische Wolle zu Tüchern verarbeitet wurde, machte es Eduard leicht, sich einen großen Anhang unter ihnen zu verschaffen. Auch als Schwiegersohn des Grafen von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, hatte er in den Niederlanden großen Einfluß, und sein Schwager, der damalige Kaiser Ludwig, dessen gerechte Feindschaft gegen den Französischen Hof wir aus der Deutschen Geschichte kennen (Th. V. S. 373 und 382), machte ihn dort zu seinem Stell=

vertreter. Eduard nahm nun den Titel eines Königs von Frankreich an, und brach 1339 in das Land, welches er in Anspruch nahm, ein, um es zu erobern, aber obgleich beide Heere sich ziemlich nahe kamen, so erfolgte doch keine Schlacht. Im folgenden Jahre (24. Junius) trugen die Engländer zwar auf der See, bei L'Ecluse an der Niederländischen Küste, über die an Zahl vierfach überlegene Französische Flotte einen glänzenden Sieg davon, aber ohne Erfolg für den Krieg, und der Feldzug zu Lande, der sich um die Belagerung von Tournay drehete, ward unerwartet durch einen Waffenstillstand geendet, den die verwittwete Gräfin von Hennegau, Eduards Schwiegermutter und Philipps Schwester, vermittelte.

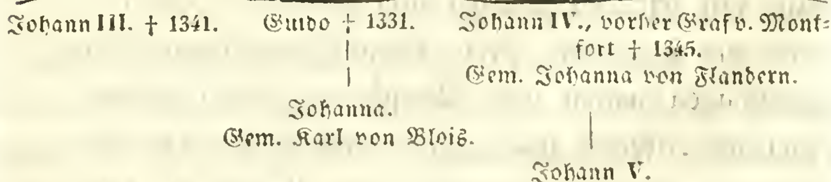
Die Muße, welche Eduard dadurch erhielt, wollte er zur Wiederherstellung seiner Angelegenheiten in Schottland anwenden, wo während des Feldzugs in Frankreich die Anhänger des Bruceschen Hauses mit Französischer Hülfe die Engländer und Johann Baliol wieder vertrieben hatten. Aber der Krieg, den er hier begann, hatte so wenigen Erfolg, daß gerade damals David Bruce nach neunjähriger Abwesenheit nach Schottland zurückkehrte (1342). Auch fingen die Feindseligkeiten zwischen Engländern und Franzosen, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar wieder an, indem sich beide Fürsten in den um diese Zeit entstandenen Erbfolgestreit in Bretagne mischten.

Im Jahr 1341 starb der Herzog von Bretagne Johann III. ohne Kinder zu hinterlassen. Noch bei seinen Lebzeiten hatte er in einer Versammlung seiner Barone seiner an den Grafen Karl von Blois vermählten Brudertochter, mit Zustimmung des Königs Philipp, als Oberlehnsherrn, die Nachfolge zugesprochen. Aber nach seinem Tode setzte sich ein jüngerer Bruder, Johann von

6*

Montfort *) in den Besitz der vornehmsten festen Plätze, und ging nach England, um sich dort, indem er Eduarden als dem rechtmäßigen Könige von Frankreich huldigte, in dem bevorstehenden Kampfe einen kräftigen Beistand zu verschaffen. Doch, ehe die Englische Hülfe erscheinen konnte, war Karl von Blois mit Französischen Truppen in Bretagne eingerückt, hatte den aus England zurückgekommenen Montfort in Nantes belagert, und in seine Gewalt bekommen **). Aber die muthige Gemahlin des Gefangenen sandte ihren Sohn nach England, und erhielt nun von dorther Beistand. Erst erschien Robert von Artois, und als dieser in Vannes sein Leben verloren, Eduard selbst. Die Gefechte, welche geliefert wurden, brachten indeß keine Entscheidung, und es erfolgte ein Waffenstillstand (1343); da aber Philipp während desselben mehrere des Einverständnisses mit England beschuldigte Ritter hinrichten ließ, so erklärte ihn Eduard für gebrochen, und der Krieg brach von Neuem aus. In Guienne begann er (1345) mit gegenseitigen Verwüstungen des Landes und Belagerung der Städte; Eduard selbst landete in der Normandie, geleitet durch den Grafen von Harcourt, einen aus Frankreich verbannten mißvergnügten Großen. Das reiche Land ward fast ungehindert verheert, und so große Beute gemacht, daß Eduard bloß mit

*) Folgende Stammtafel erläutert diese Verhältnisse:



**) Er ward nachher zwar frei (1343), starb aber das zweite Jahr darauf.

den in Caen gewonnenen Kostbarkeiten sein größtes Schiff beladen und nach England schicken konnte (1346).

Siegreich rückten die Engländer an der Seine hinauf bis Paris, das mit Schrecken erfüllt ward. Eduard wagte indeß nicht, die Stadt selbst anzugreifen, vielmehr da er vernahm, daß Philipp VI. hier ein Heer sammle, welches täglich anwachse, und womit er ihn abzuschneiden gedenke, trat er seinen Rückweg an; als er sich aber der Somme näherte, waren ihm bereits die Franzosen zuvorgekommen, und hatten alle Brücken über den Strom abgebrochen. Schon hoffte Philipp mit Sicherheit, er werde die Engländer entweder durch Aushungerung zu einer schimpflichen Ergebung oder zu einem nachtheiligen Gefechte zwingen. Endlich jedoch zeigte ein Gefangener durch das Versprechen der Freiheit und einer Belohnung bewogen, eine Furth, die zur Zeit der Ebbe auch zu Fuße zu durchwaten war. Das jenseitige Ufer fand sich zwar an dieser Stelle schon vom Feinde besetzt, aber die tapferen Engländer erkämpften sich heldenmüthig den Übergang.

Voll Freude über seine Rettung zog Eduard auf Crecy weiter, wo er eine feste Stellung nahm und Philipp erwartete, der sich ihm auch am 26. August mit einem vielfach überlegenen Heere näherte. Eduard ordnete seine kleine Schaar geschickt und verständig in drei Haufen, von denen sein Sohn Eduard, der funfzehnjährige Prinz von Wales, den ersten, er den letzten führte, und ermunterte Alle mit feurigen Worten zum Gefechte. Die Franzosen und die in ihrem Heere befindlichen Genuesischen Bogenschützen waren vom Marsche an einem heißen Sommertage erschöpft und griffen ermüdet und in großer Unordnung an. Doch brachte ihre Menge die Engländer und vorzüglich den jungen Prinzen in große Gefahr. Ei-

nige Ritter eilten aber zum Könige Eduard, der auf einer Anhöhe hielt, ihn um Unterstützung zu bitten. „Ist mein Sohn vom Pferde geworfen, verwundet oder todt?" fragte er. Nichts von allem dem, erwiederten Jene. „Nun dann geht nur wieder hin, sprach Eduard, und sagt, daß so lange mein Sohn noch am Leben ist, er meine Hülfe nicht erwarten soll. Er mag sich heute seine Sporen verdienen; so Gott will, soll die Ehre des Tages sein bleiben." Diese Antwort befeuerte den Muth des Prinzen und der Seinen zu neuen Anstrengungen, und der Sieg ward errungen. Die Franzosen zogen sich in völliger Auflösung zurück, und ihr König floh ohne Rast mit fünf Begleitern bis nach Amiens. Eduard eilte zu seinem Sohne, umarmte ihn mit den Worten: „mein braver Sohn, du hast dich ritterlich gehalten, und dich der Herrschaft würdig gezeigt." Die Nacht brachte er unter Dank gegen Gott zu, und verbot allen Übermuth der Fröhlichkeit. Erst am andern Morgen setzte man den Flüchtigen nach, und stieß noch auf viele zuziehende Haufen, die von dem Ausgange des Treffens nichts wußten, so daß, nach der Versicherung des Geschichtschreibers Froissard, hier noch mehr Blut vergossen ward, als in der Schlacht selbst. Der Verlust der Franzosen belief sich außer tausend dreihundert Rittern und Edlen auf dreißigtausend Mann. Der Vornehmste der Gebliebenen war der König Johann von Böhmen (Th. V. S. 388.), der sich, obwohl blind, von vier Rittern in das hitzigste Schlachtgewühl hatte bringen lassen, und dort gefallen war. Seinen Helmschmuck, drei Straußfedern mit den Worten, „Ich dien", nahm der Prinz von Wales als Wappen an, und alle Prinzen von Wales haben es geführt bis auf den heutigen Tag.

Nach einigen Tagen zog Eduard vom Schlachtfelde

ab vor Calais, um sich dadurch ein immer offnes Thor nach Frankreich zu gewinnen. Da er die Stadt nicht zu erstürmen hoffte, schloß er sie ein, um sie auszuhungern. Es kam ihm dabei sehr zu Statten, daß er die Flanderer noch auf seiner Seite behielt. Zwar hatten die Genter den Jakob von Artevelle, als er den Flandrischen Städten den Vorschlag gethan, den Prinzen von Wales zu ihrem Grafen zu wählen, in einem Auflaufe erschlagen, und dieser Vorschlag war von Allen verworfen worden; aber sie wollten dafür ihren jungen Grafen zwingen, sich mit Eduards Tochter zu vermählen, und da derselbe sich dieser Zumuthung durch die Flucht an den Französischen Hof entzog, so blieben sie wenigstens den Engländern treu. Dies machte es nun dem Könige von England um so leichter, den Entsatz abzuwehren, welchen Philipp mit allen Kräften seines Reiches versuchte, und die Stadt Calais mußte sich endlich, da diese Hoffnung vereitelt war, zur Übergabe entschließen. Ihr hartnäckiger Widerstand hatte aber Eduard so erbittert, daß er von gar keinen Bedingungen und keiner Schonung hören wollte. Endlich milderte er seinen harten Beschluß dahin, daß sechs der angesehensten Bürger mit bloßen Füßen und mit Stricken am Halse im Lager erscheinen, die Schlüssel der Stadt überreichen, und dann ihr Schicksal erwarten sollten. Dieser Ausspruch schien aber den Bedrängten noch keinen Trost zu bringen, denn wer hatte hier das Recht zu wählen, wer die Pflicht, sich wählen zu lassen! Da trat endlich ein Mann hervor, Eustach von Saint-Pierre, und bot sich aus freiem Entschluß zum Schlachtopfer dar. Dies heldenmüthige Beispiel befeuerte noch fünf andere, sich gleichfalls dem Tode zu weihen, und so zogen die sechs edeln Männer in das Englische Lager.

Ihr Anblick rührte und erschütterte Alle, nur den König nicht. Er befahl, sie zu enthaupten. Da warf sich endlich die Königin ihrem Gemahl flehend zu Füßen, und ihr gelang es, das menschliche Gefühl Eduards zu erregen *). Die sechs Geiseln retteten ihr Leben, mehr aber auch die sämmtlichen Einwohner nicht; denn Alle mußten die Stadt nebst ihrer Habe verlassen, weil Eduard Calais mit lauter Engländern besetzte, damit er dieses wichtigen Ortes völlig sicher seyn könne.

Wie sich Eduards Gemahlin hier vor Calais weiblich milde zeigte, hatte sie sich kurz vorher männlich stark in England bewiesen, und an dem kriegerischen Lorbeer des Gemahls und Sohnes auch Antheil gewonnen. Die Schotten unter David Bruce, nicht zufrieden ihr Land wieder befreit zu haben, hatten, aufgemuntert durch den König von Frankreich, der die Waffen seiner Feinde von Calais abzuziehen wünschte, und in der Hoffnung, wenig Widerstand zu finden, einen Angriff auf England unternommen. Aber kaum hatte die Königin Philippine das Vorhaben der Schotten erfahren, als sie die noch übrige bewaffnete Macht eiligst aufgeboten, und den freilich kleinen Haufen nach Newcastle geführt hatte. Als die Schotten sich näherten, trat sie unter die Ihrigen, ermunterte sie, ihres Königs Ruhm und ihre eigene Ehre zu behaupten, und erwartete dann von fern das Schicksal des Heeres, das, in vier Haufen vertheilt, von drei Bischöfen und Eduard Baliol geführt ward. Nach einem sechsstün-

*) Wie milde Eduard die Greise, Weiber und Kinder behandelte, welche der Französische Befehlshaber in Calais aus der Stadt jagte, berichtet Froissard, der Gewährsmann der oben erzählten Begebenheit. Die Englischen Geschichtschreiber meinen daher auch, daß der König gegen die sechs Männer nur den Schein der Härte angenommen, und ihren Tod nie ernstlich gewollt habe.

digen heißen Kampfe (am 17. October 1346) erklärte sich der Sieg endlich für die Engländer, und um so entscheidender, da auch David gefangen wurde. Wie ein Strom verbreitete sich das siegreiche Heer, und mit ihm die Englische Herrschaft wieder über das südliche Schottland.

Diese großen wiederholten Schläge schienen Sieger und Besiegte gleichmäßig erschöpft zu haben. Es gelang daher dem Papste, einen Waffenstillstand zu vermitteln, der, von Zeit zu Zeit verlängert, über den Tod Philipps (22. August 1350) hinausdauerte *). Ganz indessen hörten die Feindseligkeiten zwischen den beiden Völkern nicht auf; theils konnte im südlichen und nördlichen Frankreich an den Grenzen beider Besitzungen der Keckheit und Raubbegierde Einzelner nicht Einhalt gethan werden, theils war auch der Waffenstillstand nicht auf Bretagne ausgedehnt worden. Hier kämpften also die beiden Staaten fortwährend gegen einander, zur Unterstützung der noch immer streitenden Parteien, deren Sache, seit auch Karl von Blois um diese Zeit gefangen genommen worden war, von zwei Frauen geleitet wurde.

---

*) Philipp hatte sich für den Verlust seines Ruhmes durch Ländererwerb entschädigt. Humbert II., Graf oder Dauphin von Vienne (von dieser Benennung der Herrscher kommt der Name der Provinz, Dauphiné), der seinen einzigen Sohn aus dem offnen Fenster hatte fallen lassen, überließ durch Lebensüberdruß und des Französischen Königs Künste bestimmt, einem Enkel desselben sein Land (1349). Der Name des Dauphin wurde bald nachher auf die Thronerben von Frankreich übertragen. — Von dem Könige von Majorca, der aus einem Nebenzweige des Aragonischen Königshauses abstammte und damals von seinem Schwager, dem Könige von Aragonien Peter IV., mit einem ungerechten Krieg überzogen und seines Inselreichs beraubt wurde, erkaufte Philipp die Herrschaft Montpellier. — Daß er auch Champagne und Brie für die Krone einzog, wird noch erzählt werden.

34. Erneuerung des Krieges unter Johann dem Guten.

Die ersten fünf Jahre der Regierung des Königs Johann, Philipps VI. Sohn, welchen man den Guten genannt hat, gingen mit Versuchen hin, den Waffenstillstand zu verlängern oder in einen Frieden zu verwandeln. Allein die Bemühung um den letztern war vergeblich; denn das Glück hatte Eduards Hoffnungen in seinem Gemüthe nur tiefere Wurzeln fassen lassen, und sein Sohn Eduard, der schwarze Prinz, wie er von der Farbe seiner Rüstung genannt wurde, der in der Schlacht von Crecy die ersten Proben seiner Tapferkeit gegeben, hegte eine brennende Begierde, sich durch neue Kämpfe an jene alten Ritter und Helden anzuschließen, deren Thaten die Sage ins Riesenhafte vergrößerte.

An diesen offnen und äußern Feind schloß sich, durch die Parteiungen des Hofes genährt und gehoben, ein innerer und versteckter an, der König Karl von Navarra, den die Französischen Geschichtschreiber mit dem Beinamen des Bösen bezeichnet haben, und der vielleicht noch mehr Böses bewirkt haben würde als er wirklich gethan hat, wenn er mehr kräftig als ränkesüchtig gewesen wäre. Er gehörte dem königlichen Hause durch die engsten Bande der Verwandtschaft an. Seine Gemahlin war des Königs Johann Tochter und Johanns Mutter seine Schwester. Aber selbst solche Bande konnten seinen Haß gegen das königliche Haus nicht vertilgen, der durch ein von diesem gegen ihn verübtes Unrecht erregt war. Seine Mutter Johanna war nämlich die Enkelin Philipps des Schönen und Erbin des Königreichs Navarra so wie der Grafschaf-

ten Champagne und Brie. Philipp VI. hatte ihre Minderjährigkeit benutzt, um ihr, die durch das Salische Gesetz vom Throne ausgeschlossen war (Th. V. S. 343), diese Grafschaften zu entziehen und mit der Krone zu vereinigen. Er hatte dafür einen Ersatz gegeben an Einkünften und Gütern, worüber aber noch mancher Streit unerledigt gewesen zu seyn scheint. Unter andern hatte der König Johann seinem Liebling und Connetable de la Cerda, einem Enkel des aus der Spanischen Geschichte bekannten Infanten dieses Namens (Th. V. S. 260), die Grafschaft Angouleme geschenkt, welche anfangs unter den Entschädigungsgütern gewesen war. Karl, sonst schon durch den Stolz dieses Mannes beleidigt, und hiedurch noch mehr erbittert, ließ den Connetable auf seinem Schlosse überfallen und in seinem Bette ermorden (1353). Diesen Frevel stellte er in offnen Briefen als Nothwehr dar, und sicherte sich gegen etwanige Gewalt hinter den Mauern seiner Schlösser. Er besaß aber nicht nur das Königreich Navarra, sondern auch als Sohn des Grafen von Evreux weitläufige Güter in der Normandie, die ihn um so gefährlicher machten, da jetzt der Waffenstillstand mit den Engländern zu Ende ging. Der Französische Hof suchte ihn daher, statt ihn zu strafen, zu gewinnen, und es kam endlich eine Aussöhnung zu Stande, durch welche er nicht nur Verzeihung erhielt, sondern auch ansehnliche Güter in der Normandie mit großen Freiheiten und Gerechtsamen.

Aber das zwischen beiden Fürsten herrschende Mißtrauen konnte dadurch nicht vertilgt werden. Als 1355 die Engländer den Krieg wieder mit Verheerungszügen eröffneten, Eduard von Calais, der schwarze Prinz von Bordeaux aus, und Johann deswegen auf einer Reichsversammlung die Bewilligung von Steuern forderte, wi-

dersetzte sich ihm Karl von Navarra heftig und eifrig. Es kam wieder zu offner Fehde und zu neuer Versöhnung, die aber Johann benutzte, um seiner durch Hinterlist Meister zu werden. Sein Sohn, der Dauphin Karl, dem er die Normandie übergeben hatte, hielt dort einen glänzenden Hof, an dem auch Karl von Navarra sich häufig einfand. Einst, während dieser sich bei einem solchen Besuche zu Rouen, mit seinen Begleitern sorglos der Fröhlichkeit überließ, erschien Johann, bemächtigte sich seiner und seiner Freunde, ließ ihn in ein enges Gewahrsam bringen, und die mitgefangenen Herren als die Mörder des Connetable enthaupten (1356.). Diese rasche That vermehrte das Übel, das sie hatte unterdrücken sollen. Sie entzündete einen Bürgerkrieg; der Bruder des Königs von Navarra und die Verwandten der Hingerichteten riefen die Engländer zur Rache herbei.

Ohne Widerstand zu finden und Verheerung verbreitend näherte sich der schwarze Prinz an der Spitze eines kleinen Haufens der Loire, als er erfuhr, daß König Johann mit einer starken Macht, die bei jedem Schritt anwachse, gegen ihn ziehe. Er beschloß umzukehren, aber sein Gegner schnitt ihm den Rückweg ab, erreichte ihn unweit Poitiers, bei Maupertuis, und brachte ihn in dieselbe Lage, in welcher sich sein Vater zehn Jahre vorher vor der Schlacht bei Crecy befunden hatte, denn Eduard hatte den vierzig tausend Feinden nur acht tausend Krieger entgegenzusetzen. Ein päpstlicher Legat, der Cardinal von Perigord, wandte alle Mühe an, den Frieden zu vermitteln, und Eduard machte, um aus seiner übeln Lage zu kommen, den Franzosen die vortheilhaftesten Vorschläge; aber Johanns Zuversicht war so groß, daß er von nichts hören wollte, wenn der Prinz von Wales und hun-

dert seiner vornehmsten Ritter sich nicht als Gefangene stellten. Ein so entehrendes Begehren ward von den ritterlichen Helden mit Unwillen verworfen, und der Französische Übermuth bestrafte sich durch einen Ausgang der am 19. Septbr. gelieferten Schlacht, welcher dem des Tages von Crecy eben so ähnlich war, als die Lage der beiderseitigen Heere vor dem Treffen. Die Franzosen wurden völlig geschlagen, und schon hatte sich fast ihr ganzes Heer zerstreut, als Johann noch immer fechtend auf dem Schlachtfelde verweilte. Was dem Könige erlaubt gewesen wäre, durch die Flucht dem Reiche in seiner Person den Herrscher zu retten, das wollte der Ritter nicht. Mit einer Streitaxt alles um sich her niederschlagend, hörte er lange nicht auf den Zuruf Derer, die ihn aufforderten sich zu ergeben, und erst als er verwundet und ganz erschöpft war, forderte er vor den Prinzen von Wales gebracht zu werden. Dieser empfing ihn nicht mit dem Stolz des Siegers, sondern mit einer Bescheidenheit und Demuth, die ihn noch höher stellt, als sein glänzender Waffenruhm. Während der Mahlzeit, die er in seinem Zelte aufzutragen befahl, stand er, ohne selber mit zu essen, hinter des Königs Sessel, und beantwortete die Aufforderung sich zu ihm zu setzen, mit der Versicherung, daß er zu gut wisse, welche Achtung ein Vasall seinem Lehnsherrn schuldig sey. Als er nach Ablauf des Winters, den die Engländer unter Lust und Fröhlichkeit in Bordeaux zubrachten, den König nach England hinüberführte, ritt er bei dem Einzuge in London einen kleinen schwarzen Klepper, während Johann auf einem weißen, durch Größe und Schönheit ausgezeichneten, reichgeschmückten Zelter saß. Eduard selbst empfing und behandelte ihn mit gleicher Freundlichkeit, und obgleich er nun in den

Mauern seiner Hauptstadt zwei gefangene Könige sah, schien er sich doch seines Glückes und Ruhmes nicht überheben zu wollen. Er gewährte dem Könige von Schottland gegen eine allmählig abzutragende Summe von hunderttausend Mark die Freiheit, und schloß einen Waffenstillstand von fünf und zwanzig Jahren mit ihm. Mit Frankreich hatte der schwarze Prinz schon zu Bordeaux eine zweijährige Einstellung der Feindseligkeiten verabredet.

---

35. Unruhen in Frankreich während Johanns Gefangenschaft.

Indem Eduard III. diese Verträge einging, gab er in Schottland freilich keinen wahren Vortheil auf, weil dort der Widerstand gegen seine Herrschaft stets mit Erfolg erneuert worden war. Dagegen sollte man glauben, daß er in Frankreich weit mehr hätte erreichen können, wenn er den Krieg nachdrücklich fortgesetzt, und die Verwirrung, in welche dieses Land durch die Gefangennehmung seines Königs versetzt worden war, benutzt hätte.

Das Französische Volk litt durch die elende Finanzverwaltung der Regierung unsäglich. Der Steuerdruck, die geringhaltigen Münzen, die Habsucht der Beamten lasteten schwer auf dem Volke, und hatten allgemeines Mißvergnügen verbreitet. Als der Dauphin Karl nach dem unglücklichen Tage von Poitiers die Stände zusammenberief, daß sie ihn in seiner und des Reiches Noth mit Rath und That unterstützten, hörte er nur Klagen und Beschwerden. Man verlangte vor allem die Entfernung der bisherigen obersten königlichen Beamten, man

forderte Antheil an der Verwaltung durch einen Ausschuß der Stände, Einziehung der schlechten Münzen, und Befreiung des Königs von Navarra. Nur unter diesen Bedingungen wollten die Stände die Kosten zur Aufstellung eines Heeres geben. So vielen Grund sie auch hatten, sich über die eingerissenen Mißbräuche und Bedrückungen zu beklagen, so übel war doch die Zeit der Gefangeaschaft des Königs und der allgemeinen Noth des Landes zur Bewerkstelligung einer Staatsreform gewählt. Dazu kam noch, daß böser Factionsgeist hier sein arges Spiel trieb, wie schon aus der letzten Forderung hervorleuchtet. Die Männer, welche der Versammlung diese schlimme Anregung gaben, waren Robert le Coq, Bischof von Laon, ein rastloser Ränkestifter, und Stephan Marcel, Vorsteher der Kaufmannschaft (Prevôt des marchands) von Paris, das heißt der erste städtische Beamte, ein rachsüchtiger, treuloser, von ungemeßnem Ehrgeize besessener Mann, der kein Mittel für strafbar oder schändlich hielt, welches ihn zu seinem Zwecke führen konnte.

Der Kühnheit dieser Parteihäupter gegenüber waren alle Bemühungen des Dauphin, sich ihren harten Forderungen zu entziehen, vergeblich. Er mußte Vieles von dem Verlangten erfüllen, wobei er sich mit der Aussicht tröstete, daß die jetzt nur zurückgedrängte Eifersucht unter den Ständen bald wieder hervortreten, und seine Gegner veruneinigen werde. Und diese Hoffnung lag nicht allzufern. Der Adel, der in der Schlacht bei Poitiers viele seiner mächtigsten und geehrtesten Glieder verloren hatte, empfand über die Rolle, welche die Städte jetzt spielten, ein Mißbehagen, das die Geistlichkeit theilte, und der Dauphin auf jede Weise nährte, so daß dieser sich bald an der Spitze einer bedeutenden Partei befand.

In dieser Spannung erhielt der Geist der Unruhe und Zwietracht neue Nahrung durch die Befreiung des Königs von Navarra, welche Pecquigny, Gouverneur von Artois, der mit dem Bischof von Laon und Marcel eng verbündet war, gewaltsam vollbrachte (1357). Wie im Triumph zog Karl in Paris ein, von Marcel nebst mehreren Tausenden, die ihm entgegen gegangen waren, feierlichst empfangen. Am folgenden Tage hielt er von einem Gerüst herab an das versammelte Volk eine Rede, in welcher er, um die Menge zu bewegen und zu entflammen, die Mißhandlungen, die er erdulden müssen, mit den stärksten Farben schilderte. Das Volk hörte ihm mit Beifall und Überzeugung zu, und der Dauphin wurde von le Coq und Marcel zu einem entehrenden Vergleiche mit ihm gezwungen. Unter den Bedingungen desselben war auch die, daß alle Anhänger Karls, welche Johann vor dem Ausbruche des Englischen Krieges hatte hinrichten lassen, für unschuldig erklärt würden. Der König begab sich deshalb selbst nach Rouen in der Normandie, wo er die Körper derselben ausgraben und feierlich bestatten ließ.

Stephan Marcel war indessen zu Paris geblieben und behauptete das Ansehn seiner Partei, die zum Abzeichen eine halb rothe, halb blaue Mütze gewählt hatte; der Dauphin, so gut wie sein Gefangner, befand sich in der größten Bedrängniß und Gefahr. Eines Tages (22. Febr. 1358) wurden sogar an seiner Seite zwei seiner Anhänger, angesehene Herren, von Stephan Marcel und seinen Begleitern niedergehauen, so daß der Dauphin von ihrem Blute bespritzt ward. Diesem, der aufs höchste erschrocken für sein Leben zitterte, reichte der Urheber dieser Gräuelthat seine blaurothe Mütze, und versicherte ihm,

daß er nichts zu fürchten habe *). Hierauf begab sich Marcel nach dem Rathhause, aus dessen Fenstern er an das versammelte Volk eine Rede hielt, in welcher er die Ermordeten Bösewichter und Verräther nannte. Der Platz erscholl von dem wilden Beifallsgeschrei der Menge, von welchem Marcel so berauscht wurde, daß er, seinen schändlichen Triumph vollständiger zu genießen, in den Palast zurückkehrte, um dem Dauphin zu erklären: Alles sey nach dem Willen des Volks geschehn, in dessen Namen er eine Billigung des Vorgefallenen verlange. Der Prinz, ganz in den Händen der wilden Bösewichter, mußte Alles zugestehen, und erhielt noch an demselben Abend von Marcel ein Stück Tuch von rother und eins von blauer Farbe, damit der ganze Hof in patriotischen Mützen erscheinen möge.

Bei der ersten schicklichen Gelegenheit verließ der Dauphin die der Anarchie preisgegebene Hauptstadt, und fand im Reiche so vielen Anhang, daß er Paris fast ganz vereinzelte. Marcel fürchtete einen Angriff, ließ die Stadt mit Gräben und Wällen sichern und nahm Engländer und andere Söldner des Königs von Navarra als Besatzung auf. Die Hauptstadt und ihr Gebiet mußten in jedem Augenblick erwarten, der Schauplatz blutiger Auftritte zu werden, als ein neues, noch furchtbareres Übel das Unglück des Reichs auf seinen Gipfel brachte, und die Parteien auf kurze Zeit vereinigte.

In der herrschenden Auflösung aller gesetzlichen Ordnung litt Niemand so sehr als das unglückliche Landvolk, welches dem größten Drucke Preis gegeben war. Die im

*) Man vergleiche die Begebenheiten des 20. Junius 1792, und was der unglückliche Ludwig XVI. an diesem Tage erduldet. Die überraschende Ähnlichkeit dieser Auftritte führt zu Betrachtungen, die wir wol nicht näher anzudeuten und auszuführen brauchen

Kriege angeworbenen großen Söldnerbanden (Compagnien genannt), seit dem Waffenstillstande zwischen England und Frankreich zerstreut oder entlassen, zogen theils auf eigne Hand, theils unter dem Vorwande dem Könige von Navarra zu dienen im ganzen Lande umher, und raubten und plünderten auf furchtbare Weise. Die völlige Unsicherheit des Eigenthums, die aus diesem Zustande hervorging, brachte endlich die Landleute, besonders im nördlichen Frankreich, zur Verzweifelung, und diese Wuth richtete sich gegen den Adel, dem sie die Niederlage bei Poitiers und die Gefangennehmung des Königs, diese ersten Quellen aller Leiden des Landes, zuschrieben. Rasch sammelten sich große Haufen, griffen zu den Waffen und überließen sich einer lang genährten und gesteigerten Erbitterung. Sie erklärten laut, daß der ganze Adel zum Heile des Reichs ausgerottet werden müsse, fielen über die Schlösser desselben her und übten an den Bewohnern derselben ohne Rücksicht des Geschlechts und Alters die schauderhaftesten Grausamkeiten *). Diese wilde Empörung, Jacquerie genannt **), drohete die Zerstörung aller Bande der Gesellschaft; daher vereinigten sich Städte und Adel, der Regent (diesen Titel hatte der Dauphin angenommen) und der König von Navarra gegen sie, selbst Engländer kamen zu Hülfe. Bald unterlagen, wie es zu geschehen pflegt, die rohen Haufen einem geordnetern Widerstande. Sie erlitten eine Hauptnieder-

*) Froissard erzählt, daß man unter andern einen Edelmann an einem Spieße bratete, und seine Frau und Tochter nöthigte, von dem Fleische zu essen.

**) Der Ursprung dieser Benennung ist, wie häufig bei solchen Parteinamen, unbekannt. Du Fresne leitet ihn von dem Anführer ab; Mezerai sagt, der Adel habe die Bauern, die er gedrückt, spottweise Jacques Bonhomme genannt.

lage bei Meaux, und die Sieger löschten das Feuer dieses Aufruhrs mit Strömen von Blut. Der König von Navarra ließ an einem Tage dreitausend Jacques niederhauen.

Gleich nach der Unterdrückung dieser Bewegungen traten die beiden Parteien wieder feindlich gegen einander auf, und Paris ward abermals der Mittelpunkt der Unruhen. Der Anhang des Regenten hatte sich indeß nicht allein im Lande vergrößert, sondern auch in Paris, und Marcels Rolle näherte sich ihrem Ende. Indem er durch Friedensvorschläge den Regenten zu betrügen suchte, wurde er auch seiner eignen Partei verdächtig, und der endliche Ausgang war, daß er in einem Auflaufe ermordet wurde, und der Regent in Paris einzog.

Karl von Navarra, welcher Marcel mit täuschenden Versprechungen hingehalten, und zwischen den Parteien eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte, verlor nun alle Vortheile, die er von seinen Ränken erwartete. Nur Marcels großen zusammengeplünderten Schatz hatte er in seine Gewalt bekommen; mit diesem bestritt er seine Rüstungen, und forderte nun den Regenten zum offenen Kampf heraus. Er selbst belagerte Paris, die Söldner haus'ten in seinem Namen im ganzen Lande, welches in einen immer schlimmern Zustand gerieth. Niemand wagte sich mehr aus den Mauern seiner Stadt hinaus, und die Aufhebung aller Gemeinschaft erzeugte Mangel und Theurung. Diese Noth änderte sich auch nicht, als Karl nun plötzlich wieder mit dem Regenten Friede machte (1359). Denn um diese Zeit ging der Waffenstillstand mit England zu Ende, und jene Räuberschaaren thaten nun im Namen der Engländer, was sie bisher im Namen des Königs von Navarra gethan hatten *).

*) Einer ihrer Anführer hieß Eustachius von Auberticourt. Er hatte sich die Gräfin von Kent zu seiner Geliebten erkoren, die durch

Während des Waffenstillstandes war fortwährend an der Befreiung des Königs von Frankreich und an einem Frieden gearbeitet worden. Johann hatte auch endlich in die von Eduard vorgeschlagenen Bedingungen gewilligt, aber der Regent und die allgemeine Stimme der Franzosen hatten sie als zu hart verworfen. Der dadurch erbitterte Eduard kündigte an, daß er nächstens mit einer furchtbaren Macht in Frankreich einbrechen würde. Dieses Gerücht lockte eine zahllose Menge von kriegs- und beutelustigen Rittern, selbst aus Deutschland, herbei. Fast mit hunderttausend Mann erschien Eduard wirklich im November 1359. Er zog bis nach Rheims, verheerte was noch zu verheeren war, fand aber diese Stadt so wie die meisten übrigen bedeutenden Orte so wohl verwahrt, daß er ihrer nicht Herr werden konnte. Endlich, gegen Ostern des Jahres 1360, rückte er in die Nähe von Paris, sah aber bald die Unmöglichkeit ein, die Stadt zu erobern, und die Fruchtlosigkeit seines ganzen mit großen Hoffnungen begonnenen Zuges, von welcher er sich täglich mehr überzeugte, machte ihn zum Frieden geneigt. Am 8. Mai kam zu Bretigny ein Vertrag unter folgenden Bedingungen zu Stande. Außer dem, was die Engländer jetzt in Guienne und Gascogne besaßen, erhielten sie ganz Poitou, Saintonge, Angoumois, Perigord, Quercy, Rouergue, und im Norden, zur Vergrößerung des Gebiets von Calais, Oye, Guines und Ponthieu. Die Krone Frankreich entsagte der Souveränetät über alle diese Land-

---

Geschenke und zärtliche Briefe seine Liebe erwiederte, und ihn dadurch zu schönen Abenteuern, wie Froissard sagt, aufforderte. Zu einer so seltsamen Verwirrung der Begriffe und Verirrung der Gefühle führten die damals nur auf Auszeichnung durch Waffenthaten gerichteten Bestrebungen.

schaften so wie Eduard seinen Ansprüchen auf den Französischen Thron sowol, als auf die alten Erbgüter seines Hauses (die Normandie und Anjou). Als Lösegeld für den König Johann sollten binnen sechs Jahren drei Millionen Goldthaler bezahlt, und dafür seine drei jüngeren Söhne, viele andere angesehene Große und acht und dreißig Bürger aus den neunzehn bedeutendsten Städten als Geiseln nach England gehen. Die Angelegenheiten von Bretagne wurden einer besondern Unterhandlung, die nachmals keinen Erfolg hatte, vorbehalten, mit Karl von Navarra aber ein besonderer Friede geschlossen.

Nach einer fünfjährigen Abwesenheit kehrte nun endlich Johann in sein unglückliches Land zurück, dessen Leiden jedoch noch nicht endeten. Theils machte die Aufbringung des Lösegeldes große Schwierigkeiten, theils aber die Entfernung der Englischen Kriegsleute, welche sich weder an den Frieden kehrten, noch an Eduards Befehle, die besetzten Plätze zu räumen. In großen Haufen zogen sie im Lande umher, und als sie sogar ein von dem Herzoge von Bourbon gegen sie geführtes königliches Heer bei Brignoles geschlagen hatten, stieg ihr Übermuth auf den höchsten Gipfel. Sie suchten nun auch den Papst in Avignon heim, der ihnen eine große Summe Geldes geben und Vergebung aller ihrer Sünden gewähren mußte. Ein Theil von ihnen zog endlich nach Italien, Anderen wurden ihre Plätze mit schwerem Gelde abgekauft, Viele fanden in dem fortdauernden Bretagnischen Kriege Beschäftigung, noch Andere erwarteten sie durch Karl von Navarra.

Dieser wollte schon wieder gegen Frankreich losbrechen, da mit dem Tode des Herzogs von Burgund (1361) die ältere königliche Linie dieses Hauses (Th. IV. S. 234) ausstarb, und er an die Erbschaft Ansprüche machen zu

können glaubte. Johann aber, der ihn auf das äußerste haßte, berücksichtigte diese Forderungen nicht, und zog das Land zur Krone ein. Späterhin aber gab er es seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen, den er, weil derselbe die Englische Gefangenschaft mit ihm getheilt hatte, besonders liebte, ein Schritt, der mehr Gutmüthigkeit als Klugheit und Sorge für den Staatsvortheil verrieth. Von dieser Seite zeigte Johann sich auch, als er um dieselbe Zeit das Versprechen eines Kreuzzuges übernahm, und endlich als er allen Abmahnungen zum Trotz nach England hinüberging, weil einer seiner Söhne von dort entwischt war, obgleich seine Gegenwart dem verwirrten und vom Könige von Navarra bedroheten Reiche höchst nothwendig gewesen wäre. Diesem schien daher mehr ein Glück als ein Unglück widerfahren zu seyn, als Johann am 8. April 1364 zu London an einer Krankheit starb, und dadurch einem Fürsten Platz machte, dessen Regierung dem Lande heilsamer war.

---

36. Karl V.

(1364—1380.)

Dieser einsichtsvollere und glücklichere König war Karl V., der den Beinamen des Weisen führt. Mitten unter den gefährlichsten Stürmen hatte er die Kunst gelernt, das Steuerruder des Staats zu lenken, und damit er diesem Geschäfte desto ungestörter obliegen könne, hatte das Schicksal, welches ihm die Eigenschaften des Kriegers und Helden versagt hatte *), ihm in dem Ritter und nachma-

*) Froissard führt an, der König Eduard habe von Karl V. gesagt: il n'y eut oncques roi qui moins se armât, et si n'y eut oncques roi, qui tant me donât à faire.

ligen Connetable Bertrand du Guesclin einen Mann zugesellt, den er mit Sicherheit und Vertrauen den äußeren Feinden gegenüberstellen konnte. So ergänzten sich beide, du Guesclins tapferer Arm und des Königs kluge Staatskunst, und beiden verdankte auch Frankreich gleich im Anfang dieser neuen Regierung die Beendigung der beiden noch fortdauernden Kämpfe, des Bretagnischen, und eines am Ende der vorigen Regierung von Karl von Navarra abermals begonnenen. Ein Sieg, welchen du Guesclin über den Captal *) von Buch, den Führer der Navarrischen Schaaren, am 19. Mai 1364 bei Cocherel erfocht, und die Folgen desselben machten Karl zum Frieden geneigt. Er entsagte in demselben seinen Ansprüchen auf Champagne und Brie, und vertauschte einige seiner Besitzungen gegen Montpellier.

Den Bretagnischen Krieg endigte noch in demselben Jahre das Treffen bei Auray, welches die Engländer gewannen. Die Bretagnischen Herren beider Parteien waren des endlosen Krieges so müde, daß sie vor dem Treffen den Entschluß gefaßt hatten, den unterliegenden Fürsten nicht gefangen zu nehmen, sondern zu tödten, damit die Entscheidung nicht zweifelhaft bleibe. In der That blieb Karl von Blois in der Schlacht, und seine Anhänger unterwarfen sich nun dem Sieger, Johann von Montfort. Karls stolze Gemahlin, die bisher einer Ausgleichung durch Theilung sich widersetzt, und den Krieg dadurch immer erhalten hatte, konnte durch ihren Schmerz keine Verfechter mehr erwecken. Auch Karl V., um nicht an diesem Puncte seines Reichs einen ewigen Zunder des Kriegs zu lassen,

*) Es ist dies der Name einer alten Aquitanischen Würde, der in einigen Geschlechtern erblich geworden war.

erkannte Johann V. gleichfalls als Herzog an, und empfing die Lehnshuldigung von ihm.

So war also nach langer schwerer Zeit auf dem ganzen Gebiete des Französischen Reichs der Krieg zwar zur Ruhe gebracht, aber, was für den Augenblick eben so schlimm war, die Krieger noch nicht. Die Söldnerhaufen, welche den kämpfenden Fürsten zu Werkzeugen gedient hatten, waren dem Frieden entfremdet, und wollten in den stillen Schooß desselben nicht zurückkehren. Ihrer und ihrer Verwüstungen entledigt zu werden, war hier die schwere Aufgabe, welche indeß Karl mit du Gueselins Hülfe lösete. Dieser leitete nämlich den wilden Strom nach Spanien ab, wohin er zog, um den Castilischen Prinzen Heinrich von Trastamara wider seinen Bruder den König Peter den Grausamen zu unterstützen. Der Letztere fand dagegen bei dem schwarzen Prinzen Hülfe, so daß Franzosen und Engländer sich nun auf Spanischem Boden bekämpften.

Bald aber brach der Krieg zwischen den beiden Staaten selbst wieder aus, herbeigeführt durch die schlaue Staatskunst Karls V., der entschlossen war die Engländer ganz aus seinem Reiche zu vertreiben, und Alles that, was die Ausführung dieses Vorhabens befördern konnte. Wo er es vermochte, arbeitete er dem Einflusse Englands entgegen. Indem er sich im Süden an dem Castilischen Heinrich, der jetzt den Thron bestieg, einen sehr nützlichen Bundesgenossen verschaffte, vermochte er auch die Niederländischen Fürsten wenigstens zur Neutralität *). In den

*) Froissard sagt in seiner alterthümlichen Sprache: „Le roi Charles qui estoit sage et subtil avoit charpentré et ouvré.“ Besonders war es ihm gelungen, die Heirath eines Englischen Prinzen mit der Erbgräfin von Flandern, Margarethe, durch den Papst zu verhindern, und es dahin zu bringen, daß dieselbe sich mit seinem Bruder, dem Herzoge von Burgund, vermählte.

Französischen Besitzungen der Engländer fachte er listig die Unzufriedenheit des Volkes an, und suchte den Wunsch einer Verbindung mit Frankreich zu erregen. Es gelang ihm dies um so besser, weil die Furcht vor England mit dem steigenden Alter Eduards und einer verzehrenden Krankheit des schwarzen Prinzen zu schwinden begann. Diese Stimmung trat auch sogleich hervor, als Karl einen Vorwand zu Händeln fand.

Der Prinz Eduard war aus Spanien mit Schulden belastet zurückgekehrt. Um sich derselben zu entledigen schrieb er eine Steuer aus, gegen deren Erhebung sich die mächtigsten Herren im südlichen Gascogne setzten, und unter dem Vorwande, daß sie ungerechter Weise bedrückt würden, sich an den König von Frankreich als ihren Oberlehnsherrn wandten. Der Friede von Bretigny hatte zwar die Aufhebung dieser Lehnsverhältnisse festgesetzt; es waren aber noch von keiner Seite die dort bestimmten Entsagungen förmlich geschehen, und Karl fand hierin einen willkommnen Vorwand, sich an diesen Punct des Friedens nicht zu binden. Zuerst versprach er jenen Gascognischen Herren heimlich Unterstützung, und ließ sie den Krieg anfangen, während er selbst Rüstungen betrieb. Nachdem er diese vollendet hatte, forderte er den Prinzen von Wales vor seinen Gerichtshof. Eduard antwortete, er werde erscheinen, aber den Helm auf dem Haupte und in Begleitung von sechzigtausend Mann. Zugleich suchten beide Könige durch offene Briefe und Predigten ihrer Geistlichen die Meinung für sich zu gewinnen, um diesen Kampf zu einer allgemeinen Volkssache zu machen. Das Glück entschied aber für Frankreich. In der Nähe von Calais begannen die Franzosen 1369 den Krieg sogleich mit der Wegnahme des wichtigen Ponthieu, und im Süden brachte

der Erzbischof von Toulouse Cahors und an sechszig andere größere und kleinere Städte und Schlösser durch Einverständnisse auf Französische Seite. Auch das wichtige Limoges öffnete den Franzosen die Thore, und obgleich der schwarze Prinz, durch diesen vielfachen Abfall erbittert, mit der letzten Anstrengung seiner hinwelkenden Kraft dahin eilte und es wieder gewann, so schändete er nur durch die grausame Bestrafung der Einwohner seinen Ruhm, und gab zu neuer Abtrünnigkeit Vorwand. Auch war es seine letzte That. Er ging nach England zurück, um dort auf vaterländischer Erde sterben zu können. Leider konnten auch die Helden, welche ihn hätten ersetzen können, nicht mehr für England thätig seyn. Chandos, einer der berühmtesten, der nach Froissards Versicherung den Verlust von Aquitanien abgewehrt haben würde, war gleich im Anfange des Krieges geblieben; und der Captal von Buch fiel bald nachher in Französische Kriegsgefangenschaft, in der ihn Karl V. so lange hielt, bis er vor Gram starb. Dagegen konnte dieser König seinem du Guesclin, den er aus Spanien zurückrief und zum Connetable machte, die Führung des Krieges mit dem größten Vertrauen auf glänzenden Erfolg übertragen.

Es würde ermüdend und unfruchtbar seyn, die sich bei der damaligen Art der Kriegführung stets auf dieselbe Weise wiederholenden Begebenheiten hier im Einzelnen zu verfolgen. Die Engländer führten den Krieg diesmal mit so entschiedenem Unglück, daß sie im Jahre 1374 in Frankreich nichts mehr inne hatten, als einen Theil von Guienne und Calais, wozu noch Cherbourg kam, welches ihnen Karl von Navarra überließ. Eduard ging daher einen Waffenstillstand ein, der nachher verlängert ward. Er starb, nachdem er schon den schwarzen Prinzen hatte ins Grab sinken

sehen, am 21. Junius 1377, und da er das Reich seinem elfjährigen Enkel, Richard II., hinterließ, mußte auch die Behauptung jenes Überrestes der Französischen Besitzungen unsicher scheinen. Indeß folgte ihm sein furchtbarer Gegner Karl V. am 16. September 1380 nach im Tode, und ließ den Thron auch einem erst zwölfjährigen Sohne, Karl VI., unter dem die kräftige Wirksamkeit des Staats gelähmt ward, wie es in England der Fall war. Die nun schon so lange fortdauernden Kämpfe zwischen den beiden Nationen hatten einen gegenseitigen Volkshaß erregt, der noch immer zunahm. Für England hatte er zunächst den Vortheil, daß der öffentliche Gebrauch der Französischen Sprache abgeschafft wurde. Die Nationalsprache, die sich aus Germanischen und Romanischen Elementen gebildet hatte, wurde nun auch litterarisch angebaut, und Geoffrey Chaucer (geb. 1328, gest. 1400), den seine Bewunderer den Morgenstern der Englischen Poesie genannt haben, war der erste bedeutende Dichter in derselben.

---

37. Bertrand du Guesclin.

(Geb. 1313, gest. 1380.)

Wie man in einzelnen Naturerzeugnissen die Eigenthümlichkeit eines Landes wiedererkennt, so gewähren auch einzelne Menschen ein anschauliches Bild der Eigenthümlichkeit eines Zeitalters oder Volkes. Darum mögen hier noch einige Züge aus dem Leben Bertrands du Guesclin Platz finden, um den Geist jener Ritterschaft zu bezeichnen, für deren Blüthe er galt.

Er war auf einem Schlosse in der Nähe von Rennes geboren; sein Vater war selbst ein tapfrer Ritter. Erst

eine Prophezeihung von der künftigen Größe des Knaben lenkte die Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern auf ihn, da sie ihm seiner großen Häßlichkeit und Raufsucht wegen sehr abgeneigt gewesen. Er selbst war früh entschlossen, die Frauen, denen er vermöge seiner Häßlichkeit niemals würde gefallen können, durch seinen Muth zu gewinnen *). Auf einem feierlichen Turniere legte er die ersten Proben seiner Tapferkeit ab. Ohne Wissen seines Vaters, der ihn nicht mitnehmen wollte, hatte er sich auf einem schlechten, von dem Wagen im älterlichen Hause genommenen Gaule dahin begeben, ausgelacht von Allen, die ihn auf einem solchen Pferde ankommen sahen. Von einem Vetter lieh er indeß ein besseres Pferd und den nöthigen Waffenschmuck, und ritt so gerüstet in die Schranken. Gleich den ersten Ritter, mit dem er anband, warf er nieder, mit so kräftigem Stoß, daß das Pferd auf der Stelle todt blieb und der Ritter dem Tode nahe war. Hierauf ging sein Vater, der zu der Partei des Besiegten gehörte, und ihn nicht kannte, auf ihn zu, um eine Lanze mit ihm zu brechen. Er aber erkannte seinen Vater sehr wohl an den Waffen, und senkte also seine Lanze vor ihm. Alle glaubten, er thue dies aus Scheu vor der Tapferkeit desselben; als er aber gleich darauf funfzehn Ritter hinter einander niederwarf, erstaunte Jedermann und wurde neugierig zu wissen, wer der junge Unbekannte sey. Endlich gelang es einem Normannischen Ritter, ihm den Helm vom Haupte zu stoßen und sein Gesicht zu entblößen, worauf denn alle Anwesenden sich zu ihm drängten, um ihm Glück zu wün-

---

*) In einem alten Gedichte sagt er in der kräftigen, naiven Sprache der Zeit von sich selbst:

Bien sçai que je suis bien laid et malfettis,
Mais puisque je suis laid, être veux bien hardis.

schen, und sein Vater ihm voll Freude Pferde und Geld versprach, damit er sich Herrschaften erkämpfen könne.

Gelegenheit dazu konnte in jenen unruhigen Zeiten nicht fehlen, und der Streit zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois über die Nachfolge in Bretagne gewährte sie ihm bald. Er nahm die Französische Partei. Nach der Kriegsweise jener Zeit kam es vorzüglich darauf an, sich in den Besitz der vielen festen Schlösser und Örter zu setzen. Hier zeigte Bertrand seine große Geschicklichkeit, und es gab keinen festen Platz, vor dem er erschien, den er nicht mit List oder Gewalt eingenommen hätte. In Fougerai schlich er sich als Holzhauer, in eine andere Feste als Winzer verkleidet ein. Bei einem Sturme auf Melun fiel er von schweren Steinen getroffen von der Leiter halbtodt in den Graben. Kaum aber war er wieder zu sich gekommen, als er mit seinen Bretagnern den Sturm erneuerte, und den Platz gewann.

In demselben Feldzuge (1356) belagerte der Herzog von Lancaster Rennes. Schon waren die Belagerten aufs äußerste gebracht, und entschlossen, die Stadt zu übergeben; sie wollten nur vorher noch wissen, ob Karl von Blois ihnen Hülfe senden könne. Ein Bürger übernahm das Wagstück, ihnen diese Nachricht zu verschaffen. Bei einem Ausfall ließ er sich gefangen nehmen, erzählte, daß man aus Mangel an Nahrungsmitteln ihm schon seine Kinder getödtet habe, und versicherte, daß die Stadt nothwendig fallen müsse, wenn ihr die Hülfe, die in Anmarsch sey, abgeschnitten werde. Die getäuschten Engländer brachen sogleich auf, um dieser entgegenzugehen, und der Gefangene machte sich aus dem Staube. Er traf du Guesclin, der sich schon längst gern in die Stadt geworfen hätte. Als er nun erfuhr, was geschehen sey, stürzte er

sich auf das schlecht vertheidigte Englische Lager, nahm mehr als hundert mit Lebensmitteln beladene Wagen weg und zog mit denselben nach Rennes. Der Englische Feldherr war nicht wenig verwundert, als er nach vergeblichem Harren zurückkehrte, und sah, was du Guesclin gethan hatte. Er ward begierig, den Helden näher kennen zu lernen, und sandte einen Herold mit einem Briefe in die Stadt, um ihn auf Ritterwort zu sich ins Lager zu entbieten. Als du Guesclin den Inhalt des Briefes gehört hatte, — denn lesen konnte er nicht — sagte ers zu, und ritt am folgenden Tage hinaus. Er beugte ein Knie vor dem Herzog, der ihn sogleich aufhob und ihn freundlich umarmte. Alle Engländer drängten sich herzu, den berühmten du Guesclin zu sehen, waren aber seiner großen Häßlichkeit wegen betroffen. Doch sein Biedersinn und seine Offenheit entzückten den Herzog; er bat ihn, bei ihm zu bleiben, und machte ihm die glänzendsten Versprechungen. Aber Bertrand lehnte das Anerbieten mit großer Freimüthigkeit ab. Als er sich am Abend beurlauben wollte, hielt ihn noch ein übermüthiger Englischer Ritter, Wilhelm Bembro, der für den Tapfersten gehalten wurde, auf, und bat ihn, drei Lanzen mit ihm zu brechen. „Lieber sechse, Capitain," erwiederte du Guesclin freundlich. Der folgende Tag wurde zum Zweikampfe bestimmt. Ehe er anfing, ließ sich Bertrand Brot bringen, brach drei Stückchen davon, tauchte sie in ein Glas voll Wein und aß sie zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Nachdem er darauf das Pferd, das ihm der Herzog von Lancaster den Tag vorher geschenkt hatte, bestiegen, rannte er so heftig gegen den Englischen Ritter ein, daß derselbe gleich beim ersten Stoß in den Sand fiel und die übrigen Lanzen nicht weiter begehrte. Darauf verneigte der Sieger sich ehrerbietig

gegen die Englischen Herren, wandte sein Roß und ritt nach der Stadt zurück.

Rennes that nun so tapfern Widerstand, daß der Herzog von Lancaster gern abgezogen wäre, wenn er nicht geschworen hätte, nicht eher von der Stadt zu weichen, als bis er sein Panier auf der Stadtmauer wehen gesehen. Bertrand fand einen Ausweg. Man kam überein, daß der Herzog mit neun Begleitern in die Stadt kommen sollte, um sein Panier auf die Mauer zu pflanzen. Aber kaum hatte er es gethan, und die Stadt der Abrede nach wieder verlassen, als die Einwohner vor seinen Augen das verhaßte Panier höhnend in den Graben warfen, ohne daß der Engländer im Stande war, den Schimpf zu rächen.

Auch Bertrand verließ nun die Stadt, und ging dem Kriege nach. Bei einem Waffenstillstande zwischen Karl von Blois und Johann von Montfort mußte er als Geisel dienen; da aber der Vertrag nicht gehalten ward, und er wider alles Recht im Gefängnisse bleiben mußte, entfloh er und diente nun in dem Kriege, der zwischen Karl von Navarra und Karl V. ausbrach. Wir wissen schon, daß dieser Krieg besonders durch das Treffen bei Cocherel, wo Bertrand den Sieg davon trug, entschieden ward. Er überlistete in dieser Schlacht die Feinde durch einen scheinbaren Rückzug, der zwar den Captal von Buch nicht täuschte, wol aber sein Heer, welches der Feldherr selbst nicht abhalten konnte, aus seiner vortheilhaften Stellung hervorzubrechen, worauf die Franzosen sogleich umkehrten, die Feinde schlugen, und den Captal selbst gefangen nahmen.

Nicht lange darauf hatte du Guesclin das gleiche Schicksal, in dem neuen Kriege zwischen den beiden Herzogen von Bretagne. In der Schlacht bei Auray ward

er gefangen, aber durch das Geld, welches der Papst und der König von Frankreich dazu hergaben, wieder ausgelöſ't. Nun wollte er zu einem Kreuzzuge nach der Insel Cypern gehen, als er die Aufforderung erhielt, die Compagnien nach Spanien zu führen. Er schickte zuvor seinen Herold an sie ab, und bat sich frei Geleit aus. Nachdem ers erhalten, begab er sich zu ihnen. Er zeigte ihnen die Gelegenheit, sich in Spanien zu bereichern, und versprach ihnen noch zweimal hunderttausend Franken von dem Könige und Vergebung der Sünden von dem Papste. Dies lockte sie, sie gingen den Vorschlag ein, und zogen, Bertrand an der Spitze, auf Avignon los. Dem Papste Urban V. ward bei der Ankunft dieses Haufens nicht wenig bange. Er ließ ihnen durch einen Cardinal sagen, daß, wenn sie sich nicht zurückzögen, er sie in den Bann thun würde. Aber wie der Gesandte sich ihnen näherte, ging sogleich einer aus der Bande auf ihn zu, mit der Frage, ob er Geld mitbringe. Der Cardinal sah nun wol, daß die Androhung des Bannes nicht viel wirken würde. Der Papst sperrte sich zwar noch, als er aber aus den Fenstern seines Palastes sah, wie das Land von der zügellosen Rotte geplündert ward, mußte er sich bequemen, und ihre Entfernung mit zweimal hunderttausend Franken erkaufen. Hierauf zog Bertrand, wie oben schon erwähnt ist, nach Spanien, und leistete dort dem Prinzen Heinrich von Castilien wider seinen Bruder Peter die ersprießlichsten Dienste. Allein trotz der angestrengtesten Tapferkeit konnte er doch nicht verhindern, daß der Prinz bei Navarette eine entscheidende Niederlage erlitt. Als er den Verlust der Schlacht fast entschieden sah, eilte er auf Heinrich zu, der noch immer mitten in dem stärksten Getümmel focht, nahm sein Pferd beim Zügel, und führte ihn trotz seines Wider-

strebens aus der Schlacht. Er selbst kämpfte dann wieder fort; als er sich aber endlich umringt sah und den schwarzen Prinzen erblickte, rief er: „diesem ergebe ich mich, denn er ist der Tapferste." Er war aber auch der Edelmüthigste, denn aller Anerbietungen des Königs Peter ungeachtet, der gern seine Rache an du Guesclin befriedigt hätte, lieferte er denselben nicht aus, sondern übergab ihn vielmehr dem Captal von Buch zur Bewachung, der denselben Abend noch in einem Zimmer mit ihm schlief, und den als seinen Gefangenen sah, dem er einst sich selbst hatte ergeben müssen. Bertrand wurde darauf nach Bordeaux geführt, wohin der schwarze Prinz aus Spanien wieder zurückging. Heinrich irrte indessen als Flüchtling umher, bei Diesem und Jenem Hülfe suchend. Nichts war ihm aber mehr werth, als der Rath du Guesclins, und so begab er sich als Pilger verkleidet zu ihm in sein Gefängniß, nicht ohne große Lebensgefahr, wenn er erkannt worden wäre.

Ein Zufall rettete Bertrand aus dem Gefängnisse in Bordeaux. Man unterhielt sich eines Tages bei dem Prinzen von Wales von manchen Helden, die gefangen worden wären. „Prinz, sagte Einer von der Gesellschaft, man spricht, Ihr hättet einen Ritter in eurem Gewahrsam, den Ihr nicht loszulassen waget, nemlich Bertrand du Guesclin." — „Bringt ihn sogleich her, rief Eduard erzürnt, ich werde ihn solchen Gerüchten zum Trotz entlassen, ja ohne Lösegeld." Der Gefangene ward vor ihn gebracht. „Wie gehts Bertrand?" fragte der Prinz. „Traun, erwiederte dieser, es langweilt mich, nur immer die Mäuse von Bordeaux zu hören, die Nachtigallen meines Vaterlandes wären mir lieber." Es wird bloß von Euch abhangen, entgegnete der Prinz; schwört nur, nicht gegen uns und nicht für Heinrich von Castilien zu kämpfen.

— „Was hülfe mir da meine Befreiung, dann gäb ich ja meinen Leib erst recht in die Gefangenschaft." — Nun, sagte der Prinz, so sollt Ihr mir zum wenigsten nicht ohne gutes Lösegeld entkommen. „Ich will gern, erwiederte Bertrand, nur erinnert Euch, daß ich ein armer Ritter bin, der nichts besitzt, als was er durch die Waffen erwirbt." Der Prinz überließ es ihm, sich den Preis zu setzen. „So muß ich mich doch wol nicht zu niedrig schätzen," sagte Jener, und bot hunderttausend Goldgulden. Der Prinz sah verwundert seine Ritter an, und fragte Bertrand, woher er so viel Geld nehmen wolle. „Der König von Frankreich, erwiederte dieser, und Heinrich von Castilien, der nun als König sterben wird, werden es mir geben. Und im Nothfalle würden es die Frauen meines Vaterlandes durch Spinnen zusammenbringen." Doch schon in Bordeaux fand er unter den Engländern Freunde, die ihm ansehnliche Geschenke machten, und die Gemahlin des schwarzen Prinzen selbst gab ihm eine sehr ansehnliche Summe. Dann verließ er Bordeaux, um sich das noch Fehlende zu verschaffen. Aber freigebig und großmüthig wie er war, unterstützte er noch andere gefangene Ritter, die er auf dem Wege traf, daß sie ihr Lösegeld bezahlen, und sich von Neuem ausrüsten konnten. Er begab sich hierauf zum Herzog von Anjou, der Tarrascon belagerte. Von diesem erhielt er die zu seinem Lösegelde noch fehlende Summe, so daß er nun wieder nach Spanien zu Heinrichen von Castilien gehen konnte.

Der Krieg war den kühnen und muthigen Helden dieser Zeit oft ein bloßes Spiel ihrer Kräfte, und schien nur ein fortgesetzter Zweikampf. In diesem Sinne sandte einst der Befehlshaber einer Stadt in Spanien einen Herold an Bertrand, mit der Bitte, ihn auf seinem Zuge

nicht zu verachten, sondern ihm einige Stunden zu schenken und ihn mit einem Sturme zu beehren. Vorher war Bertrand noch zweifelhaft gewesen, ob man diese Stadt angreifen sollte oder nicht. Aber nun besann er sich nicht mehr. „Geht, sprach er zum Herolde, und sagt eurem Herrn, daß wir seine Neugierde befriedigen wollen, aber er wird Leute an uns finden, welche weder die Tiefe der Gräben noch die Größe der Stadt achten." Er ließ nun anrücken, und die Stadt ward erstürmt.

Daß Karl V. den Helden aus Spanien zurückrief, um die Führung des von Neuem ausgebrochenen Krieges wider die Engländer zu übernehmen, ist schon oben erzählt. Als Bertrand zu ihm kam, übertrug er ihm in der Versammlung seiner Barone die Würde eines Connetable, welche er mit Demuth annahm; nur machte er die Bedingung, daß der König keinem Ankläger oder Angeber, außer in seiner Gegenwart, Gehör geben wollte. Haufenweise strömten ihm die Soldaten zu. Für tausend fünfhundert Gensd'armes hatte er vom Könige Geld bekommen; als sich aber noch einmal so viel bei ihm einfanden, bezahlte er die Übrigen mit dem Gelde, welches er aus Spanien mitgebracht hatte.

Der Englische Feldherr ließ ihn zu einer Schlacht auffordern. „Ich habe nicht minder Lust Euch zu sehen," gab Bertrand zur Antwort, und schwur, daß er nicht eher essen und trinken wolle, als bis er das Treffen bestanden. Obgleich es schon Nacht war, brach er mit fünfhundert Mann auf und ritt so schnell, daß zwei Pferde unter ihm stürzten. Als er den Feinden nahe gekommen, ließ er seine Leute sich mit Wein und Brot erfrischen, einander ihre Sünden beichten und zu Gott beten. Still, die blinkenden Helme mit Tüchern bedeckt, rückten sie sodann gegen

die Engländer an. So schnelle Ankunft der Franzosen hatten diese nicht erwartet, denn ihr Herold war kaum zurückgekehrt. Sie geriethen in Verwirrung, welche du Guesclin mit seinem kleinen Haufen benutzte, indeß das übrige Französische Heer langsamer nachrückte. Der Sieg blieb den Franzosen, und bald folgten ihm mehrere.

Die Engländer thaten bei Gelegenheit einer dieser Schlachten ein feierliches Gelübde, du Guesclin zu verwunden. Aber es gelang ihnen nicht, ja es schien, als habe der Tod selbst gefürchtet, ihm mitten in der Schlacht oder vor den Mauern der Festungen zu begegnen. Eine Krankheit endete sein thatenreiches Leben bei der Belagerung des festen Platzes Chatelneuf de Randau. Noch auf dem Sterbebette ermahnte er die Seinen zur Gerechtigkeit und Menschlichkeit, küßte sein Schwert, gab es mit Wehmuth von sich, und erwartete den letzten Athemzug unter frommen Gebeten. Ganz Frankreich trauerte um ihn, und in der Gruft zu St. Denis, neben den Gebeinen der Könige, wurde auf Befehl Karls V. sein Leichnam beigesetzt. Selbst die belagerten Feinde erwiesen ihm ihre Ehrfurcht. Sie waren schon früher übereingekommen, sich ihm zu ergeben, wenn binnen einer gewissen Zeit keine Englische Hülfe käme. Die Hülfe kam nicht, aber du Guesclin war zu den Todten gegangen. Dennoch glaubten sie es ihrer Ehre schuldig zu seyn, Wort zu halten. Der Englische Befehlshaber begab sich daher in Begleitung seiner vornehmsten Officiere in du Guesclins Zelt, kniete gerührt an dem Sarge nieder, und legte den Schlüssel zu den Füßen des Verstorbenen.

---

38. England unter Richard II.

(1377—1399.)

Da Richard, der Sohn des schwarzen Prinzen, wie oben schon erwähnt ist, bei dem Tode seines Großvaters Eduards III. erst elf Jahre alt war, so setzten die Barone für die Zeit seiner Minderjährigkeit zur Führung der Regierungsgeschäfte einen Verwaltungsrath ein. Seine drei Oheime, der Herzog von Lancaster, und die nachmaligen Herzoge von York und Glocester, waren zwar nicht Mitglieder desselben, aber doch von entschiedenem Einfluß. Zu nicht geringerm schwang sich jetzt das Haus der Gemeinen empor, welches unter der vorigen Regierung zuerst ein bedeutenderes Ansehn erhalten hatte, und schon 1380 setzte es durch, daß der Regentschaftsrath entlassen wurde, und die Regierung an den jungen König selbst, mit Beistand der gewöhnlichen Beamten, kam.

Zwei Kriege dauerten noch fort, mit Frankreich und Schottland; einen dritten betrieb der Herzog von Lancaster, um als Eidam Peters des Grausamen Ansprüche auf den Castilischen Thron durchzufechten. Diese Kriege verursachten viele Kösten, welche das Parlament durch eine Kopfsteuer, die es ausschrieb, zu bestreiten suchte. Die niederen Volksclassen fühlten sich durch diese Steuer am meisten gedrückt, und da einige Einnehmer mit großer Härte und tyrannischem Übermuth verfuhren, kam es zur Empörung (1381). Der Unmuth, der längst schon in den Gemüthern des unter dem harten Joche der Leibeigenschaft schmachtenden Landvolkes dumpf gährte, bedurfte nur einer Veranlassung zum heftigen Ausbruch, und bald fanden sich in dem südlichen England, wo der Hauptschauplatz dieser Bewegungen war, gegen hunderttausend Mann unter den

Waffen. Es traten Prediger unter ihnen auf, welche die Lehre, daß Alles Übel aus der Ungleichheit der Stände entstehe *), unter dem größten Beifall der bethörten Menge vortrugen. Die Empörer zogen nach London, um, wie sie sagten, dem Könige selbst ihre Klagen und Wünsche vorzulegen, brachen in die Stadt ein, die ihnen von dem gleichgesinnten Pöbel geöffnet wurde, und verübten mehrere Tage lang Frevel aller Art. Der König, der persönlich mit ihnen unterhandelte, und ihnen ihre Forderungen bewilligen mußte, kam dabei in große Gefahr, aus der er sich nur durch glückliche Geistesgegenwart rettete. Aber wie alle solche Bewegungen durch Mangel an Besonnenheit und Mäßigung verunglücken, so unterlagen auch diese Leute bald dem geordnetern Widerstande der übrigen Stände, die so wenig geneigt waren auch die billigen Wünsche derselben zu erfüllen, daß der König vielmehr auf ihr Andringen die gemachten Bewilligungen zurücknehmen mußte, so daß das Landvolk in seine alte Knechtschaft und zum unwilligen Gehorsam zurückkehrte.

So war die Ordnung im Innern wieder hergestellt, und auch nach außen konnte man sich der Ruhe erfreuen, da die Regierung mit Frankreich und Schottland kurze, aber oft erneuerte Waffenstillstände einging, und Lancasters Krieg gegen Castilien in der Ferne geführt ward. Allein ein Quell viel gefährlicherer Unruhen lag in der Persönlichkeit des Königs. Je mehr dieser sich entwikkelte, je mehr ward er durch seinen Eigensinn, seine Un-

*) Ces méchans gens de contrées, sagt der alte Froissard, disoient qu'au commencement du monde il n'avoit esté nuls serfs, und einer ihrer Führer behauptete, wie derselbe Geschichtschreiber erzählt: les choses ne peuvent pas bien aller jusqu'à tant qu'il ne sera ne villains ne gentilshommes et que nous serons tous unis.

selbständigkeit und thatenlose Genußliebe Eduard II. ähnlich. Die Kraft, mit welcher sein Vater geherrscht, und die glücklichen Kriege desselben machten diese Mängel nur auffallender, und für ihn bedenklicher. Als er nun auch anfing, sich Lieblingen unbedingt hinzugeben, erhob sich gegen diese der stolze Adel unter Leitung des Herzogs von Glocester, und obgleich Richard ausrief, er werde um des Parlaments willen keinen Küchenjungen abschaffen, so sah er sich doch genöthigt, zuerst seinen Kanzler Michael de la Pole, zuletzt sogar sein ganzes königliches Ansehn aufzuopfern.

Es wurden zwölf Lords erwählt, welche auf ein Jahr die ganze Regierung übernahmen, und ihre Reichsverwaltung damit eröffneten, daß sie noch fünf Diener und Freunde des Königs anklagten, von denen die meisten sich durch die Flucht retteten (1388). Der König machte zwar einen Versuch, seine Gegner zu stürzen, allein er unterlag ihrer Macht, und mußte sich die unbedeutende Stellung, zu der man ihn herabgedrängt, gefallen lassen. Nach Verlauf des Jahres, während dessen sich die herrschende Partei verhaßt gemacht haben mochte, trat er zwar die Regierung wieder an, aber die üppige, verschwenderische Lebensweise, der er sich überließ, konnte ihm die Gemüther unmöglich gewinnen. Ein acht und zwanzigjähriger Waffenstillstand, den er, um von außen Sicherheit oder gar Schutz zu erlangen, mit Frankreich schloß (1396), mit der Räumung von Brest und Cherbourg erkaufte, und durch Verlobung mit der Französischen Königstochter Isabella befestigte, ward dem aufgeregten Volkshasse und dem kriegerischen Stolz vieler Engländer nur ein Grund mehr zur Unzufriedenheit. Der Herzog von Glocester, jetzt von allem Einflusse verdrängt, leitete die mißvergnügte Partei.

Der König, der ihm und seinem Anhange das vorige Betragen zwar vergeben, aber nicht vergessen hatte, benutzte diesen Umstand, vielleicht von Frankreich noch aufgeregt, sich für das Vergangene und Gegenwärtige zu rächen, und sich für die Zukunft zu sichern. Er ließ den Herzog plötzlich aufheben und nach Calais bringen, wo er im Gefängniß ermordet wurde, wie man allgemein behauptete, und unter der folgenden Regierung zu beweisen sich angelegen seyn ließ, auf Richards Befehl. Die Grafen von Arundel und Warwick, Glocesters Freunde, wurden, der Erstere enthauptet, der Andere verbannt. Aber wie Richard ohne Kraft und Haltung diese Gewaltstreiche nur mit der Stärke einer ihm ergebenen Partei ausgeführt hatte, so scheiterte er gar bald bei einem zweiten Versuch, sich solcher furchtbaren Gegner zu entledigen.

Zwischen dem Herzog von Norfolk und dem Sohne des Herzogs von Lancaster, dem Herzog Heinrich von Hereford, war ein Zwist ausgebrochen, in welchem Richards eigner Ruf gefährdet ward. Heinrich behauptete nämlich, der Herzog von Norfolk habe ihm gesagt, der König gehe damit um, die Lancaster und andere Edlen aus dem Wege zu räumen. Norfolk läugnete dies und ein Zweikampf sollte zwischen beiden entscheiden, als der König dazwischen trat, Norfolk auf immer mit Verlust seines Vermögens aus dem Reiche verbannte, den Herzog von Hereford aber auf zehn Jahre, mit dem Versprechen, daß er auf den Fall von seines Vaters Tode in den Besitz seiner Erbgüter treten sollte. Allein als dieser Tod nach einigen Monathen erfolgte (Febr. 1399), zog Richard gegen sein gegebenes Wort die reiche Erbschaft ein, um so dies mächtige Haus zu schwächen.

Aber Heinrich, der seine Stärke und Richards Ohn=

macht sehr wohl kannte, unterwarf sich diesem Beschlusse nicht geduldig. Aufgefordert von einer mächtigen Partei unter dem Adel, eilte er aus seiner Verbannung herbei, und landete im Julius in England, als der König in Irland abwesend war. Er erklärte, daß er aus keiner andern Ursache komme, als um in die ihm gebührenden Besitzungen und Würden wieder eingesetzt zu werden, und sah in kurzer Zeit die zwanzig Mann, mit denen er ans Land gestiegen, bis auf sechzigtausend Bewaffnete angewachsen. Selbst der Herzog von York, dem der König für die Zeit seiner Abwesenheit die Regierung anvertraut hatte, erklärte sich in der Voraussetzung, daß Heinrich nur sein rechtmäßiges Erbe in Anspruch nehme, und weil er seinen Truppen nicht traute, für ihn. Als nun Richard, da er nach England zurückkehrte, seinen Gegner schon im Besitz einer solchen Macht fand, und von dem größten Theile seiner Truppen verlassen ward, beschloß er nach Frankreich zu fliehen, um dort eine günstigere Wendung der Umstände abzuwarten. Aber Heinrich eilte, dies zu verhindern; er sandte den Grafen von Northumberland an ihn ab, welcher den König durch einen falschen auf die Hostie geschwornen Eid aus Conway, wo er sich am Meeresufer befand, hinweglockte, und ihn zu Heinrich führte. „Euer Volk beklagt sich, redete ihn dieser an, ihr habet es seit zwei und zwanzig Jahren schlecht regiert; wenn es Gott gefällt, will ich euch helfen besser zu regieren.“ Jetzt reifte in Heinrich der Plan, den ihm sein Glück, welches ihn wol selbst überrascht hatte, eingegeben, wenn er ihn nicht bei seiner Landung schon gehegt. Er führte den unglücklichen Monarchen als seinen Gefangenen nach London, wo er (am 29. Sept.) der Krone zu entsagen genöthigt ward. Damit noch nicht zufrieden, ließ Heinrich dem Parlamente,

welches größten Theils aus seinen Anhängern bestand, drei und dreißig Klagepunkte gegen Richard vorlesen, aus denen hervorgehen sollte, daß er den Thron verwirkt habe. Muthvoll erhob sich der Bischof von Carlisle, Richards treuer Anhänger, dagegen, ward aber sogleich ergriffen und verhaftet. Nun wagte Niemand mehr Widerspruch, Richards Absetzung ward feierlich ausgesprochen, und Heinrich von Lancaster, der den Thron sofort als ihm gebührend in Anspruch nahm, als König anerkannt.

---

39. Heinrich IV.

(1399 — 1413.)

Die Regierung dieses neuen Königs war unruhig. Ein gewaltsam gewonnener Thron konnte auch nur gewaltsam behauptet werden; unmöglich fast war es, alle Wünsche und Hoffnungen zu erfüllen. Ein Theil des Volks fand sich nicht genug erleichtert, ein anderer nicht genug belohnt, und einige Anhänger Richards konnten schon nach einigen Monathen den Versuch wagen, Heinrichs Thron zu erschüttern. Aber sie büßten diesen Versuch nicht nur selbst mit dem Leben, sondern führten dadurch auch Richards Ende herbei. Es hieß zwar, daß dieser sich selbst durch hartnäckiges Weigern, Nahrung zu sich zu nehmen, getödtet habe, aber dies fand bei Niemanden Glauben. Ob der beklagenswerthe Fürst, der die Fehler seines Charakters und seiner Regierung nur allzuhart büßen mußte, auf Heinrichs Befehl den Hungertod gestorben, oder von einem gewissen Exton erschlagen worden sey, ist zweifelhaft geblieben.

Gefährlicher für Heinrich schien ein zweiter Empörungsversuch zu werden, der von seinen ehemaligen Freun-

den ausging, die den thätigsten Antheil an seiner Erhebung gehabt hatten, dem mächtigen Hause Percy nämlich, an dessen Spitze der alte Graf von Northumberland stand, und dessen kühner, stolzer und beliebter Sohn Heinrich, genannt Heißsporn. Das Verdienst, welches die Percy sich erworben, mußte sie mit Stolz erfüllen, aber eben darum den König mit Mißtrauen gegen sie. Dies führte beide bald feindlich gegen einander. Bei einem der häufigen Einfälle, welche der unaufhörliche Krieg an den Grenzen von Schottland und England veranlaßte, hatte der junge Heinrich Percy gesiegt, und unter vielen vornehmen Schotten auch den Grafen Douglas gefangen genommen. Er verweigerte es, diese Gefangenen, welche der König forderte, auszuliefern, und der König wollte dagegen nicht erlauben, daß der mit Percy engverbündete Sir Edmund Mortimer, den ein Walliser, Owen Glendower, in einem von ihm geführten Raubkriege gefangen genommen, ausgelöset würde. Der erzürnte Heinrich Percy ward jetzt die Seele einer gefährlichen Verschwörung, an welcher der ganze mächtige Anhang seines Hauses Theil nahm, und zu der auch Douglas, dem seine Freiheit unter dieser Bedingung gegeben ward, hinzutrat, voll Freude über diese Entzweiung der Feinde seines Vaterlandes. Heinrich sollte vom Throne gestürzt, der Graf von Marche, der mütterlicher Seits von dem zweiten Sohne Eduards III. abstammte, und also ein näheres Recht auf die Krone zu haben schien, statt seiner erhoben werden. Allein des Königs Glück und Kraft vereitelten diese Pläne; der Tag von Shrewsbury (1403) gab ihm den Sieg, und kostete Heinrich Percy das Leben. Auch des Letztern Oheim, der Graf von Worcester, ward gefangen und enthauptet. Der Erzbischof von York, der einen neuen Aufruhr begann,

unterlag auf gleiche Weise; der Graf von Northumberland ward bei einem ähnlichen Unternehmen erschlagen. So verschaffte sich endlich Heinrich IV. Ruhe vor seinen innerlichen Feinden, die nun entweder durch das Schwert vernichtet, oder durch den Schrecken entwaffnet waren.

Die Geistlichkeit, die gleichfalls an seiner Thronbesteigung großen Antheil hatte, blieb ihm treuer, weil sie seines Schutzes gegen Feinde bedurfte, welche die ganze Hierarchie bedroheten. Es waren die Anhänger des oben (S. 34) schon erwähnten Wiklef, die auch nach dem Tode ihres Meisters seinen Ansichten treu blieben, und unter dem Namen der Lollharden großes Aufsehn erregten. Predigten wider die Reichthümer der Geistlichkeit fanden auch im Parlamente Beifall, und die Gemeinen machten Vorschläge zur Einziehung des Kirchenvermögens. Doch Heinrich widersetzte sich der Ausführung dieser Absichten, ließ Strafgesetze gegen die Lollharden als Ketzer ergehen, und erwarb sich dadurch die treue Ergebenheit des geistlichen Standes.

Beschwerden und Kummer von mancher Art, auch wol Gewissensbisse über die Art, wie er die Krone erworben, untergruben Heinrichs ohnehin schwankende Gesundheit, und zogen ihm einen frühen Tod zu. Er starb, erst sechs und vierzig Jahre alt, am 20. März 1413, und hinterließ den Thron seinem Sohne Heinrich V. mit der Aussicht, bei den großen, im nächsten Abschnitt zu schildernden Verwirrungen Frankreichs, Eduards III. Pläne auf dieses Land mit Erfolg erneuern zu können.

40. Frankreich unter Karl VI.

Der Tod Karls V. hatte für das Französische Reich noch schlimmere Folgen gehabt, als der Eduards III. für England. Der Thronerbe, Karl VI., war zwölf Jahr alt und seine drei Oheime, die Herzoge von Anjou, von Berry und von Burgund stritten um die Regentschaft. Endlich wurde ausgemacht, daß der junge Fürst selbst regieren sollte, unter der Leitung und mit der Hülfe seiner Oheime, worauf der Herzog von Anjou die Vormundschaft, deren er sich schon angemaßt, niederlegte. Es war derselbe, den die Königin Johanna von Neapel zum Erben ihres Königreichs eingesetzt hatte (oben S. 14.). Um Geld zur Besitznahme dieses Erbtheils, welches er sich erst erstreiten sollte, zu erhalten, hatte er während seiner kurzen Regentschaft den hinterlassenen Schatz des verstorbenen Königs geplündert, und die Auflagen erhöhet, statt sie zu vermindern, wie Karl V. auf seinem Todbette gewünscht hatte. Das Volk war voll Unmuth über diesen Druck, und in den größeren Städten, wie in Paris und Rouen, entstanden darüber heftige Bewegungen, die um so gefährlicher werden konnten, weil um dieselbe Zeit die Flandrischen Städte, besonders Gent, angeführt von Philipp Artevelle, einem Sohne des oben (S. 82.) genannten Jakob Artevelle, in einem Aufstande wider ihren Grafen begriffen waren, der von den Französischen Städten als nachahmungswürdig gepriesen wurde. Allein die Französische Regierung fand Gelegenheit, die Flandrischen Unruhen zur Unterdrückung der einheimischen zu benutzen. Der von den siegreichen Gentern vertriebene Graf Ludwig flüchtete Hülfe suchend zum Könige Karl, und der Herzog von

Burgund, dessen Einfluß jetzt der bedeutendste war, unterstützte diese Bitte, weil er als Schwiegersohn und künftiger Erbe des Grafen dabei besonders betheiligt war. Der König zog an der Spitze eines ansehnlichen Heerhaufens nach Flandern, und besiegte dort am 27. November 1382 in einer blutigen Schlacht bei Rosebek *) die Genter trotz ihrer tapfern Gegenwehr. Ihr kühner Sinn ward zwar dadurch nicht gebrochen, aber die Französische Regierung benutzte den Sieg, um durch den Schrecken desselben die Französischen Städte zu demüthigen. Paris, gegen das die rückkehrenden siegreichen Schaaren anrückten, empfand zuerst die ganze Härte der Strafe. Die Bürger wurden entwaffnet, ihre selbständige Verwaltungsbehörde aufgehoben, mehr als dreihundert Menschen hingerichtet, und die Übrigen mit schweren Geldstrafen belegt. Ein ähnliches Schicksal traf die übrigen Städte, und der Widerstand von dieser Seite ward so vernichtet, daß von nun an auch gerechte Klagen nicht mehr gewagt werden konnten.

Indeß wuchs der König heran, ohne Einsichten und Charakter zu entwickeln, doch war ihm die Vormundschaft seiner Oheime, der Herzoge von Berry und von Burgund, zuwider, und eine Partei, den Herzog Ludwig von Orleans (Karls Bruder) und den Connetable von Clisson an der Spitze, welche Jenen ihre Stellung beneidete, überredete ihn, als er zwanzig Jahre alt war (1388), sehr leicht zu der Erklärung, daß er jetzt die Zügel der Regierung selbst ergreifen wolle. Dadurch erhielt nun Clis-

*) Von dieser Schlacht sagt Froissard: si le commun de Flandres gagnoit la journée contre le royaume de France et que les Nobles fussent morts, l'orgueil seroit si grand en tous communautéz que tous Gentilshommes s'en répentiroient.

son auf alle Angelegenheiten den entschiedensten Einfluß, und zugleich der Kampf der Parteien größere Nahrung. Aber ein unglückliches Ereigniß führte nach einigen Jahren einen noch weit schlimmern Zustand herbei. Clisson, der ein heftiger Feind des dem Herzoge von Burgund befreundeten Herzogs von Bretagne war, hatte den König zu einem Kriegszuge gegen denselben bewogen. Unterwegs, als man an einem sehr heißen Sommertage (5. August 1392) über eine Heide zog, sprang plötzlich eine scheußliche Gestalt hinter einem Baume hervor dem Könige in den Weg, und rief ihm mit schauerlicher Stimme entgegen: „Gehe nicht weiter, du bist verrathen!" Karls körperliche und geistige Schwäche bedurfte nur eines solchen, wahrscheinlich von seinen Oheimen veranstalteten Anstoßes, um in völlige Geistesabwesenheit überzugehen. Er verfiel sofort in einen Wahnsinn, der, nur von Zeit zu Zeit durch lichte Augenblicke unterbrochen, bis an seinen Tod, dreißig Jahre lang, währte.

Jetzt eröffnete sich für die Parteien des Hofes ein neuer Spielraum, zum höchsten Unglück des Landes. Die beiden Oheime übernahmen sogleich die Regierung, und der verhaßte Clisson mit seinem ganzen Anhange mußte weichen. Das erste Ergebniß der neuen Verwaltung war der oben (S. 119.) schon erwähnte acht und zwanzigjährige Waffenstillstand mit England. Aber die dadurch herbeigeführte äußere Ruhe gab nur desto mehr Muße zu Kämpfen im Innern. Der Herzog von Orleans bemühete sich, die Stellung, die er hatte verlassen müssen, wieder einzunehmen. Er schloß sich zu diesem Behufe an die Königin Isabeau bis zu einer verdächtigen Vertraulichkeit an. Seine Gemahlin Valentina, eine Tochter des ersten Mailändischen Herzogs Johann Galeazzo Visconti, die voll Ehrgeiz

und Ränkesucht war, blies das Feuer noch mehr an, weil sie als eine kaum Ebenbürtige von der stolzen Herzogin von Burgund verachtet wurde. Die Herrschaft der beiden Parteien wechselte, aber die schimpfliche Vernachlässigung des Königs, dessen Kindern es oft an dem Nöthigsten fehlte, der außerordentliche Druck des Volks und die frevelhafte Üppigkeit des Hofes blieben sich gleich. Endlich, als der alte Herzog Philipp von Burgund starb (1404), schien der Herzog von Orleans fest zu stehen. Allein der Sohn Philipps, Johann, der den Beinamen des Unerschrockenen führte, ein kühner und heftiger Mann, wußte sich durch eine Verbindung seiner Tochter mit dem Dauphin und seines Sohnes mit der Schwester desselben einen sehr bedeutenden Anhang am Hofe zu verschaffen, und da er sich im Staatsrathe einer neuen Steuer lebhaft widersetzte, auch die Gunst des Volks. Die Macht dieses jüngern burgundischen Hauses war keine geringe, denn beim Tode des Grafen Ludwig von Flandern (1384) war seine ganze reiche Erbschaft, die Franche Comté, Artois, Flandern, Mecheln, Antwerpen, Nevers und Rethel, an seine einzige Tochter Margarethe, Johanns Mutter, gekommen. Sein Ansehn in Frankreich und seine Spannung mit Ludwig von Orleans wuchsen von Tage zu Tage, und als er sich 1405 an der Spitze bewaffneter Schaaren Paris näherte, ergriffen die Königin und der Herzog von Orleans die Flucht. Die Hofränke schienen sich nun in einen förmlichen Bürgerkrieg zu verwandeln, da auch die Orleanssche Partei Truppen sammelte. Für diesmal kam es indeß noch zu keinem Ausbruche, da es dem Herzoge von Berry gelang, seine beiden Neffen von Burgund und von Orleans zu versöhnen. Sie unterschrieben einen förmlichen Friedensvertrag, nahmen gemeinsam

das Abendmahl, und schliefen, nach der Sitte der Zeit, als Zeichen des höchsten gegenseitigen Vertrauens in Einem Bette zusammen. Aber alles dieses konnte den Haß nur beschwichtigen, nicht vertilgen. Bald entstanden wieder Zwistigkeiten, und auf beiden Seiten gab es immer neue Gründe zu Klagen. Endlich als der Herzog von Orleans, noch eitler als wollüstig, sich auch der Gunstbezeugungen der Herzogin von Burgund rühmte, obwohl, wie die Zeitgenossen glaubten, ohne allen Grund, beschloß ihr Gemahl sich zu rächen; er ließ den Verhaßten in Paris auf der Straße überfallen und ermorden (23. Nov. 1407). Anfangs schien er von Reue erfüllt, und sagte, der Teufel habe ihn verführt; aber nachdem er sich von Paris entfernt, um seine Streitkräfte zu sammeln, kam er wieder zurück, seine That nicht als ein Werk des Teufels, sondern der Gerechtigkeit anerkennen zu lassen. Ein Doctor der Universität, der Franziscaner Johann Petit, mußte vor einer ansehnlichen Versammlung in einer feierlichen Rede mit zwölf Gründen „zu Ehren der zwölf Apostel" beweisen, daß der Herzog von Orleans ein verabscheuungswürdiger Tyrann gewesen sey, und die Mordthat das höchste Lob, wie der Mörder den größten Dank *) verdiene. Die Macht des Herzogs gab dieser Beweisführung solchen Nachdruck, daß der unglückliche König durch eine feierliche Erklärung den Mord in der That öffentlich als eine verdienstliche Handlung billigen mußte.

Allein kaum hatte Johann sich wieder entfernt, als die Gemahlin des Ermordeten mit ihren Kindern, unterstützt von dem Grafen von Armagnac, dem Schwiegervater des jungen Herzogs von Orleans, in Paris erschien,

*) „A l'exemple des rémunérations, qui furent faictes à monseigneur Sainct Michel l'Archange, pour avoir tué le diable."

und ein entgegengesetztes Urtheil erzwang. Johann ward für einen Mörder und Reichsfeind erklärt. Nun begann der heftigste Parteikampf. Von beiden Seiten wurden Truppen geworben; Burgunder und Armagnacs waren die Namen der Factionen, zwischen denen das Reich sich theilte. Mordthaten, Frevel und wilde Gräuel waren an der Tagesordnung; die Zwietracht der ehrgeizigen Häupter stürzte Frankreich in das größte Unglück. Die Stadt Paris, Mittelpunkt und Preis der Kämpfe, war besonders für den Herzog von Burgund, und eine bewaffnete Rotte von fünfhundert der Frechsten seiner Anhänger übte in seinem Namen eine wahre Schreckensregierung. Unter dem Vorwande, die Armagnacs zu bekämpfen, verjagten, beraubten, ermordeten sie ihre persönlichen Feinde. Dessenungeachtet bekam die Orleanische Partei auch von Zeit zu Zeit die Oberhand, und diese Übergänge waren mit den blutigsten Auftritten verbunden.

Vergeblich versuchten Friedliebende, und besonders die Glieder der Universität zu Paris, wiederholt die Entzweiten zu vereinen. Es wurden zwar einigemal Verträge zu Stande gebracht, aber immer bald wieder gebrochen, und der Bruch gab der Erbitterung nur neue Nahrung; die Parteien des Reichs wurden wie Feinde des Landes unter dem Panier der Oriflamme bekriegt, und die Feinde des Landes endlich als Partei hineingezogen. Burgund und Orleans knüpften nach den Umständen Verbindungen mit den Engländern an, die mit großer Freude sahen, wie ihre Feinde sich selbst zerfleischten, und bald Anstalten machten, große und entschiedene Vortheile daraus zu ziehen.

41. Heinrich V. von England, und der erneuerte Krieg wider Frankreich.

König Heinrich V., der seinem Vater Heinrich IV. 1413 in der Regierung folgte, war ein Fürst von ausgezeichneten Gaben, und voll feuriger Thatkraft. Mit großer Tapferkeit und Kühnheit verband er ein ungemeines Geschick, die sich darbietenden Umstände auf das vortheilhafteste zu benutzen. Er war gerecht bis zur Strenge, und doch so leutselig, einnehmend und gegen Geringere herablassend, daß er vom Volke verehrt und geliebt, von den Soldaten angebetet ward. In dem Feuer und dem Leichtsinn der Jugend hatte er sich früher der ungebundensten, dem Thronerben von England sehr wenig geziemenden Lebensweise überlassen, und im Rausche ausgelassener Fröhlichkeit manche grobe Ausschweifung verübt. Kein Umgang behagte ihm so, als der mit liederlichen Gesellen, wenn sie nur durch Witz, Drolligkeit und Muthwillen seiner Lachlust Stoff darboten; aber er stand ohne Zweifel unter diesen Genossen seiner Ausschweifungen so großartig da, wie ihn der größte Dichter seines Volkes in den historischen Dramen, die er seinem und seines Vaters Leben gewidmet, dargestellt hat, eine Schilderung, durch welche diesen Auftritten Unsterblichkeit zu Theil geworden ist.

Kaum hatte Heinrich den Thron bestiegen, als er zur Verwunderung aller Welt seine sittenlosen Genossen völlig von sich entfernte. Um diese Zeit schien die Secte der Lollharden eine für die Kirche immer gefährlichere Ausbreitung zu gewinnen, und Heinrich selbst theilte diese Besorgnisse, vielleicht, weil er auch politische Umwälzungsversuche von ihnen fürchtete. Einer ihrer vorzüglichsten

Führer, Sir John Oldcastle, auch Lord Cobham genannt, der sich standhaft weigerte, seiner religiösen Überzeugung zu entsagen, wurde gefangen gesetzt, entzog sich aber durch die Flucht der über ihn verhängten Todesstrafe, und versuchte eine Empörung anzuzetteln. Sie mißlang, und ist auch wol schwerlich so bedeutend gewesen als der Haß gegen die Lollharden sie schilderte. Die Folge war Verschärfung der Strafgesetze wider diese Secte, und Oldcastle, als er nach einigen Jahren in die Gewalt seiner Verfolger gerieth, wurde als Verräther in Ketten aufgehängt, und als Ketzer durch ein unter dem Galgen angezündetes Feuer verbrannt, ohne daß sich aus seiner Asche eine neue Begeisterung der Partei erhoben hätte.

Doch in weit höherm Grade zogen die Angelegenheiten Frankreichs die Aufmerksamkeit Heinrichs auf sich, da er dem in Parteiungen getheilten Reiche leicht Gesetze vorzuschreiben hoffen konnte. Er verlangte von der Französischen Regierung alle von England dort jemals besessenen Provinzen zurück, dazu die Hand der Prinzessin Katharina, Karls VI. Tochter, mit einer Mitgift von zwei Millionen Kronen, und einen großen Rückstand vom Lösegelde König Johanns. Was man Französischer Seits anbot, um diesen gefährlichen Feind zu beschwichtigen, Abtretung des Theils von Guienne, der in Französischen Händen geblieben, und die Prinzessin mit einer Aussteuer von sechsmal hunderttausend Kronen, genügte Heinrichen nicht, und als sein zweiter etwas herabgestimmter Antrag verworfen ward, brach er alle ferneren Unterhandlungen ab. Rasch folgte seine Landung an der Küste der Normandie (1415), Harfleur wurde belagert und eingenommen. Diese Stadt konnte nun wie Calais ein Thor zu ferneren Eroberungen in Frankreich werden; aber diesmal

durfte Heinrich keine weiteren Unternehmungen wagen. Durch den Verlust bei der Eroberung Harfleurs und durch Krankheiten war seine Kriegsmacht auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und schon nahte sich ein großes Französisches Heer. Heinrich brach auf nach Calais, gerieth aber bald in große Gefahr, abgeschnitten zu werden. Mit Mühe kam er bei St. Quentin über die Somme, und bei Azincourt sah er sich am 25. October gegen die vier- oder (nach anderen Angaben) gar siebenfach überlegene Macht der Franzosen zur Schlacht genöthigt, wenn er weiter vorwärts kommen wollte. Es war eine Lage, ganz wie die vor den Schlachten bei Crecy und Poitiers, aber die Erinnerung an diese Tage gab den Engländern Muth, und ihre Tapferkeit, so wie Heinrichs treffliche Anordnungen führten auch denselben Ausgang herbei. Es war ein neuer großer Siegestag Englands; mehr als neuntausend Französische Edelleute bedeckten das Schlachtfeld, und unter einer großen Anzahl Gefangener befanden sich auch der Herzog von Orleans und andere Große. Heinrich kehrte nach England zurück, ohne von seinem Siege diesmal eine andere Frucht als die Ehre zu erlangen, und trat erst nach zwei Jahren wieder auf den Kampfplatz, als der bis zur höchsten Erbitterung gesteigerte Parteihaß in Frankreich ihn von Neuem dazu einlud.

Der Herzog von Burgund, der schon in der Schlacht von Azincourt nicht mitgefochten hatte, näherte sich, erzürnt wegen der Zurücksetzung, die er am Hofe erfuhr, wo damals der Graf von Armagnac als Connetable und erster Minister unumschränkt herrschte, den Engländern immer mehr. Mit Armagnac war der dritte Sohn des Königs eng verbunden, der, seit dem Tode seiner älteren Brüder Dauphin, ihm ganz ergeben war, und seinen Haß gegen

die Burgundische Partei theilte. Aber Armagnac machte sich durch Willkühr und Druck immer verhaßter. Auch der Königin Isabelle schonte er nicht mehr, raubte ihr zuerst ihren Schatz, und dann ihre Freiheit, indem er sie, ihrer Unkeuschheit wegen, wie es hieß, nach Tours verbannte, und dort streng bewachen ließ. Durch diese Schritte wuchs Johanns Anhang von Tage zu Tage. An der Spitze eines mächtigen Heeres kündigte er sich als Vertheidiger des gedrückten Volkes an und befreiete die Königin. Immer mehr Städte schlossen sich ihm an, und die Gräuel des Bürgerkrieges traten wieder in furchtbarer Gestalt hervor. Endlich fiel auch die Hauptstadt in Johanns Hände. Ein Kaufmannssohn, der wegen einer ihm zugefügten Beleidigung von der Obrigkeit keine Genugthuung erhalten konnte, beschloß aus Rache, Paris den Burgundern zu übergeben. Er knüpfte mit einem in der Nähe stehenden Kriegshaufen derselben Unterhandlungen an, und ließ ihn in der Nacht vom 28. zum 29. Mai 1418 in die Stadt ein. Eine Schaar schon unterrichteter Bürger schließt sich, mit dem Geschrei „Friede, Friede, es lebe Burgund," den eingedrungenen Kriegern an, und vieles aus den Häusern strömende Volk folgt dem Beispiele. Sofort stürzen sich die Banden in die Wohnungen der Armagnacschen Häupter, reißen sie aus den Betten, belasten sie mit Ketten, und schleppen sie in den Kerker. Der Prevot Tannegui du Chastel rettet den Dauphin mit großer Mühe. Der Morgen findet die Pariser mit den rothen Kreuzen der Burgundischen Partei bezeichnet, die Schrecken steigern sich, die Häuser der Armagnacs werden geplündert, und schon gebricht es in den Gefängnissen an Raum. Noch war wenig Blut vergossen, aber nun führte ein mißlungener Versuch der Gegenpartei, sich der Stadt zu bemächtigen,

furchtbare Gräuelscenen herbei. Durch Frevler aufgehetzt, ergriff das Volk am 8. Julius die Waffen, stürmte die Gefängnisse, erwürgte die Hüter, und zwang die unglücklichen Gefangenen, einer nach dem andern hervorzukommen. Ohne Unterschied des Alters, Geschlechts, Standes, Vergehens, ja selbst der Partei, fielen sie alle unter den Streichen der Wüthenden, unter ihnen auch der Connetable, und eine große Anzahl anderer angesehener Männer *). Im Chatelet, wo sich die Gefangenen eine Zeitlang vertheidigt hatten, wurden sie von den Unmenschen gezwungen, sich selbst von der Höhe herab auf Piken zu stürzen, die unten emporgehalten wurden. Von den Gefängnissen ergossen sich die Mörder über die Stadt, und keine Straße war, wo nicht Blut floß. Wer sich von einem Feinde, einem Nebenbuhler, einem Gläubiger befreien wollte, durfte ihn nur als einen Armagnac bezeichnen; sogleich traf ihn das Mordschwert. Ja durch so viele Schlachtopfer noch nicht gesättigt, übte die Wuth noch an den Leichnamen allen erdenklichen Schimpf. Nur in den ersten drei Tagen betrug die Zahl der Schlachtopfer dreitausend fünfhundert. Die Plünderung der Armagnacs setzte die Soldaten plötzlich in den Besitz großer Reichthümer, die sie auf das lächerlichste zur Schau trugen. Isabelle und Herzog Johann hielten einen triumphirenden Einzug in die vom Blute ihrer Feinde rauchende Stadt; der unglückliche König, ganz in ihrer Gewalt, mußte sie wie Freunde und Befreier empfangen. Alle Stellen wurden mit ihren Anhängern besetzt. Bald hatten sich die Gefängnisse wieder mit Verdächtigen angefüllt, und von Neuem begannen die Ermordungen. Capeluche, der Henker

*) Einen überraschend ähnlichen, furchtbaren Gefangnenmord hat unsere Zeit in derselben Stadt im September 1792 gesehen.

der Stadt, leitete diese Schändlichkeiten, und der Herzog von Burgund schämte sich nicht, einem solchen Menschen öffentlich die Hand zu reichen. Endlich sah Johann ein, daß dieses Übermaaß revolutionärer Frechheit ihm selbst gefährlich werden würde, und zum Glück besaß er noch Macht genug, ihrer Meister zu werden. Seine Truppen ergriffen die Waffen, Capeluche und einige andere der vorzüglichsten Frevler wurden hingerichtet, und sechstausend Mordgesellen unter dem Vorwande eines Kriegszuges aus der Stadt geschafft. Zum Übermaaß des Unglücks wurde Paris noch in demselben Jahre von einer schrecklichen Seuche heimgesucht, die an achtzigtausend Menschen hinraffte.

Diese Verwirrungen ließ der König von England nicht unbenutzt; schon 1417 hatte er die Feindseligkeiten wieder begonnen *). Er nahm einen großen Theil der Normandie ein, deren völlige Eroberung endlich durch den Fall von Rouen entschieden ward (1419). Weder Armagnac, als er noch herrschte, hatte etwas gegen Heinrich gethan, noch that es der Herzog von Burgund; jeder war nur beschäftigt mit seinen Leidenschaften. Doch endlich schienen beide Parteien ihren Haß vergessen zu wollen, um dem gemeinsamen Feinde des Landes entgegenzutreten; es ward eine Zusammenkunft zwischen dem Dauphin und dem Herzoge von Burgund beschlossen. Zu Montereau, auf einer Brücke über die Yonne, wurden zwei Stackete errichtet, innerhalb deren die beiden von verschiedenen Seiten herkommenden Fürsten, jeder von zehn Rittern begleitet,

*) Als Heinrich jetzt landete, und ein päpstlicher Legat erschien, um ihn zum Frieden zu bewegen, antwortete ihm der König auf Frankreich zeigend: toutes les causes pour lesquelles ung royaulme se doibt transferer en aultre main, y regnent; c'est le plaisir du benoist Dieu que en ma personne la translation se face et d'avoir possession du royaulme, auquel j'ay droict.

sich unterreden sollten. Am 10. September 1419 erfolgte die Zusammenkunft, aber kaum hatte das Gespräch begonnen, so ward der Herzog von den Begleitern des Dauphin niedergestoßen, ob mit vorbedachter Absicht, oder durch die Gelegenheit gereizt, den Mord des Herzogs von Orleans zu rächen, ist zweifelhaft.

Dieser Frevel riß die Kluft zwischen den Parteien nur weiter aus einander. Philipp der Gute, der Sohn und Nachfolger des Getödteten, war ganz erfüllt von dem Gedanken, an dem Dauphin, den er als den Anstifter ansah, Rache zu nehmen, und England sollte sie ihm vollführen helfen. Am 21. Mai 1420 unterzeichneten Heinrich V., Philipp von Burgund und Isabelle, im Namen ihres kranken, ganz von ihr abhängigen Gemahls, zu Troyes einen Vertrag, welchem zufolge Heinrich Karls Tochter Katharina heirathen, an des Dauphin Stelle Nachfolger im Französischen Reiche werden, und einstweilen die Verwaltung desselben erhalten sollte. Heinrich hielt hierauf einen glänzenden Einzug in Paris, und ließ durch das Parlament den Dauphin, als einen Mörder, seiner Rechte förmlich für verlustig und zur ewigen Verbannung aus dem Reiche verurtheilen. Ihm die Provinzen, die er noch inne hatte, zu entreißen, setzte er den Krieg fort, und mit so vielem Erfolg, daß er sich bis auf Anjou und Maine alles Land im Norden der Loire unterwarf.

Aber mitten in dieser Laufbahn des Glücks raffte ein frühzeitiger Tod den heldenmüthigen König im vier und dreißigsten Jahre seines Alters hin (31. Aug. 1422). Dadurch war der Dauphin von seinem furchtbarsten Feinde befreit, und auch der wenige Monate nachher erfolgende Tod seines Vaters Karls VI. (22. Oct.) war ein Glück für ihn, denn die Franzosen, die es mit der Ehre und Unabhän-

gigkeit ihres Vaterlandes redlich meinten, durften jetzt nicht mehr zwischen dem Könige und ihm schwanken. Indeß war Karl VII. (so hieß er als König), in das Land südlich von der Loire zurückgedrängt, und hatte noch eine schwere Prüfungszeit zu bestehen. Die Engländer erklärten ihren neuen König, den kaum neun Monate alten Heinrich VI., Heinrichs V. und Katharinens Sohn, auch für den wahren König von Frankreich, und sein Oheim, der treffliche Herzog von Bedford, zum Regenten in diesem Reiche bestellt, sorgte kräftig und eifrig für seinen Vortheil. Er trug über die Gegenpartei noch mehrere Siege davon, welche Karls Lage immer verzweifelter zu machen schienen, aber eine unglückliche Verwickelung seines Bruders hinderten ihn sie zu benutzen. Dieser, der Herzog von Glocester, hatte nämlich Jacobäa, die Erbin von Hennegau, Seeland, Holland und Friesland, die mit dem Herzoge Johann von Brabant, einem Vetter Philipps des Guten, vermählt war, entführt und geheirathet. Philipp, entrüstet über die Beschimpfung seines Vetters und entschlossen die Festsetzung der Engländer in den Niederlanden nicht zuzugeben *), gerieth darüber in einen Kampf mit Glocester, wodurch Bedford die Unterstützung Burgunds verlor, und auch als die Sache ganz zu Philipps Gunsten entschieden

*) Philipp der Gute hatte selbst die Augen auf diese Grafschaften gerichtet, die ihm bei der Kinderlosigkeit der Ehe Jacobäa's und des Herzogs von Brabant nicht entgehen konnten. Er setzte sich auch nach dem Tode seines Vetters (1427) und noch bei Lebzeiten Jacobäa's, deren Ehe mit Glocester wieder aufgelöset war, mit Gewalt in den Besitz dieser Länder. Brabant fiel damals einem Bruder Johanns, Philipp, zu, als aber auch dieser 1430 kinderlos starb, kam es ebenfalls an Philipp den Guten. Dazu kaufte er noch Luxemburg und Namur. Mit Wilhelm VI., dem Vater der Jacobäa, einem Enkel des Kaisers Ludwig, war der Mannsstamm der Grafen von Holland aus dem Bairischen Hause erloschen.

war, blieb Kaltsinn gegen England bei ihm zurück. Darüber wurde während einiger Jahre der Krieg in Frankreich langsam und ohne allen entscheidenden Erfolg fortgesetzt.

Nach einiger Zeit kam der Graf von Salisbury mit frischen Truppen aus England herbei, und nun wurde die Belagerung von Orleans begonnen (October 1428), um durch den Besitz dieses wichtigen Orts eine sichere Grundlage zu weiteren Unternehmungen im Süden der Loire zu erhalten. Die Bewohner der Stadt und die Besatzung unter dem Grafen Dunois (einem natürlichen Sohne des ermordeten Herzogs von Orleans), leisteten kräftigen Widerstand; mancher tapfere Englische Krieger, auch der Graf von Salisbury selbst, verlor das Leben; aber es war doch zu fürchten, daß die Belagerten, von den Werken der Engländer immer mehr bedrängt, zuletzt nur den Ruhm haben würden, sich unter den Trümmern der Stadt, wie sie geschworen, begraben zu können. Der Winter war vergangen und die Entscheidungsstunde nahete; von Karl VII. war keine Rettung zu hoffen. Gutmüthig und schwach, und ein Spielwerk eifersüchtiger Parteien, die den Stand seiner Angelegenheiten noch verschlimmerten, verzweifelte dieser König gänzlich an einem glücklichen Ausgang, und faßte den Gedanken, nach dem Auslande, oder nach der Dauphiné zu ziehen. Nur seine kluge und entschlossene Gemahlin Maria von Anjou hielt ihn von der Ausführung dieses Entschlusses ab*), welche die letzten großen Vasallen, die ihm noch treu waren, von ihm getrennt haben

---

*) Man schreibt gewöhnlich der bekannten Maitresse des Königs, Agnes Sorel (oder Sorelle), einen großen Antheil an dieser Sinnesänderung zu; aber Delort, in seinem Essai critique sur l'histoire de Charles VII., Paris 1824, hat bewiesen, daß die Ehre davon allein der Königin gebührt.

würde. Sie spornte ihn zur äußersten Verfechtung seiner königlichen Ehre, aber ihn zu retten schien doch ein Wunder erforderlich, und ein solches — rettete ihn wirklich.

---

42. Das Mädchen von Orleans.

(1429—1431.)

Johanna d'Arc oder Day, eines Landmanns Tochter im Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs an der Grenze von Lothringen und Champagne, war es, welche durch ihre Thaten die Kraft der Begeisterung über alle irdische Gewalt bewährte, und daß die Einfalt einer gläubigen Seele alles Glück und alle Kunst sieggewohnter Helden zu Schanden zu machen vermag. Von früh an in Zurückgezogenheit und Gebet stets zu Gott hingewendet, hatte ihr frommes Gemüth sich gewöhnt, nur vom Himmel Hülfe zu hoffen für den unglücklichen König Karl, zu dem und der Armagnacschen Partei ihr vaterländisches Dorf sich immer gehalten hatte, aber sie war auch nicht minder von einem lebendigen Gefühle eigner Kraft und Kühnheit beseelt, und von dem inbrünstigen Verlangen sie anwenden zu können zu des bedrängten Vaterlandes Rettung. Wie diese Empfindungen in einander schmolzen, alles Andere in ihrer Seele zurückdrängten, und sie allein mit der vollen Kraft der Begeisterung erfüllten, glaubte sie einen göttlichen an sie ergehenden Beruf deutlich zu vernehmen, und die Gestalten ihres Innern, den Erzengel Michael, und die heilige Margaretha und Katharina, welche sie aufforderten, das Werkzeug der Rettung des Vaterlandes zu seyn, leibhaftig zu schauen. In ihrer Demuth und Unbefangenheit

zweifelte sie nicht an der ihr vermöge dieses Berufes inwohnenden göttlichen Kraft.

Da sie den Unglauben ihrer eignen Eltern fürchtete, begab sie sich zu ihrem Oheim nach Bugie und entdeckte ihm ihren Wunsch, zum Könige geführt zu werden, dem sie ihren von Gott erhaltenen Auftrag verkündigen wolle. Der Oheim ging zuerst allein zum Ritter Baudricourt, dem Befehlshaber von Vaucouleurs, der ihm aber statt aller andern Antwort rieth, sie durch Ohrfeigen von ihrem Wahne zu heilen, und als sie selbst zu ihm ging, fand sie keine bessere Aufnahme. Aber nichts vermochte sie in ihrer felsenfesten Überzeugung irre zu machen. An dieser entzündete sich allmählig der Glaube Anderer, auch Baudricourts, und so erreichte sie endlich ihren heißen Wunsch, zum Könige gesandt zu werden. In männlicher Kleidung, welche sie seitdem auch nicht wieder ablegte, trat sie zu Pferde, von zwei Rittern begleitet, die Reise an. Der Weg führte über reißende Ströme und zwischen feindlichen Schwärmen und Städten hindurch, dennoch langte sie nach elf Tagen glücklich am Hoflager zu Chinon an (Ende Febr. 1429) zum Erstaunen Aller, welche darin eine neue Bewährung ihrer göttlichen Sendung erkannten.

Am Hofe des Königs aber ward doch noch lange gestritten, ob man sie vorlassen solle oder nicht. Nach mancher vorhergegangenen Prüfung geschah es endlich. Johanna erklärte dem Könige mit Zuversicht, daß Gott sie zu ihm gesendet, er solle ihr Leute geben, so wolle sie die Belagerung von Orleans aufheben, und ihn zur Krönung nach Rheims führen; denn es sey Gottes Wille, daß seine Feinde, die Engländer, in ihr Land zurückkehrten. Man sagte, sie habe dabei den König, der sich geflissentlich versteckt hatte, um sie zu prüfen, aus seiner zahl-

reichen glänzenden Umgebung herauserkannt. Dann habe sie ihm ein nur ihm allein bekanntes Geheimniß entdeckt.

Der König ließ nun noch zu Poitiers vor einer Versammlung von Rechts- und Gottesgelehrten ihre Aussagen prüfen, wobei man ihr mancherlei verfängliche Fragen vorlegte, auf die sie mit Verstand und Einfalt antwortete. Ein Predigermönch sagte ihr unter andern, warum sie, da es nach ihrem Vorgeben Gottes Wille sey, daß die Engländer vertrieben werden sollten, doch bewaffnete Leute fordere. „Die Krieger, sagte sie, werden kämpfen, und Gott wird den Sieg geben." Ein Carmelitermönch, ein sehr gelehrter und strenger Mann, sagte, die heilige Schrift verbiete, solchen Reden zu glauben, wenn sie nicht durch Zeichen und Wunder bestätigt würden. „Ich bin nicht nach Poitiers gekommen, erwiederte sie, um Zeichen zu thun, führt mich aber nach Orleans, und ich werde euch dort die Wunder zeigen, um derentwillen ich gesandt bin."

Man beschloß, dies nun zu versuchen, und unter ihrer Leitung eine Zufuhr von Lebensmitteln nach dem bedrängten Orleans zu schaffen. Der König ernannte sie gleichsam zum ersten Befehlshaber, und ließ sie mit allem dem versehen, was zur Aufrechthaltung ihrer Würde im Äußerlichen nöthig war. Sie selbst ließ sich zu Blois, wo die Anstalten zu dem Zuge getroffen wurden, eine weiße Fahne verfertigen, auf den Rath ihrer Erscheinungen, wie sie sagte. Auf derselben war der Heiland abgebildet, den Erdball in der Hand haltend und mit Lilien umgeben, nebst zweien knieenden Engeln an jeder Seite, und daneben die Namen: Jesus, Maria. Dieser Fahne bediente sie sich in allen Kämpfen und Schlachten als der einzigen Waffe, ihre Feinde zu besiegen. Sie führte auch ein Schwert, welches sie, der Sage nach, als ein hinter dem

Altar in der Kirche der heiligen Katharina zu Fierbois befindliches, nah am Griffe mit fünf Kreuzen geziertes nachgewiesen, und das an dem bezeichneten Orte wirklich gefunden worden seyn soll; doch sie bediente sich dessen nie, um damit Feinde zu tödten, sondern höchstens in der Noth, um Andrängende abzuwehren.

Um ihre Krieger der Hülfe Gottes würdiger zu machen, mußten alle beichten und sich der göttlichen Barmherzigkeit empfehlen. Sie verbot das Fluchen, Spielen und Plündern, und alle unzüchtigen Weibspersonen mußten sich entfernen; man sah sie einst eine derselben verfolgen und ihr den Degen auf dem Rücken zerschlagen. Auch sollte eine Schaar von Priestern unter einem besondern Banner den Zug begleiten.

Fast ohne Widerstand gefunden zu haben, erreichte die Schaar Orleans. Johanna hatte den Weg auf dem rechten Ufer der Loire gewählt, die Obersten aber den auf der andern Seite des Flusses eingeschlagen, weil sie ihn für sicherer hielten. Johanna aber merkte wohl, daß man sie hinterginge, und bald wurde es klar, daß sie ganz recht gehabt, indem die Führer zurückgehen und auf dem rechten Ufer vorschreiten mußten, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Als die Jungfrau, zu Pferde und vollständig bewaffnet, ihren Einzug in Orleans hielt, wurde sie mit lautem Jubel empfangen. Ihr erster Weg war nach der Kirche, Gott zu danken. Dann begab sie sich in die Wohnung, die ihr im Hause des Schatzmeisters der Stadt angewiesen war. Da sie von frühem Morgen an bis zum Abend unter der Last der vollständigen Waffen stets zu Pferde gewesen war, ohne zu essen und ohne zu trinken, entwaffnete man sie nun und bereitete ihr eine herrliche Mahlzeit. Allein nach ihrer gewöhnlichen Mäßigkeit nahm

sie nichts davon, als etwas Wein mit Wasser vermischt in einer silbernen Schale, in welche sie ein wenig Brot that; dann begab sie sich zur Ruhe. Am folgenden Morgen verlangte sie sogleich einen Ausfall gegen die Engländer, und nur mit Mühe konnte man sie bewegen zu warten, bis das Heer von Blois angekommen seyn würde. Schon vor ihrer Ankunft in Orleans hatte sie die Engländer in einem Schreiben ermahnt, in ihre Heimath zu ziehen; jetzt wiederholte sie dieselbe Aufforderung. Aber die Feinde behandelten den Überbringer des Briefes schmählich, und droheten, die Jungfrau, die sie mit den ärgsten Schimpfnamen belegten, zu verbrennen, wenn sie in ihre Hände fallen würde. Doch zeigten sich schon Spuren, daß trotz dieser angeblichen Verachtung die Erscheinung in den Gemüthern der Englischen Soldaten Furcht und Schrecken erzeugte, und den Glauben, daß das Mädchen von Orleans — so wurde sie jetzt genannt — mit wunderbaren und übernatürlichen Kräften ausgestattet sey, nur leiteten sie dieselben nicht vom Himmel, wie die Franzosen, sondern von Zauberei und Teufelskünsten ab. Sie hielten sich daher ruhig hinter ihren Belagerungswerken, aber trotz der Tapferkeit, die sie in der Vertheidigung derselben zeigten, waren doch die Angriffe der Franzosen unter der Anführung des Mädchens fast alle von einem glücklichen Erfolge gekrönt. Ein heftiger und blutiger Kampf entzündete sich besonders um das größte und wichtigste Werk, den Thurm Les Tourelles, welcher die Brücke beherrschte. Johanna wurde verwundet, entfernte sich, um sich verbinden zu lassen, kehrte aber bald wieder in den Kampf zurück, den die Feldherren eben abbrechen wollten, weil die Truppen von dem schon den ganzen Tag über dauernden Gefechte ermüdet, und durch die Verwundung der Jungfrau

erschreckt waren. Aber durch ihr Wiedererscheinen begeistert, verdoppelten die Franzosen ihre Anstrengungen, und das Schloß ward glücklich erstürmt. Wie sie es versprochen, zog die Jungfrau siegreich über die Brücke in die Stadt ein, unter dem frohen Geläute aller Glocken und dem freudigen Zuruf der Bürger, denn dieser Sieg hatte die Rettung von Orleans entschieden. Die Engländer hoben am folgenden Tage (8. Mai) die Belagerung auf. Johanna befahl, ihren Abzug nicht zu stören, denn, sagte sie, es ist der Wille Gottes, daß man sie gehen lasse, wenn sie gehen wollen.

So hatte die Jungfrau ihr erstes Versprechen erfüllt; denn daß nur ihrer wunderbaren Hülfe dieser große Erfolg zu danken sey, war die allgemeinste Überzeugung *). Sie verließ nun Orleans, und nachdem die Franzosen unter ihrer Leitung die von dem kühnen Talbot angeführten Engländer bei Patay geschlagen hatten, eilte sie, um auch ihre zweite Zusage, die Krönung des Königs zu Rheims, in Erfüllung zu bringen. Als sie zu dem Könige gekommen war, kniete sie nieder vor ihm und sprach: „Wohledler Dauphin (denn so nannte sie ihn immer vor der Krönung), empfanget die heilige Salbung und eure königliche Krönung zu Rheims. Ich bin sehr begierig, euch hingehen zu sehen; darum eilet.“ Und trotz des Widerspruchs der Feldherren, welche meinten, daß der König jetzt erst die Eroberung der Normandie versuchen sollte, die ihnen leichter und wichtiger schien als der Zug nach Rheims, drang doch Johanna mit ihren Ermahnungen

*) Die Verehrung gegen sie als eine von Gott wunderbar begabte Jungfrau ging so weit, daß man ihre Kleider küßte, ja die Füße ihres Pferdes; sie selbst bezeigte darüber, als über ein abgöttisches Verfahren, Schmerz und oft Unwillen.

durch. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, und zu Orleans kam eine Schaar von sechs- bis siebentausend Mann zusammen, um einen Weg zurückzulegen, auf welchem alle Städte, Schlösser, Brücken und Pässe in den Händen der Engländer oder Burgunder waren. Der Zug war also wirklich schwierig und bedenklich, und schon die erste wichtige, dem Herzoge von Burgund gehörige, Stadt Auxerre wollte dem Könige die Thore nicht öffnen. Johanna drang auf Angriff und Sturm, aber Karl gestand der Stadt, für das Versprechen, dem Heere die nöthigen Lebensmittel zu liefern, Neutralität zu. Die nächste große Stadt Troyes that gar Widerstand, und das Heer, welches einige Tage vor derselben blieb, gerieth durch gänzlichen Mangel an Lebensmitteln in große Noth. Im Kriegsrathe, dem Johanna nicht beiwohnte, ward berathen, was ferner zu thun sey. Die Meisten waren der Meinung, umzukehren und das gefährliche Unternehmen aufzugeben, Einige nur waren für die Fortsetzung des Zuges. In dem Augenblicke, wo der Streit der Meinungen heftig wurde, trat Johanna hinzu und sprach: „Edler Dauphin, berathet nicht länger, sondern laßt euer Volk gegen die Stadt ziehen. Im Namen Gottes, ich werde euch in drei Tagen durch Gewalt oder Güte hinein bringen.“ Sie bestieg darauf ihr Streitroß, und ordnete Alles zum Sturme, welches die Belagerten so mit Schrecken erfüllte, daß sie sich unterwarfen.

Rasch trieb Johanna den König vorwärts, jeder Verzug war ihr ein Schmerz. Nun gab es auch kein Hinderniß mehr. Chalons unterwarf sich sogleich, und als sich das Heer der Stadt Rheims näherte, kamen dem Könige schon Abgeordnete entgegen, und versprachen Unterwerfung und Aufnahme (16. Jul. 1429). Ganz eilig wurden während der Nacht die Anstalten zu der Feierlichkeit gemacht,

die am folgenden Tage, einem Sonntage, vor sich ging. Während der Krönung und Salbung stand Johanna mit ihrer Fahne in der Hand neben dem Könige; nach Vollendung derselben kniete sie vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, und sprach mit Thränen in den Augen: „edler König! jetzt ist Gottes Wille erfüllt, der verlangte, daß ich Orleans entsetzen und euch nach dieser Stadt Rheims führen sollte, daß ihr die heilige Salbung empfanget.“ Einige sagen, sie habe nun um die Erlaubniß gebeten, sich zurückziehen zu dürfen, weil ihre Sendung vollendet sey. Wenigstens zeigte sie von jetzt an, obschon sie an den ferneren Unternehmungen Theil nahm, keinen eigenen Willen, sondern folgte den Beschlüssen der Heerführer, und wirkte nur durch ihre Gegenwart auf den Muth des Heeres.

Bei einem Angriffe auf Paris, der ohne Erfolg blieb, ward Johanna, die sich bis an den nächsten Graben wagte, und den Parisern zurief, sich ihrem rechtmäßigen König zu unterwerfen, verwundet. Erschöpft von der Anstrengung und dem Blutverlust warf sie sich hinter einer Erhöhung nieder, wo sie bis zum Abend liegen blieb, ohne daß man sich, trotz der Gefahr, in der sie sich befand, um sie bekümmert hätte. Seitdem die Heerführer ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubten, ward die mühsam zurückgehaltene Eifersucht rege, und die Retterin vernachlässigt *). Weil sie dies fühlte, und durch den unglücklichen Ausgang eines von ihr geleiteten Unternehmens betrübt war, erneuerte sie ihren Wunsch, in die Dunkelheit zurücktreten

*) Der König selbst ließ es nach einiger Zeit nicht an Beweisen seiner Dankbarkeit fehlen. Er erhob ihre ganze Familie in den Adelstand (December 1429), und richtete ihr einen glänzenden Hofstaat ein. Auf ihr Ansuchen befreiete er auch die beiden Dörfer Maxey und Dom Remy von allen Steuern, welche Befreiung bis auf die Französische Revolution fortgedauert hat.

zu dürfen. Allein sie ward mit Bitten bestürmt und zum Bleiben bewogen. Sie folgte nun erst dem Könige, der wieder nach der Loire hinzog, und begleitete dann das Heer zu neuen Unternehmungen, wiewol ihr nach ihrer Versicherung bald darauf ihre Stimmen und Erscheinungen versicherten, daß sie von den Feinden würde gefangen werden. Dieses Unglück begegnete ihr auch bald. Nach vielen anderen kleinen Zügen begab sie sich nach Compiegne, um diese Stadt, welche von den Engländern belagert wurde, vertheidigen zu helfen. Bei einem unglücklich abgelaufenen Ausfalle (23. Mai 1430) blieb sie hinter den Ihrigen so weit zurück, daß sie von den Engländern erreicht, und von einem Burgundischen Schützen gefangen ward.

Die Furcht der Feinde vor ihr bewährte sich durch die unmäßige Freude, welche diese Nachricht überall verbreitete, und durch die Rache, welche man an ihr zu nehmen gedachte. Man suchte sie daher zunächst den milden Händen Johanns von Luxemburg, eines Burgunders, dem sie der Schütze verkauft hatte, zu entreißen. Die Engländer machten den Grundsatz geltend, daß sie nicht als eine Kriegsgefangene zu betrachten und zu behandeln sey, sondern als eine Zauberin und Teufelsbannerin; in dieser Hinsicht forderte sie die Pariser Universität, und besonders der den Engländern ganz ergebene Bischof von Beauvais, in dessen Sprengel sie gefangen war, vor das Gericht der Kirche. Nach langen Unterhandlungen erreichten sie ihren Zweck, indem der König von England eine ansehnliche Geldsumme zur Entschädigung für das Lösegeld zahlte, welches Karl VII. den Burgundern für sie angeboten zu haben scheint. Von diesen Absichten unterrichtet, und in der höchsten Furcht, den Engländern in die Hände zu fallen, stürzte sich Johanna von der Höhe des Thurmes, in dem

sie gefangen saß, hinab. Ohnmächtig und stark verwundet, ward sie aufgehoben, und bald darauf den Engländern überliefert. Diese schafften sie nach Rouen, wo sie in einem festen Thurm *), mit schweren Eisenketten gefesselt liegen mußte, bewacht von Leuten des gemeinsten Standes, die durch grobe, verhöhnende und schmuzige Reden ihr Gefühl verletzten, oder sich auch unanständige Mißhandlungen erlaubten. Ihr Tod war beschlossen; und in dieser Absicht ward nun das Verfahren gegen sie von einem, nicht aus Engländern, sondern aus lauter Franzosen bestehenden Gerichte unter Leitung des Bischofs von Beauvais begonnen.

Ohne die Hülfe eines gerichtlichen Beistandes, ihrer Jugend und Einfalt überlassen, ward Johanna nun täglich fast vier Stunden lang verhört. Man legte ihr lauter verfängliche, verwickelte und verwirrende Fragen vor, wobei sie aber zur Verwunderung Aller, eine über ihre Jugend, ihr Geschlecht und sonstige Bildung gehende Ruhe, Klarheit, Einsicht und Geistesgegenwart zeigte. Manche läppische Frage beantwortete sie mit einer Art von Laune. So erwiederte sie auf die Frage: wie der Engel Michael aussähe: „Wie ein tüchtiger rechtschaffener Mann," und auf eine andere, ob die Erscheinungen nackt gingen: „meint ihr, es könne Gott ihnen keine Kleider schaffen?" Standhaft und fest beharrte sie dabei, daß sie bloß den Offenbarungen, welche sie erhalten, zufolge gehandelt habe **).

*) Sie hätte eigentlich, da sie jetzt als eine Frevlerin gegen die Kirche behandelt ward, auch in ein geistliches Gefängniß gebracht werden müssen, aber der Bischof von Beauvais wollte dies, um den Engländern zu gefallen, nicht zugeben.

**) Es ist merkwürdig, wie kritisch sie das Vorgeben einer andern Frau, welche Erscheinungen zu haben behauptete, prüfte, und es zuletzt für Täuschung und Irrthum erklärte.

Die Beschaffenheit dieser Offenbarungen war der Hauptgegenstand des Verhörs, und die Richter brachten endlich heraus, daß alle ihre Erscheinungen nicht von Gott kämen, noch von den Engeln und Heiligen, vielmehr sey Alles Teufelswerk und Zauberei. Vorzüglich sah man darin eine offenbare Gotteslästerung, daß ein Weib einen göttlichen Befehl wolle bekommen haben, Mannskleider zu tragen. Durch die Drohung, daß sie den Feuertod sterben müsse, wenn sie nicht widerriefe, ward sie bewogen, eine Abschwörungsformel zu unterzeichnen, denn diesen Schimpf wollte man ihr und ihrem Könige anthun. Dennoch wurde sie hierauf, als eine schwere Sünderin gegen Gott, zu ewigem Gefängniß bei Wasser und Brot *) verurtheilt. Sie legte nun auch weibliche Kleidung an, und mußte versprechen, sich der männlichen nie wieder zu bedienen. Aber selbst diese Milderung war nur ein Gaukelspiel, denn nur der Tod der Heldin konnte die glühende Rachsucht ihrer Feinde befriedigen, und um diesen herbeizuführen, wurden ihr schändliche Fallstricke gelegt. Wider das gegebene Versprechen brachte man sie in ihr voriges Gefängniß zurück, wo sie, wie vorher, von rohen Soldaten unmittelbar in ihrem Zimmer bewacht ward. In der Nacht nahmen sie ihr ihre weiblichen Kleider, und legten die männlichen hin. Johanna merkte wol, worauf es abgesehen sey, und blieb bis zum Mittag liegen; endlich aber mußte sie zur Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses aufstehen und jene Kleider anlegen. Mehr wollten ihre boshaften und arglistigen Feinde nicht. Der Bischof von Beauvais eilte sofort in das Gefängniß, und da Johanna auf seine Frage, ob sie noch ihren angeblichen Offenba-

*) „Au pain de douleur et à l'eau d'angoisse,“ heißt es in dem Urtheile.

rungen anhänge, ganz keck erklärte, daß sie dergleichen noch immer gehabt, daß sie, ohne recht zu wissen was die Abschwörungsformel enthalten, sie nur aus Furcht vor dem Feuertode unterzeichnet habe, und in der Voraussetzung daß ihr Widerruf Gott genehm seyn würde, und daß, wenn die Richter es verlangten, sie ihre weiblichen Kleider wol wieder anlegen, aber sich zu nichts anderm bequemen würde, so ward sie nun für eine rückfällige Ketzerin und des Feuertodes schuldig erklärt.

Dieses Urtheil ward ohne Säumen vollzogen. Am 30. Mai 1431 wurde sie auf einem Karren nach dem Richtplatze geführt, umringt von einer zahlreichen bewaffneten Schaar. Als sie ihr Urtheil gehört, knieete sie nieder und betete zu Gott und allen Heiligen, mit einer solchen Inbrunst, daß selbst Engländer zu Thränen gerührt wurden. Englische Soldaten ergriffen sie darauf, und schleppten sie mit Heftigkeit nach dem Scheiterhaufen. Hier setzte man ihr eine Mütze auf, auf welcher die Worte: Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige, zu lesen waren. So barbarisch und grausam waren ihre Verfolger, daß sie die Veranstaltung trafen, die Unglückliche nur langsam und allmählig von den Flammen erreichen zu lassen, um ihre furchtbaren Qualen zu verlängern. Ihre Asche ließen sie in die Seine werfen, damit kein Verehrer sie als eine theure Reliquie sammeln und aufbewahren könne. Aber den reinen Glanz, mit welchem ihr eben so kindlich schuldloses, als großartiges Leben in der Geschichte strahlt, haben sie nicht zu trüben vermocht. Dem Könige, dem sie sein Reich wiedergegeben, hat man den Vorwurf gemacht, daß er nichts gethan habe, sie zu retten. Aber Alles wohl erwogen, war es ihm unmöglich, sie den Händen der Engländer wieder zu entreißen. Ihre Ehre aber wenigstens wiederherzu-

stellen, ließ er fünf und zwanzig Jahre nachher auf eine feierliche Weise das ganze gegen sie angewandte gerichtliche Verfahren prüfen. Es ward nebst dem daraus hervorgegangenen Urtheil gegen alle rechtliche Form befunden, und durch öffentliche Bekanntmachungen in allen Städten des Königreichs für ein Werk der Gewaltthätigkeit und Bosheit erklärt. Auf dem Platze, wo Johanna verbrannt worden war, wurde eine feierliche Procession gehalten, öffentlich zu ihrem Lobe gepredigt und ihr ein Denkmal errichtet. Ein ungleich herrlicheres und lebendigeres hat sie in den Gemüthern aller derer gefunden, welche in den Thaten so reiner Begeisterung, Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung, den vom Himmel stammenden Funken fühlen und erkennen.

---

43. Karls VII. fernere Regierung.

(1431—1461.)

Das Feuer, worin die jungfräuliche Heldin verbrannt war, sollte, wie die Engländer hofften, auch das aufkeimende Glück Frankreichs zerstört haben, aber es trat vielmehr bald noch bedeutender und wirksamer hervor. Mancherlei Versuche, einzelne Städte wieder zu erobern, worin eigentlich von beiden Seiten der Krieg bestand, mißlangen den Engländern nicht nur, sondern sie verloren auch eine Hauptstütze ihrer Macht durch die Aussöhnung des Herzogs von Burgund mit dem Könige von Frankreich. Wie schon früher zwischen den Burgundern und Engländern eine gegenseitige Kälte eingetreten war, ist oben bemerkt; der Tod der Gemahlin Bedfords, einer Schwester des Herzogs Philipp, lösete das persönliche Band der beiden Häupter,

und der hohe Preis, mit welchem König Karl die Aussöhnung zu bezahlen geneigt war, zog Philipp von der Englischen Partei gänzlich ab. In dem Frieden, den er 1435 zu Arras mit Frankreich schloß, erhielt er Macon und Auxerre abgetreten, und auf seine und seines Sohnes Lebzeiten Peronne, Montdidier und die Städte an der Somme (St. Quentin, Abbeville, Amiens u. a.) verpfändet. Der König erklärte, daß der Mord Johanns des Unerschrocknen wider seinen Willen und zu seinem Mißfallen geschehen sey, und verhieß, die Thäter zu bestrafen. Einen nicht weniger empfindlichen Verlust erlitten die Angelegenheiten der Engländer in Frankreich durch den Tod des trefflichen Herzogs von Bedford, der wenige Monate nach dem Frieden von Arras zu Rouen erfolgte. Und daheim, im Rathe des jungen Königs herrschte Zwiespalt und böse Entzweiung, indem der Großoheim des Monarchen, der Cardinal von Winchester, und sein Oheim, der Herzog von Glocester, von Haß und Eifersucht gegen einander erfüllt, sich mit der größten Erbitterung anfeindeten und bekämpften. Dieser Zwist brachte in alle Staatsgeschäfte Stillstand und Verwirrung, und die Französische Regierung ermangelte nicht die ihr so günstigen Verhältnisse zu benutzen. Die bei dem Erlöschen des alten Parteihasses in Frankreich wieder auflebende volksthümliche Gesinnung, die des fremden Joches erledigt zu seyn wünschte, kam ihr trefflich entgegen. Am 13. April 1436 ging Paris, mit Hülfe der Bürger, welche gegen die Engländer aufstanden, über, und der König hielt im folgenden Jahre seinen Einzug unter großen Feierlichkeiten, wobei unter andern ein in der Luft schwebendes, als Engel gekleidetes Kind, ihm einen mit Lilien bezeichneten Schild überreichte. Unter diesem Panier hoffte das hart gedrückte Volk fortan

Schutz und Ruhe zu finden. Der Friede war das dringendste Bedürfniß und der sehnlichste Wunsch aller, und besonders der nördlichen Provinzen, welche, von feindlichen Schaaren und den unbesoldeten eigenen Kriegern um die Wette gemißhandelt, dem unsäglichen Jammer fast erlagen. Man eröffnete daher 1440 mit England Unterhandlungen. Dort waren die Parteien über nichts einig, also auch nicht über die Französischen Angelegenheiten. Glocester, den die Hoffnungen seiner verstorbenen Brüder, Heinrichs V. und Bedfords, noch beseelten, wollte die Fortsetzung des Krieges; der Cardinal von Winchester und sein Anhang dagegen zeigten sich bereitwillig, fahren zu lassen, was nach ihrer Meinung doch nicht behauptet werden konnte, und waren daher für den Frieden. In eben diesem Sinne waren die Meinungen getheilt, als die Vermählung des Königs zur Berathung kam. Heinrich war höchst gutmüthig, nachgiebig, anspruchslos, und, wiewol nun schon über zwanzig Jahre alt, ganz von seinen Rathgebern abhängig. Man sah vorher, daß die Königin, wer sie auch sey, ihren schwachen Gemahl beherrschen werde. Der Herzog von Glocester wünschte seinem Zweck gemäß, daß die Tochter des Grafen von Armagnac, der mit Karl VII. in Streit war, gewählt werde; die andere Partei aber ersah sich die Tochter des damaligen Titularkönigs von Neapel Renatus aus dem jüngern Hause Anjou, die geistvolle und männliche Margarethe, deren Oheim Karl Graf von Maine, Liebling und erster Minister Karls VII. war, und setzte ihre Absicht, so wie einen Waffenstillstand mit Frankreich durch (1444), wobei sogar die von England eroberte Provinz Maine zurückgegeben wurde. Einige Jahre nachher ward Glocester das Opfer der Ränke seiner Gegner. Man klagte ihn (1447) des Hochverraths an, und warf

ihn ins Gefängniß, wo er eines Tages todt gefunden ward. Es ging das Gerücht, daß er heimlich ermordet worden sey. Sechs Wochen nachher starb auch der alte Cardinal von Winchester.

Die Versuche, einen dauerhaften Frieden zwischen den beiden Reichen herbeizuführen, blieben ohne Erfolg. Den Franzosen war es auch kein rechter Ernst damit, sie wollten lieber die innere Zwietracht in England zur Wiedereroberung ihrer verlornen Landschaften benutzen, und machten in der Zeit der Waffenruhe Rüstungen und zweckmäßige Verbesserungen im Kriegswesen. Daher sahen sie es gern, als eine Englische Kriegsschaar 1448 durch den Überfall der Stadt Fougeres in der Bretagne, den Waffenstillstand verletzte, und ihnen dadurch Gelegenheit gab, den Krieg zu erneuern. Es geschah mit dem entschiedensten Glücke. Innerhalb eines Jahres (1449. 1450) war die ganze Normandie den Engländern entrissen, und so wie der letzte Platz in dieser Provinz, Cherbourg, gefallen war, wandten sich die Französischen Waffen, einem reißenden Strome gleich, gegen Guienne. Ohne Schlacht und Belagerung ward auch diese ganze Provinz erobert; eine Stadt nach der andern ergab sich, und im August des nächsten Jahres (1451) wehte das siegreiche Französische Banner von der Mündung der Garonne bis an die Spanische Grenze. Indeß wünschte ein großer Theil des Adels von Guienne, wie aus einem Taumel erwachend, die Englische Herrschaft wieder herbei, und knüpfte in London Verbindungen an. Bald erschien auch ein Hülfsheer unter der Anführung des damals schon achtzigjährigen Talbot, Grafen von Shrewsbury. Anfangs schien das Glück sich wieder den Engländern zuwenden zu wollen, aber in der Schlacht bei Castillon (1453) verließ es sie von Neuem.

Der heldenmüthige Greis Talbot, der ein halbes Jahrhundert lang der Schrecken der Franzosen gewesen war, fiel hier, und mit ihm sein edler Sohn, der trotz der Bitten des Vaters, sich zu retten, ihn nicht überleben wollte. Die Wiedereroberung der verloren gegangenen Städte war die Folge dieses Sieges der Franzosen. Guienne war von Neuem unterworfen, und die Vertreibung der Engländer aus Frankreich vollendet bis auf Calais, die einzige Stadt, welche ihnen von allen ihren Eroberungen blieb.

Wie Karl VII. das Unglück ohne widerstrebende Thatkraft über sich hatte hereinbrechen lassen, so war er auch bei der glänzenden Wiederherstellung seines Glückes weit mehr müßiger Zuschauer als Leiter und Lenker. Karl besaß manche gute Eigenschaften des Gemüths, es fehlte ihm auch nicht an persönlicher Tapferkeit, aber durchaus an den Gaben des Führers und Feldherrn. Dem Müßiggang und den Vergnügungen ergeben, war er unfähig sich den Staatsgeschäften mit Ernst und Kraft zu widmen. Darum ließ er sich auch, schwach und gutmüthig, immer von Weibern und Günstlingen leiten. Nahm unter den ersteren auch eine Agnes Sorel, die wegen ihrer aufrichtigen Liebe zum Könige und ihrer guten Gesinnungen vortheilhaft bekannt ist, den vorzüglichsten Platz ein, so war doch durch die Eifersucht der letzteren dem Spiele der Hofparteien, ihren Ränken und Zwistigkeiten ein weites Feld eröffnet. Einen seiner schlimmsten Feinde hatte Karl an seinem eignen Sohne, dem Dauphin Ludwig, der voll unruhiger Herrschbegierde war. So ließ er sich schon in seinem siebzehnten Jahre zur Theilnahme an der sogenannten Praguerie verleiten, einer Empörung, welche mehrere der angesehensten Großen 1439 wider den König erhoben, die indeß bald gedämpft ward. Ludwig

erhielt Verzeihung, und doch sehen wir ihn sechs Jahre nachher einen Plan anstiften, seinem Vater Regierung und Freiheit zu rauben. Als dieser Anschlag entdeckt und vereitelt war, mußte er sich vom Hofe entfernen und begab sich in die Dauphiné. Aber die Irrungen endeten damit nicht, endlich ließ der König Truppen gegen die Dauphiné marschiren, und Ludwig entwich zum Herzoge Philipp von Burgund. Alle Aussöhnungsversuche blieben fruchtlos, Mißtrauen und Argwohn herrschten in Ludwigs Seele, und der Kummer über diese halsstarrige Feindseligkeit seines Sohnes beschleunigte Karls Ende. Er ward bedenklich krank, die Kräfte verließen ihn zusehends und nun kam ihm ein Gerücht zu Ohren, daß man damit umgehe, ihn zu vergiften. Man sagte, es habe ihn darüber ein solcher Schrecken ergriffen, daß er sich mehrere Tage aller Nahrung enthalten, und als er endlich den dringenden Bitten seiner Umgebungen nachgebend wieder etwas Speise zu sich genommen habe, sey es zu spät gewesen. Er starb am 22. Julius 1461, im neun und funfzigsten Jahre seines Alters.

Frankreich war unter seiner Regierung von den Feinden befreit worden, die es seit länger als hundert Jahren zum Ziele ihrer Angriffe gemacht hatten, aber die Folgen dieser Kriege, besonders des letzten, höchst verwüstenden, blieben noch lange sichtbar. In den Landstrichen, welche den Verheerungen der Engländer fast alljährlich ausgesetzt gewesen, waren fast alle Dörfer zerstört, und die zuletzt gar nicht mehr bestellten Felder mit Buschwerk bewachsen. In den letzten Jahren Karls VII. und unter der folgenden Regierung mußte man daher diese anwachsenden Wälder erst ausroden, um sie wieder in Ackerland umzuschaffen, und die Dörfer wieder aufbauen. Ein nicht minder großes

Übel waren jene im Laufe der bisherigen Erzählung vielfach erwähnten räuberischen Söldnerschaaren, die größte Landplage jener Zeiten *).. Sich dieser zu entledigen, indem man sie auf Nachbarländer wälzte, fand sich gleich nach dem Waffenstillstande von 1444 durch den in der Schweiz damals tobenden Bürgerkrieg eine willkommene Gelegenheit, wie schon oben (Abschn. 32) erzählt ist. Um aber einer so furchtbaren Plage für immer ein Ende zu machen, wurde während eben dieses Waffenstillstandes eine gänzliche Veränderung des Söldnerwesens vorgenommen. Nur die Tauglichsten wurden auserlesen, alle übrigen verabschiedet, und mit nachdrücklichem Ernste an der Erneuerung ihrer Gewaltthätigkeiten verhindert. Aus Jenen aber bildete man eine stets im Dienst bleibende und besoldete Truppe von Kriegsleuten zu Roß (Gensd'armes) in funfzehn Schaaren, Ordonanzcompagnien genannt, getheilt, jede zu hundert Lanzen, die Lanze in der Regel zu sechs Mann. Um diesen Truppen ihren Sold regelmäßig zahlen zu können, wurde eine besondere, fortwährende Steuer erhoben. Durch diese regelmäßige Einrichtung der Ordonanzcompagnien, den ersten Keim eines regelmäßigen stehenden Heeres in Frankreich, erhielt das ohnehin verfallene Ritterwesen einen empfindlichen Stoß, die Könige aber bekamen eine Macht, deren sie sich gegen die trotzigen Vasallen mit Erfolg bedienen konnten. Einige Jahre nachher erging auch die Verordnung, daß in jedem Kirchspiel des Reiches ein Schütze bewaffnet und geübt werden solle,

---

*) In modern times our *debts* and *taxes* are the secret poison, which still corrodes the bosom of peace; but in the weak and disorderly government of the middle ages, it was agitated by the present evil of the disbanded armies. Gibbon History of the decline etc. T. XI. p. 153. Ed. Basil.

um sich bei dem ersten Aufrufe zu stellen. Da diese von einem großen Theile der Steuern befreit wurden, führten sie den Namen der Freischützen (Francs-Archers).

In die Regierung Karls VII. fällt die Kirchenversammlung zu Basel. Um sein Reich die Vortheile genießen zu lassen, welche die dort beschlossene Beschränkung der päpstlichen Eingriffe und Erpressungen den Völkern darbot, versammelte Karl 1438 zu Bourges die vornehmsten Prälaten und weltlichen Großen. Es wurde hier ein unter dem Namen der pragmatischen Sanction berühmt gewordenes Gesetz erlassen, welches die Rechte der Gallicanischen Kirche dem Papste gegenüber ganz im Sinne der auf jener Kirchenversammlung gefaßten Beschlüsse festsetzte.

---

44. Niedersinken des Byzantinischen und Emporstreben des Osmanischen Reiches.

Die bisher geschilderte Lage der Hauptreiche Europa's im vierzehnten und der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, die inneren Fehden, von denen sie zerrissen wurden und ihre daher stammende Kraftlosigkeit nach außen, so wie der verloren gegangene Sinn für das Große und Ganze der Europäischen Christenheit, machen es erklärlich, daß das Abendland nicht mit Ernst und Nachdruck in die Schranken trat, als es galt, die Vormauer gegen Asiatische Horden und den Islam, das Griechische Reich, wider die frische Kraft eines neuen Barbarenreichs zu schützen und zu erhalten.

Es war unter der Regierung Andronicus II. Paläologus (Th. V. S. 285), des Sohnes jenes Michael, welcher

die Trümmer des Constantinopolitanischen Kaiserthums wieder mit dem Nicäischen verbunden hatte, ohne dem Ganzen dadurch neue Kraft und neues Leben einhauchen zu können, als das neue Türkenreich sich erhob, und dem Byzantinischen bald höchst gefährlich wurde. Zu den Zeiten Dschingischans war Suleiman Schah, ein Häuptling Türkischer Wanderschaaren, an der Spitze von funfzigtausend Seelen von Chorasan westlich gezogen. Sein Sohn Ertogruhl leistete dem Seldschuckischen Sultan von Rum (Th. IV. S. 196), Alaeddin I., nützliche Kriegsdienste, und erhielt dafür als Grenzvertheidiger des Reiches wider die Griechen im Gebiet des alten Doryläum ein Lehen angewiesen. Ertogruhls Sohn Osman entriß, um die Zeit wo sein Vater starb, den Griechen Stadt und Schloß von Karadschahissar; der Sultan von Rum belehnte ihn mit dieser Eroberung, und sandte ihm die Ehrenzeichen fürstlicher Würde, Fahne, Pauke und Roßschweif (1289) *). Dieser Erwerbung folgten bald mehrere, und als der Mongolen-Chan den Herrscher von Rum, Alaeddin II., hinrichten ließ, und damit diese Seldschucken-Dynastie ein gänzliches Ende nahm (1299), wurde Osman unabhängig. Denn die Persischen Mongolen waren selbst viel zu ohnmächtig, das Reich der Seldschucken in Kleinasien zusammenzuhalten, und mußten es zehn Anführern Turkmannischer Horden, die sich darin festgesetzt, zur Theilung überlassen. Einer derselben war Osman, von dem, als dem Stifter einer neuen unabhängigen Dynastie sein Volk den Namen führt bis auf den heutigen Tag. Es verdunkelte nach einigen Menschenaltern nicht nur jene übrigen Türkischen Herrschaften alle, sondern

*) v. Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. I. S. 55.

verschlang sie, und breitete seine Eroberungen in Asien und Europa noch viel weiter aus.

Als Osman seinen Vorsatz auf weitere Unternehmungen auszuziehen den Seinen kund that, widersprach sein Oheim, und von der Wuth eines Despoten, der keine Einwendungen duldet, ergriffen, erschoß der Neffe den neunzigjährigen Greis; eine Blutthat, welche, nach der Bemerkung des neuesten und kenntnißreichsten Geschichtschreibers dieses Volks „grauenvoll den Anfang Osmanischer Herrschaft bezeichnet, und in die lange Gallerie der Morde von Blutsverwandten, als die gewöhnliche Vorhalle der folgenden Regierungen, als blutige Schwelle einführt *)." So begann denn eine unübersehbare Reihe von Beute- und Eroberungszügen, welche die Unersättlichen stets weiter und weiter führte. Zugleich warfen sich andere Türkische Häuptlinge auf die ihnen zunächst gelegenen Striche Kleinasiens, die noch unter Byzantinischer Herrschaft waren. In diesem Gedränge rief der schwache Kaiser Andronicus Banden von Italienischen und Spanischen Miethstruppen herbei, welche in den damaligen Kriegen zwischen Neapel und Aragonien wegen Sicilien gedient hatten, gewöhnlich Catalonier genannt, weil der Kern aus Abenteurern dieses Volks bestand. Sie leisteten nützliche Dienste wider die Türken, erwiesen sich aber bald, nach der Art dieser furchtbaren Plage jener Jahrhunderte im Osten wie im Westen, dem Lande, das sie beschützen sollten, nicht weniger verderblich, als die äußeren Feinde. Sie plünderten und raubten, traten alles Recht mit Füßen, und erpreßten zugleich vom Kaiser ungeheure Summen als Sold. Der feige Hof, der sich

*) v. Hammer, Bd. I. S. 66.

nicht anders zu helfen wußte, ließ den Anführer der Catalonier, Roger de Flor, den er zum Großherzog von Romania und zum Cäsar erhoben hatte, meuchlerisch ermorden (1307). Ein Theil der Banden zerstreute sich zwar hierauf; funfzehnhundert Mann aber, welche sich den stolzen Namen der großen Compagnie gaben, begannen Krieg, des Führers Tod zu rächen, und ein ihnen entgegengesandtes Heer von vielen Tausenden war ihnen nicht gewachsen. Mit ihrem Glücke wuchs ihre Zahl, sie bemächtigten sich Callipoli's, störten die Schifffahrt, und verbreiteten Verwüstung an beiden Ufern des Hellespont. Endlich waren Mangel, und Uneinigkeit der Führer Ursachen, daß sie abzogen und nach Griechenland gingen. Sie schlugen und tödteten den Herzog von Athen, Walther von Brienne, beherrschten eine Zeitlang dessen Staaten, und waren das Schrecken des Landes weit und breit.

Solches waren die Gefahren, die den Fürsten, welcher auf dem Throne Constantins des Großen saß, ängstigten, und diese Herrschaft wurde ihm von seinem Enkel, dem jüngern Andronicus, beneidet und streitig gemacht. Nach mehreren Empörungsversuchen desselben dankte der Kaiser 1328 zu seinen Gunsten ab, und starb vier Jahre nachher als Mönch in Dürftigkeit. Die Regierung Andronicus III. (bis 1341) war weder ruhmvoller noch glücklicher.

Indeß ging ganz Kleinasien an die Türken verloren; jene Küstenländer, an welche das christliche nicht weniger als das classische Alterthum die schönsten Erinnerungen knüpft, wurden die Beute gleichgültiger, von Verachtung dessen, was sie nicht kannten, erfüllter Barbaren. Die Osmanen breiteten sich zunächst in Bithynien aus; Osman starb 1326 und das eben damals eroberte Brusa ward

seines Sohnes und Nachfolgers Orchan (oder Urchan) Herrschersitz. Dieser Fürst übte zuerst in seinem Stamme die beiden höchsten Majestäts- und Souveränetätsrechte des Islam, Münze mit seinem Gepräge schlagen, und seinen Namen im Kanzelgebet am Freitag nennen zu lassen *), und gab dem Osmanischen Reiche die ersten Staatseinrichtungen. Nikomedien und Nicäa fielen in seine Hände.

Trotz so drohender Gefahren trieben Ehrgeiz und Eifersucht am Byzantinischen Hofe fortwährend ihr verderbliches Spiel. Andronicus III. hatte die Vormundschaft über seinen neunjährigen Sohn Johann V. seinem Günstling Johann Kantakuzenus übertragen. Gegen diesen erhob sich eine Partei, ihn zu verdrängen, aber Kantakuzenus nahm selbst den Purpur, und es entstand ein sechsjähriger verwüstender Bürgerkrieg. Es kam so weit, daß die ärgsten Feinde des Reiches, die Türken, in den Streit gezogen wurden. Umurbeg, Fürst von Aidin, zog dem Kantakuzenus zu Hülfe, und war dieses auch nicht der erste Raubzug der Türken nach den Europäischen Küsten, so war doch ein Verständniß mit einer Partei im Innern größere Lockung und bequemere Gelegenheit dazu. Bald verband sich Kantakuzenus auch mit dem mächtigern Orchan, ja er gab ihm sogar seine Tochter zur Gemahlin, und die christliche Kaiserstochter mußte sich dazu verstehen, einen Platz im Harem des Mohamedaners einzunehmen. Kantakuzenus siegte zuletzt ob, kam nach Constantinopel (1347) und gestand der verwittweten Kaiserin einen Vergleich zu, vermöge dessen er ihren Sohn zum Mitregenten annahm, sich aber für die nächsten zehn Jahre die alleinige Leitung der Staatsgeschäfte vorbehielt. Die Schwäche

*) v. Hammer, Bd. I. S. 87.

des Reiches wurde immer fühlbarer. Die Genueser in der von ihnen befestigten Vorstadt Constantinopels, Galata, schrieben dem Kaiser Gesetze vor, und zerstörten, als er Krieg wider sie erhob, seine Flotte. Kantakuzenus verband sich mit den steten Feinden der Genueser, den Venetianern, aber das Gewicht, welches der Beistand des Römischen Reiches in diesem Kampfe zwischen zwei Italienischen Städten in die Wage legte, wurde kaum gefühlt *). Kantakuzenus aber konnte den Thron, den er sich angemaßt, nicht behaupten. Johann Paläologus, dem er, um ihn sich näher zu verbinden, seine Tochter gegeben, wollte der steten Bevormundung entledigt seyn, und erhob sich wider ihn. Vergebens rief Kantakuzenus den Türkischen Schwiegersohn wider den Byzantinischen auf. Die Türken kamen ihm zwar zu Hülfe, aber der Widerwille des Volkes gegen ihn war zu groß, er mußte abdanken, oder dankte, wie er selbst in seinen Memoiren sagt, freiwillig ab (1355) und ging in ein Kloster. Die Osmanen aber hatten nicht versäumt, diese Zwistigkeiten zu ihrem Vortheil bestens zu benutzen. Es war Orchans Sohn Soliman, der den Gedanken faßte, in Europa festen Fuß zu fassen. Ein Erdbeben verwüstete um diese Zeit die Thracischen Küstenstädte und zerriß ihre Mauern. Durch solche Lücken drangen die Osmanen in die Städte und befestigten sich darin. Die wichtigste dieser Eroberungen war Kallipolis (Gallipoli), der Schlüssel des Hellespont, und Stapelplatz des Griechischen und abendländischen Handels.

Soliman starb noch vor dem Vater an den Folgen eines Pferdesturzes, daher folgte bei Orchans Tode (1359) ein jüngerer Bruder, Murad I. Dieser eroberte alles Land

---

*) Gibbon, Vol. XI. p. 197.

vom Hellespont bis zum Hämus, und machte das 1361 genommene Adrianopel zu seinem Herrschersitze. Zum erstenmal waren die Griechen in ihrer Hauptstadt von der Asiatischen wie von der Europäischen Seite von demselben Feinde umgeben. Aber es war nicht mehr das Griechische Reich allein, welches bedroht war. Die Ausbreitung der Moslemen in Gegenden, welche selbst den Arabern in der frischesten Begeisterung des Islam unzugänglich geblieben waren, mußten wo nicht das ganze übrige Europa, doch die zunächst gelegenen Länder erwecken, und nachdem Papst Urban V. einen Kreuzzug wider die Türken ausgeschrieben, verbanden sich die Herrscher von Ungern, Servien, Bosnien und der Wallachei zum Kriege wider den Alle bedrohenden Feind. Aber sie wurden geschlagen, und die Slavischen Völker zwischen der Donau und dem Adriatischen Meere der Pforte nach und nach entweder zinspflichtig oder völlig unterworfen. Sie versuchten zuweilen Empörungen, aber ohne dauernden Erfolg. In einem solchen Aufstande der Servier in Verbindung mit Bosniern und Albaniern fand Murad das Ziel seiner Thaten und seines Lebens. Die Osmanen trugen bei Kossova (1389) einen entscheidenden Sieg davon, aber der Sultan wurde von einem Servier erschlagen, nach Türkischen Berichten auf dem Schlachtfelde, nach Servischen und Griechischen am Morgen vor dem Beginn derselben in seinem Lager *). Der sterbende Murad weidete sich noch an dem Anblick der Hinrichtung Lazars, des vor ihn geführten gefangenen Servierkönigs.

Ein solcher Siegeslauf eines Volks, welches drei Menschenalter früher nur eine kleine, armselige Horde

*) v. Hammer, Bd. I. S. 211.

war, wird erklärlich theils durch die ununterbrochene Folge von kriegerischen, nicht im Harem, sondern im Rathe und im Felde erzogenen Herrschern, die von Siegesdurst erfüllt, mit allen ihren Kräften, ohne irgend eine Rücksicht zu kennen oder zu achten, auf das Eine Ziel hinarbeiten, theils durch die klug gewählten, höchst förderlichen Mittel und Einrichtungen für diesen Zweck. Dahin gehört vor allen andern die Bildung eines regelmäßigen, stehenden Fußvolks, zu einer Zeit, wo das ganze christliche Europa es noch nicht hatte, der berühmten Janitscharen, lange das Schrecken der Völker, oft aber auch der Sultane selbst, bis sie mit dem Reiche, das sie groß und herrschend gemacht hatten, entarteten, und in unseren Tagen, um einer neu zu gründenden Ordnung der Dinge den Platz zu räumen, vernichtet wurden. Ein Reitervolk Asiens schuf diese Fußtruppen; aber nicht aus der eigenen Mitte, sondern, mit verruchter Staatskunst, aus der schönsten und kräftigsten Jugend der besiegten Völker. Auserlesene Knaben unter der zur Gefangenschaft verdammten christlichen Bevölkerung eroberter oder auch nur siegreich durchzogener Provinzen wurden zum dreifachen Abfall, von Eltern, Vaterland und Glauben, genöthigt, im Islam und in Waffenübungen erzogen, und zu dem Kern der Kriegsmacht ihrer Herren gebildet. Ein Scheich *) segnete die neue Stiftung ein und sprach: „ihr Name sey die neue Truppe (Jeni Tscheri), ihr Angesicht weiß, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstoßend; immer sollen sie zurückkehren mit Sieg und Wohlseyn" **). Wenn sie

---

*) Scheiche hießen die Oberhäupter der Derwische oder Mönche der Moslemen.

**) Nach der gewöhnlichen Meinung sind die Janitscharen eine

sich auszeichneten, so war ihnen der Weg zu hohen Ämtern und Ehrenstellen eröffnet. Sie erhielten regelmäßigen Sold, es gab aber auch andere Fußtruppen, deren Dienst auf Lehen gegründet war, wie es auch eine besoldete, eine belehnte und eine unregelmäßige Reiterei gab. Die erste (Spahi, eigentlich Sipahi genannt) besonders wurde im Abendlande nicht weniger gefürchtet als die Janitscharen.

---

45. Bajazeth und Timur.

Als Bajazeth (oder Bajesid) auf dem Schlachtfelde bei Kossova seinem erschlagenen Vater in der Herrschaft folgte, war seine erste That die, daß er seinen einzigen Bruder hinrichten ließ. Ungerechtigkeit und Grausamkeit bezeichneten auch ferner die Handlungen seiner Regierung, in seinen Leidenschaften zeigte er sich heftig und unmäßig, er war der erste Sultan der Osmanen, der wider die Satzungen des Islam Wein trank. Aber die blutigen Siegesspuren seiner Vorfahren verfolgte er mit noch erhöhter Thätigkeit. Von der Schnelligkeit seiner Siege wider Christen und Moslemen von der Donau bis zum Euphrat hat er den Beinamen des Blitzes (Jildirim) erhalten. Er drang über die Donau vor, bemächtigte sich fast aller den Byzantinern noch gehörenden Plätze in Thracien, Macedonien und Thessalien, fiel in Griechenland ein, und unterwarf den größten Theil des von den übrigen Türkischen Fürsten eingenommenen Kleinasiens seiner Herrschaft.

Da nun das Ungewitter immer drohender heranzog,

Schöpfung Murads I., v. Hammer aber, Bd. I. S. 91., hat bewiesen, daß ihre Einrichtung schon unter Orchan fällt.

wandte sich König Siegmund von Ungern an andere Europäische Fürsten, und bat um Hülfe. Nach Frankreich ging eine eigne Gesandtschaft, sie rührte und erschütterte die Herzen durch Schilderung der Grausamkeit und des Blutdurstes der Türken gegen die unglücklichen Christen, und fand besonders an dem Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund einen großen Gönner. Er sandte seinen eignen Sohn, den uns wohlbekannten nachmaligen Herzog Johann den Unerschrocknen, damaligen Grafen von Nevers, in diesen Krieg, und die Blüthe des tapfern Französischen Adels begleitete ihn. Es befanden sich darunter der Graf de la Marche, Heinrich und Philipp von Bar, alle drei von königlichem Blut, der Graf von Eu, Connetable, und Johann von Vienne, Admiral von Frankreich, der Marschal Boucicaut, die Herren von Coucy und de la Tremouille u. s. w. Die Zahl dieses Heeres betrug tausend Ritter, eben so viele Knappen und sechstausend Söldner. Ihr Zug durch Deutschland schien aber nicht der einer Ritterschaar, sondern eines üppigen Hofes, so überließen sie sich den Lüstbarkeiten und Genüssen. Kein Gedanke an die Möglichkeit eines Unglücks kam in ihre stolzen, übermüthigen Seelen, nicht nur die Türken von Ungern zurückzudrängen schien ihnen ein Leichtes, sondern nach Asien zu ziehen, und das heilige Grab zu befreien. Ofen war der allgemeine Sammelplatz, auch Deutsche Schaaren stießen hier zu den Franzosen und Ungern. Sechzigtausend war die Zahl der von Siegmund wider die Türken geführten Krieger, ein Heer, wol stark und tapfer genug zum Siege, wenn Übermuth und Uneinigkeit es nicht ins Verderben gestürzt hätte. Die Französischen Ritter prahlten, daß sie den Himmel, wenn er einstürzen wollte, mit ihren Lanzen aufhalten würden. Mit der Belagerung des

von den Türken besetzten Nikopolis wurde der Feldzug begonnen. Bajazeth eilte zum Entsatze heran, die Vermessenen wollten die Nachricht davon zuerst nicht einmal glauben, als kein Zweifel mehr möglich war, geschah die Rüstung zur Schlacht (28. Sept. 1396) in unordentlicher Eil. Vergebens stellte Siegmund den Franzosen vor, daß sie ihre Kraft nicht gegen die zuerst erschienenen leichten Türkischen Reiter verschwenden, sondern gegen die Janitscharen und Spahis aufsparen sollten. Sie hielten dies für eine Beleidigung ihrer Ehre, und stürmten, überdies auch unter sich schon uneins, tollkühn und unbesonnen vor. Tausende fielen vor ihrer Tapferkeit, und die Schlacht hätte noch gewonnen werden mögen, wenn sie sich nicht siegstrunken zerstreut hätten, ehe sie den Kern der Schaaren Bajazeths erreicht hatten. Als sie diesen Phalanx erblickten, entsank ihnen der Muth. Die Meisten flohen bestürzt, nur Wenige suchten und fanden ihr Leben theuer verkaufend ehrenvollen Tod, aber auch die Fliehenden ereilte das Verderben. Der Graf von Nevers und vier und zwanzig seiner vornehmsten Waffengefährten wurden gefangen. Nun war es vergebens, daß Siegmund mit einer Schaar treuer Ungern, Bairischen und Steiermärkischen Rittern muthig angriff, zuletzt entschieden die Servier, die als Bundesgenossen der Türken fochten, das Schicksal des Tages. Der König wurde auf ein Donauschiff gerettet. Als Bajazeth am nächsten Morgen das Schlachtfeld überschaute, und sechzigtausend der Seinen todt liegen sah, weinte er vor Wuth, und schwor, den Untergang so vieler Türken an den Gefangenen zu rächen. Nachdem die vornehmen Franzosen des großen Lösegeldes wegen, welches für sie erwartet wurde, ausgesondert waren, ließ der Sultan vor seinen Augen ein ungeheures

Gemetzel beginnen, und schon war das Blut von zehntausend Gefangenen vor ihm niedergerieselt, als seine Großen sich ihm zu Füßen warfen, und um Schonung für die Übrigen flehten, die er, des Blutes für jetzt gesättiget, gewährte. Der Graf von Nevers und seine Gefährten mußten in harter Gefangenschaft schmachten, bis ein Lösegeld von zweimal hunderttausend Ducaten sie befreite. Nur ein langer und heftiger Anfall von der Gicht hielt Bajazeth damals ab, seine Siegeslaufbahn gegen das Abendland weiter zü verfolgen.

Die Kaiser zu Constantinopel Johann V. (1355—1391) und dessen Sohn und Nachfolger Manuel (bis 1425) waren schon zu völligen Vasallen der Sultane herabgesunken, und doch stritten die Paläologen noch immer unter einander um den traurigen, auf Constantinopel und ein kleines Gebiet umher beschränkten, Rest ihrer Herrschaft, den sie sich auch nur durch Zinszahlung und andere den Türken gewährte Vortheile erhielten. Da Bajazeth fand, daß Manuel seinen Vasallenpflichten nicht vollkommen genügte, hielt er die Hauptstadt von dessen Thronbesteigung an sechs Jahre eingeschlossen, und empfahl den Griechen einen geblendeten Neffen Manuels, Johann, als Kaiser. Mit diesem verständigte sich Manuel indeß, überließ ihm die Verwaltung und zog selbst ins Abendland, um dort Hülfe zu suchen. Johann gestand den stolzen Osmanen nun zwar einen jährlichen Tribut von zehntausend Ducaten, so wie die Errichtung einer Moschee und einer Türkischen Gerichtsbehörde in Constantinopel zu, aber nach einigen Jahren verlangte Bajazeth ohne Weiteres die Einräumung der Stadt selbst, und als dies abgeschlagen ward, begann er eine zweite Belagerung.

Doch von dieser rief ihn bald die Annäherung eines

Eroberers ab, der auf noch viel größeren und blutigeren Pfaden einherschritt, als er selbst. Dies war der Mongole Timur, gewöhnlich Timur lenk d. i. der lahme Timur genannt, welches die Europäer in Tamerlan verderbt haben. Bei seinem Volke hieß er auch „der große Wolf," „der Herr der Zeit" und „der Eroberer der Welt." Er erneuerte die Thaten und den Weltsturm Dschingischans, mit dem er auch in Eigenschaften und Denkart viel Ähnliches hat. Er zeichnete sich zwar vor jenem wilden Barbaren durch Achtung vor Asiatischer gelehrter Bildung und vor Gelehrten aus, besonders liebte er Ärzte, Sternkundige und Gesetzverständige, die er oft in seiner Gegenwart Streitfragen behandeln ließ, aber er besaß dieselbe Gleichgültigkeit, seinem Ehrgeize, der keinen andern Zweck hatte, als die Lust des Eroberns und Herrschens, das Blut von Hunderttausenden fließen zu lassen, und dieselbe schonungslose Rachsucht gegen jeden Versuch, Freiheit und Selbständigkeit wider ihn zu behaupten. Durch außerordentliche Tapferkeit und Herrscherklugheit schwang er sich auf den Thron von Dschagatai (1370) und Samarkand ward und blieb sein Herrschersitz. Aber dieser Krone fügte er noch sechs und zwanzig andere hinzu, die er in den fünf und dreißig Jahren seiner Regierung und seiner Kriegszüge, auf welchen er die Völker von der Chinesischen Mauer bis zum Mittelmeere unterwarf, erbeutete. Verheerte und entvölkerte Länder, zerstörte Städte, und Schädelpyramiden von den Erschlagenen waren die Denkmäler, die er zurückließ. Als er in Indien eindrang, schleppte das Heer, noch ehe es auf den Feind gestoßen, schon hunderttausend Gefangene mit sich; alle diese wurden vor der ersten Schlacht ermordet, damit sie während derselben nicht schaden könnten. Ißfahan wagte Empörung, da gab Timur

Befehl zur Wiederbesetzung mit stürmender Hand, zur Plünderung und zum allgemeinen Blutbad der Rache. Nur das Stadtviertel, wo die Scheiche und Gesetzgelehrten wohnten, erhielt eine Sicherheitswache. Jeder Soldat ward zur Lieferung einer bestimmten Anzahl von Köpfen aufgeboten, Viele aber waren zuletzt von Blut und Beute so übersättigt, daß sie die vorgeschriebenen Köpfe lieber kauften. Nach der geringsten Angabe waren es siebzigtausend Erschlagene, die hier den Rache- und Blutdurst des Wütherichs befriedigen mußten.

So war Geist, Macht und Art des Mannes, mit dem Bajazeth in Feindschaft gerieth, als er Fürsten aufnahm, die Timur vertrieben, so wie bei diesem Kleinasiatische Herren, die Bajazeth verjagt, Schutz fanden. Mit Stolz und Hohn empfing und entließ Bajazeth Timurs Gesandte, da machte dieser sich auf, und nahm Siwas (das alte Sebaste), damals eine der bevölkertesten Städte Kleinasiens (1400). Furchtbar waren die Frevel, welche diese Einnahme bezeichneten, besonders die Todesmartern, welche den gefangenen Christen angethan wurden *). Ein Sohn Bajazeths, der in des Eroberers Hände fiel, wurde hingerichtet. Auf diese Schreckensnachricht ließ der Sultan der Osmanen in Wuth und Schmerz von Constantinopel ab und zog nach Kleinasien. Timur hatte sich indeß südwärts gewandt. Aleppo und, im nächsten Jahre, Damaskus und Bagdad, fielen vor seinem gewaltigen Schwerte, die letzte Stadt erfuhr das furchtbare Schicksal

*) „Der Gräuel des Verderbens dieser Stadt übersteigt an Grausamkeit bei weitem Alles, was die Geschichte von dem Falle anderer Städte, selbst durch Timur und Dschingischan meldet; — nirgends trägt der Mord den Stempel so ausgesuchter barbarischer Grausamkeit.“ v. Hammer, a. a. O. Bd. I. S. 295.

Ißfahans. Endlich trafen sich die Heere des Türken und des Mongolen, wol eine Million Menschen, bei Angora (Ancyra) im alten Galatien, zur Entscheidungsschlacht. Sie geschah am 20. Julius 1402 und Timur blieb Sieger. Bajazeth ward gefangen, anfangs großmüthig aufgenommen, nach einem entdeckten und vereitelten Versuch zur Flucht aber in strengeres Gewahrsam gebracht *). Er starb im nächsten Jahre in der Gefangenschaft, und zwei Jahre nachher (1405) auch sein Besieger Timur, auf einem Zuge, um China zu erobern. Daß Asien nicht würde zusammengehalten werden können hatte er eingesehen, aber Dschagatai und Persien als das Erbtheil seiner Nachkommen betrachtet. Doch durch die Zwistigkeiten derselben gingen auch diese Länder schon nach einigen Menschenaltern entweder an andere Stämme verloren, oder die bisher zusammengehaltenen Horden lös'ten sich wieder auf. Dem Osmanenreiche schien gleich nach der Gefangennehmung und dem Tode Bajazeths dasselbe Schicksal zu drohen. Denn als Timur Kleinasien verlassen hatte, traten die früher unabhängigen Türkischen Fürsten wieder hervor, und die vier Söhne Bajazeths stritten in heftigen Bürgerkriegen um die Herrschaft. Es war die schönste Gelegenheit, die Osmanische Macht zu vernichten, oder doch wenigstens aus Europa zu verdrängen. Aber man ließ sie in träger

*) Der gewöhnlichen Erzählung nach wurde Bajazeth auf Timurs Befehl in einen eisernen Käfig gesteckt, und so auf den Zügen umhergeführt. Gibbon hat ein Zeugenverhör von Schriftstellern angestellt, nach welchem er die oft bestrittene Nachricht bestätigen zu müssen glaubt; v. Hammer dagegen, Bd. I. S. 318 fg., nach einem vollständigern Zeugenverhör, verwirft sie. Ihm zufolge hat sie ihre Entstehung dem mißverstandenen Worte Kafes zu danken, welches zwar einen Käfig bedeutet, aber auch eine vergitterte Sänfte, wie sie bei den Reisen des Harems gewöhnlich sind.

Ruhe und sträflicher Gleichgültigkeit ungenutzt verstreichen. Kaiser Manuel, der von seiner Reise zurückgekehrt den Thron von Constantinopel wieder eingenommen hatte, war nicht der Mann zu großen Entschlüssen und Thaten, und das Abendland viel zu sehr in seine eignen unaufhörlichen Händel und Spaltungen verwickelt, um an Gefahren zu denken, die es nicht in der Nähe und unmittelbar bedrängten.

---

46. Wiederaufrichtung der Türkischen Macht und Eroberung von Constantinopel.

So geschah es denn, daß einer der Söhne Bajazeths, Mohammed I., nachdem seine Brüder im Kampfe ihren Untergang gefunden, 1413 die Macht seines Vaters wieder vereinigte, und auch die Türkischen Emire in Kleinasien von Neuem unterwarf. Mohammeds Gerechtigkeit, Treue und Milde werden gerühmt, auch mit dem Kaiser Manuel stand er in gutem Vernehmen, der seine Freundschaft durch das, was er gegen ihn zu thun unterließ, freilich verdient hatte. Schlimmer stand Manuel mit Mohammeds Nachfolger Murad II. (1421—1451), der auch Constantinopel von Neuem einschloß. Manuel starb 1425, sein Sohn Johann VI. erhielt sich auf dem Throne durch einen Tribut, welchen er dem Türken bezahlte. Das so zusammengeschrumpfte Reich war noch getheilt; während dem Kaiser außer der Hauptstadt noch einige wenige Orte gehorchten, beherrschte einer seiner Neffen einen Theil des Peloponnes, die sogenannte Despotie Sparta.

Es war auch den blödesten Augen klar, daß die Dauer

dieses dürftigen Besitzthums von dem Wohlgefallen der Türken abhing, welche zur Wegnahme der Beute nur darum nicht die erforderlichen Anstalten zu machen schienen, weil sie ihnen doch zuletzt nicht entgehen konnte. Da warfen die Hülflosen sehnsüchtige Blicke auf das Abendland, welches sie sonst weder liebten noch achteten, aber wenn noch Rettung möglich war, so mußte sie daher kommen. Als die Häupter der abendländischen Christenheit konnten in einem gewissen Sinne noch immer die Römischen Päpste betrachtet werden, wenigstens waren sie, wenn überhaupt noch irgend Jemand, am meisten im Stande die Kräfte verschiedener Staaten auf Ein Ziel hin zu lenken. Aber die erste Bedingung päpstlichen Beistandes war die Wiedervereinigung der Morgenländischen Kirche mit der Römischen, ein bei den National- und Religionsvorurtheilen der Griechen höchst schwieriges Unternehmen, so geringfügig auch die Verschiedenheiten der beiden Kirchen waren, denn Widerwille und Abneigung hängen sich an das Unbedeutendste und gestalten es zu einer unübersteiglichen Kluft. Doch waren von den Zeiten des ersten Paläologen an stets Versuche zu einer solchen Verbindung gemacht, und immer wieder aufgegeben worden, besonders wenn das Glück den Griechen nur wieder einigermaßen zu lächeln schien. Als Adrianopel gefallen war, hatte sogar Johann V., was keiner seiner Vorgänger jemals gethan, selbst eine Reise nach dem Abendlande angetreten. Er erschien zu Rom vor dem damals dort befindlichen Papst Urban V. und beschwor seinen Gehorsam gegen denselben, so wie den Glauben der Römischen Kirche. Aber er erntete geringen Vortheil von diesem in den Augen seiner Unterthanen schimpflichen Schritte, und nicht minder fruchtlos war die Reise, welche sein Sohn Manuel

im Jahre 1400 bis nach Frankreich und England antrat. Ernstlicher als seine Vorgänger betrieb bei der wachsenden Gefahr Johann VI. die Kirchenvereinigung. Es war die Zeit der Zwistigkeiten zwischen Eugen IV. und der Basler Synode. Beide Theile bemühten sich um den Griechischen Kaiser, und wir haben oben (S. 52.) schon gesehen, wie begierig Eugen diese Gelegenheit ergriff, eine neue Synode zu Ferrara zu eröffnen. Johann entschied sich für Eugen, verließ, von vielen Bischöfen und selbst von dem Patriarchen begleitet, seine Hauptstadt, kam nach Venedig, und hielt am 28. Februar 1438 einen prunkvollen Einzug in Ferrara, wo er vom Papste auf das ehrenvollste empfangen wurde. Die Griechen, welche ihrem Stolze dieses Entgegenkommen mit Mühe abgewannen, hatten sich geschmeichelt, den Papst an der Spitze der nur seines Winkes gewärtigen Prälaten und Fürsten von Europa zu sehen, und fanden zu ihrem Verdrusse ein, wegen der vielen Anhänger der Basler Versammlung, nur schwach besuchtes Concil. Nach langen Unterhandlungen kam man über Rang und Ceremoniel überein, und nun begann eine Reihe eben so unfruchtbarer als ermüdender Streitigkeiten über die Frage, ob der heilige Geist vom Vater und dem Sohne, oder nur vom Vater ausgehe, über das Fegfeuer, das Primat des Papstes und das ungesäuerte Brod im Abendmahl. Je feiner die Ausdrücke zugespitzt wurden, um dadurch eine Vereinigung zu erzielen, je verwickelter wurde der Streit, die Versammlung wurde einer Pest wegen von Ferrara nach Florenz verlegt, und man war noch nicht zu Ende gekommen. Die Griechischen Bischöfe waren des langen Haders herzlich satt, sie litten in dem fremden Lande oft an dem Nothwendigsten Mangel, da der Papst ihnen das zu ihrem

Unterhalte verheißene Geld nur spärlich und wie ein Almosen auszahlen ließ; mehrere von ihnen dachten heimlich zu entwischen. Die fünf und zwanzigste und letzte Sitzung des Concils brachte eben so wenig eine Übereinstimmung hervor, als die früheren, aber Johann, welcher die von dem langen und mühsamen Werke erwarteten Früchte nicht verlieren wollte, drang in die Seinen, sich zu fügen, und brachte sie auch nach einigen Monaten zur Annahme einer nach dem Willen der Lateiner verfaßten, und doch die Streitpunkte mehr beschwichtigenden und verhüllenden, als lösenden, Vergleichungsurkunde. Theils Überredungen, theils Drohungen, am meisten aber das herzliche Verlangen aus ihrer peinlichen Lage zu kommen, hatten die Griechischen Bischöfe, mit Ausnahme eines Einzigen, zur Unterschrift vermocht. Am 6. Julius 1439 wurde die Vereinigung der beiden Kirchen feierlich verkündet, aber es konnte schon damals keinem Einsichtigen entgehen, wie wenig eine solche halb erkünstelte, halb erzwungene Vereinigung bedeuten könne. Die Rückkehrenden wurden in Constantinopel von dem fanatischen Volke mit Haß und Verwünschungen aufgenommen. Manche Bischöfe, welche die Friedensurkunde widerwillig unterschrieben hatten, sagten sich jetzt mit dem reumüthigen Bekenntniß der begangenen Sünde wieder davon los, und die kleine, der eingegangenen Verpflichtung treu bleibende Hofpartei war so verhaßt, daß alle Gemeinschaft mit ihr gemieden wurde.

Während Kaiser Johann von einem solchen Luftgewebe Rettung hoffte, rüstete sich Sultan Murad zu einem Kriege wider Ungern, um Rache zu nehmen für einen ihm durch Unterhandlungen von dort aus erregten Kampf in Asien. Aber diesmal trafen die Türken einen Gegner, der ihnen vollkommen gewachsen war, den tapfern Johann

Hunyad, damals Woiwoden von Siebenbürgen. Mit funfzehntausend schlug er bei Vassag (1442) achtzigtausend Feinde, deren Anführer sich prahlerisch gerühmt hatte, die Ungern, wenn sie nur seinen Turban erblickten, würden Tagereisen weit fliehen *). Cardinal Julian, den Papst Eugen, seiner dem Griechischen Kaiser gegebenen Verheißungen eingedenk, an den Ungrischen Hof gesandt hatte, wandte Alles an, den König Wladislav, der die Kronen von Ungern und Polen trug, zu einem größern und erfolgreichern Unternehmen wider den allgemeinen Feind der Christenheit zu bewegen. Er versprach die Unterstützung eines Kreuzzuges, den der Papst im ganzen Abendlande predigen ließ. Seine Worte wirkten, und im Sommer 1443 ging ein ansehnliches Heer aus Ungern, Polen, Serviern, Wallachen und Deutschen Kreuzfahrern bestehend über die Donau. Es war ein glorreicher Feldzug; wären ihm mehrere seiner Art gefolgt, die Macht der Türken hätte gebrochen werden mögen. Hunyad siegte in zwei Schlachten ob, und ging noch im December über den Hämus. Da aber das Jahr so weit vorgerückt war, Mangel und Krankheiten sich einzustellen begannen, beschloß man den Rückzug nicht ohne glänzende Pläne für das nächste Jahr. Diese Hoffnungen wurden erhöht durch die Versprechungen von Hülfe zum fernern Kriege, welche die Sieger von allen Seiten erhielten. Namentlich sagten der Papst, der Herzog von Burgund, Genua und Venedig auf das bestimmteste zu, daß ihre Flotten im Ägäischen Meere und im Hellespont erscheinen und so den Türken die Verbindung zwischen Europa und Asien abschneiden würden. Indeß that Murad, dem es ernstlich

---

*) v. Hammer, Bd. I. S. 451.

um Frieden zu thun war, vortheilhafte Versöhnungsvorschläge, und auf Hunyads Rath wies sie Wladislav nicht zurück. Im Julius 1444 wurde ein zehnjähriger Waffenstillstand geschlossen, auf die Bedingungen, daß die Türken Servien und die Herzogewina ihrem Beherrscher zurückstellen, die Ungrische Oberherrschaft über die Wallachei anerkennen, und den gefangenen Schwager des Sultans mit siebzigtausend Ducaten auslösen sollten. Nachdem ihm dies Geschäft gelungen, legte Murad, ein Fürst, dem die Gesinnungen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht fremd waren, die Regierung nieder, und übergab sie seinem vierzehnjährigen Sohne Mohammed, oder vielmehr den bisherigen Wesiren, um sich selbst mit seinen vertrautesten Gesellschaftern zu Magnesia dem Genusse der Ruhe und der Lebensfreuden zu überlassen *).

Kaum war der Waffenstillstand abgeschlossen, so trafen am Ungrischen Hofe Schreiben des Oberadmirals der verbündeten christlichen Flotte am Hellespont und vom Griechischen Kaiser ein, des Inhalts, daß Karaman, eine stets unruhige Landschaft in Kleinasien, wieder in Aufstand sey, die Flotten den Übergang des Sultans nach Europa verhindern würden, und jetzt ein nie wiederkehrender Augenblick gekommen sey, die Macht der Türken in Europa zu brechen. Das heilige Friedenswort war gegeben, aber der Cardinal überwand die Einwendungen des Gewissens durch den täuschenden Glanz seiner Beredsamkeit, indem er dem verabscheuungswürdigen Satze, ein den Ungläubigen gegebenes Wort sey nicht zu halten, die gleichfalls irrige Behauptung hinzufügte, Ungern habe

*) Nicht, um in der Gesellschaft von Heiligen und Einsiedlern, unter Fasten und Gebet zu leben, wie Gibbon irrig sagt. S. v. Hammer, Bd. I. S. 458 u. 652.

ohne Zustimmung des apostolischen Stuhles und der übrigen verbündeten Mächte der Christenheit kein Recht gehabt, einen Waffenstillstand mit den Türken einzugehen. So ward denn der eben so gewissenlose als in seinen Folgen verderbliche Krieg beschlossen. Aber die Macht, welche auszog, war gering, und betrug, nachdem noch mehrere Verstärkungen zu ihr gestoßen waren, nicht über vier und zwanzigtausend Mann. Nachdem die Donau überschritten war, wurde der Weg am Ufer des Schwarzen Meeres gewählt, und so kam man nach Warna. Hier war von der erwarteten Hülfsflotte nichts zu hören, statt dessen trat die Schreckensbotschaft ein, Murad, den die Kunde des Friedensbruchs aus seiner Ruhe aufgeschreckt hatte, nahe mit großer Macht. Durch den Verrath der Genueser war er mit vierzigtausend Kriegern über den Bosporus gekommen; für die Zahlung eines Ducatens Überfahrtsgeldes für den Mann hatten Jene — eine von der Geschichte leider nicht dieses eine Mal nur zu erzählende Schandthat — ihre christlichen Brüder dem Schlachtmesser der Türken überliefert. Im christlichen Lager entstand nun die Frage, was zu thun sey; einige Führer riethen schleunigen Rückzug an die Donau, der Cardinal Vertheidigung in dem zu befestigenden Lager, bis Hülfe herbeikäme, der König aber und Hunyad waren für die Schlacht. Sie geschah am 10. November 1444 gegen den wol viermal stärkern Feind, durch dessen Reihen, als solle die Gottheit zum Mitstreiten aufgefordert werden, die Urkunde des gebrochenen Vertrages auf eine Lanze gesteckt, getragen ward. Schon war die Linie der Türken von der Tapferkeit der Christen durchbrochen, schon wandte Murad sein Roß zur Flucht, und stand nur wieder, nachdem ihm der Begler-Beg von Asien in den Zügel gefallen

war: als König Wladislav zur Unzeit dem Aufrufe seiner Polnischen Leibwache, sie in die Schlacht zu führen, folgte. Die Janitscharen, auf die er ansprengte, wichen anfangs dem Stoße, als aber die Polen bis an den Graben vorgedrungen waren, wurden sie von der Überzahl des feindlichen Fußvolks umgarnt und niedergemetzelt *). Der König stürzte mit seinem verwundeten Rosse, ein alter Janitschar schnitt ihm den Kopf ab, und steckte ihn auf eine Lanze. Nun war die Niederlage der Christen entschieden; die meisten suchten ihr Heil in der Flucht, unter ihnen auch Hunyad. Der Cardinal, der Anstifter alles dieses Unglücks, kam bis an die Donau, wurde aber von einem Wallachen, der ihn in einem Kahne über den Strom ruderte, und Gold an ihm sah, erschlagen. Der Sieger kehrte wieder nach Magnesia in den Ruhestand zurück, verließ ihn aber wiederum, und bestieg den Thron zum dritten Mal, als ein Janitscharenaufruhr sein kräftiges Einschreiten nöthig zu machen schien. Auch der Ungrische Krieg, von dem unermüdeten Hunyad fortgeführt, erforderte Murads ganze Aufmerksamkeit. Seine Übermacht erfocht indeß in einer dreitägigen, mörderischen Schlacht bei Kossova (17.—19. Oct. 1448) einen neuen Sieg über den Ungrischen Feldherrn und dessen tapfere Schaaren.

Diese Niederlage hätte vielleicht abgewendet werden mögen, wenn Hunyad die ihm von Skanderbeg versprochene Hülfe erwartet hätte. Diesem allbekannten Kriegsfürsten ist nicht mit Unrecht unsterblicher Ruhm zu Theil geworden, weil er ein leuchtendes Beispiel gegeben, was unerschütterlicher Muth und Beharrlichkeit, mit Kunst und Klugheit gepaart, auch bei sehr geringer Macht, wider

---

*) Mailath Geschichte der Magyaren, Bd. II. S. 227.

unzählbare Schaaren vermögen. Er hieß eigentlich Georg Castriota, und war der Sohn eines Fürsten, der einen kleinen Theil von Epirus und Albanien besaß. Als Murads Heere Epirus mit Krieg überzogen, mußte Georg mit drei Brüdern, als Pfänder der Treue des Vaters, den Türken folgen. Er ward beschnitten und im Islam so wie für den Kriegsdienst erzogen. Seine ungemeinen Gaben hoben ihn schnell empor, früh schon erhielt er eine Führerstelle, und gewann des Sultans hohe Gunst. Die Bewunderung, welche die Türken seiner großen Tapferkeit zollten, erwarb ihm den Beinamen Iskanderbeg (d. i. Fürst Alexander). In seinem vierzigsten Jahre faßte er den Entschluß, die schimpflichen Bande, die ihn an die Feinde seines Vaterlandes und seines Glaubens fesselten, zu zerreißen. Eine Bestallung, die er unter Androhung des Todes dem Staatssecretär Murads abgedrungen hatte, eröffnete ihm die Festung Croja (1443), und ehe die List offenbar werden konnte, war die Türkische Besatzung durch seine Anhänger ermordet. Die kriegerischen Albanier fielen dem tapfern Manne freudig zu, unter seiner Führung waren sie in ihrer wie in ihrer Feinde Meinung unbezwinglich. Drei und zwanzig Jahre widerstand Skanderbeg der ganzen Macht des Türkischen Reichs und starb unbezwungen (1466).

Zweimal hatte Mohammed II. schon den Thron bestiegen und zweimal ihn dem Vater wieder einräumen müssen; zum drittenmal machte ihn der Tod desselben (1451) zum Herrn des Reichs. Die Geisteskraft und Willensstärke dieses Fürsten dienten einer ungemeßnen Herrschgier, wüthende Ausbrüche ungezügelter Leidenschaft, unmenschliche Grausamkeiten gegen Besiegte und schändliche Wollust haben seinen Ruhm befleckt. Er begann die blu=

tige Laufbahn gleich nach dem Tode des Vaters mit einem Brudermord. Von dem Griechischen Reiche überdauerte seltsamer Weise das allein übrig gebliebene Haupt noch immer den längst dahin geschwundenen Körper. Murad hatte sich mit der Vasallenschaft des Byzantinischen Kaisers begnügt, und nach Johanns VI. Tode (1448) dessen ältern Bruder und rechtmäßigen Nachfolger Constantin in dem Besitz des winzigen Restes bestätigt, den ein jüngerer Bruder Demetrius Jenem streitig machen wollte. So trennten Uneinigkeit und Bruderzwist die Griechen bis auf das Ende ihres politischen Daseyns, welches durch den festen Entschluß Mohammeds, Constantinopel zur Hauptstadt seines Reiches zu machen, nunmehr herannahte. Er begann damit, auf dem Europäischen Ufer dicht bei Constantinopel eine starke Festung bauen zu lassen, um die Schifffahrt aus dem Schwarzen Meere sperren zu können, und einem Heere aus Asien den Übergang zu erleichtern, und als dies, wie es nicht anders seyn konnte, zu Reibungen und Händeln führte, erklärte er den Krieg. Constantin war entschlossen nicht feige zu weichen, sondern, da der letzte Kampf bevorstand, würdig zu fallen. Im September 1452 begann Mohammed die Vorbereitungen zur Belagerung. War es auch nur Eine Stadt, die der Stolze bezwingen wollte, so erkannte er doch die ganze Wichtigkeit und Schwierigkeit des Unternehmens, und brachte den Winter in der größten Spannung und Unruhe zu. Constantin, der das Abendland bei seinen Klagen taub oder außer Stande zu helfen fand, griff nochmals nach jenem Schattenbilde, welches seine Vorfahren schon öfters mit leeren Hoffnungen erfüllt hatte. Er wandte sich an den Papst Nicolaus V. und dieser sandte, um die Kirchenvereinigung von Neuem feierlich zu vollziehen, den Cardinal Isidor

nach Constantinopel. Aber es hatte dies keine andere Folge, als daß der alte Haß der Griechen wider die Römische Kirche mit erneuerter Heftigkeit hervortrat. Es schien als ob die Geistlichen und Vornehmen lieber von den Türken das Ärgste erdulden, als mit Menschen Gemeinschaft haben wollten, die sich im Abendmahl des ungesäuerten Brodes bedienten. Aber eben so wenig als mit einer solchen Duldung wollten die Reichen dem Staate mit ihren aufgesammelten Schätzen zu Hülfe kommen. Sie versteckten sie lieber, als daß sie sie dem Kaiser hergegeben hätten, der damit große Söldnerschaaren hätte besolden können.

Desto eifriger war der Sultan mit Allem beschäftigt, was zur Erreichung seines Zieles nöthig schien. Ein Ungrischer Stückgießer, den man in Constantinopel schlecht bezahlte, bot ihm seine Dienste an, und goß ihm ein Wurfgeschütz, welches der Erzählung eines Zeitgenossen zufolge, steinerne Kugeln von zwölf Centnern schleudern konnte *). Dafür mußte es von hundert Ochsen gezogen, und konnte nur siebenmal im Tage abgefeuert werden, zersprang auch nachher beim Gebrauche bald, und tödtete den Meister, der es verfertigt. Aber in der Kindheit der Geschützkunst legte man auf solche riesenhafte Massen, trotz ihrer großen Unbehülflichkeit, einen hohen Werth. Am 6. April 1453 begann die merkwürdige Belagerung. Das Heer, welches Mohammed vor die Stadt führte, zählte mehr als zweimal hundert und funfzigtausend Mann, und innerhalb derselben mußte Constantin die trostlose Nachricht vernehmen, daß zur Vertheidigung nur 4973 Waffenfähige vorhanden seyen. Mit diesen und etwa zweitausend fünf-

*) v. Hammer Bd. I. S. 266. sucht die Zweifel gegen diese Angabe zu beseitigen.

hundert Söldnern mußte man jene ungeheuren Schaaren bestehen. Der treffliche Genueser Giustiniani, der sich unter den Führern der fremden Truppen befand, bot alle seine Kunst auf mit so dürftigen Mitteln, hinter Mauern, die man in der sträflichsten Sorglosigkeit hatte verfallen lassen, die Vertheidigung möglich zu machen. Was den Griechen am meisten zu Statten kam, war, daß Constantinopel auch von der Seeseite angegriffen werden mußte, und die Schiffe der Türken zwar sehr zahlreich, aber von einer eben so schlechten Beschaffenheit waren, als ihre Bemannung ungeübt. Während Kriegsmaschinen alter und neuer Zeit neben einander die Mauern schon heftig erschütterten, erschien eine Hülfe von fünf Europäischen Schiffen. Sie wagten es gegen hundert und funfzig Türkische, die ihnen den Weg versperren wollten, den Kampf zu beginnen, und die Erfahrung, der Muth der Italienischen Seeleute trugen den Sieg davon. Mohammed, der dem Kampfe vom Ufer zusah, ermahnte, versprach, drohte, und seiner selbst nicht mehr Meister, spornte er in der Wuth sein Roß in die Fluth. Vergebens, er mußte die Flucht der Seinen sehen und wie die Christen in den Hafen gelangten. Es gab also wol noch Wege, Constantinopel zu retten, sie wurden nur leider nicht benutzt. Mohammed, der wohl sah, daß er ohne den Besitz des Hafens die Stadt nicht gewinnen würde, entwarf und vollführte den kühnen Plan, einen Theil seiner Schiffe zu Lande hineinzubringen. Der unebene und hügelige, etwa zwei Stunden lange Weg wurde mit Brettern belegt, diese mit Fett schlüpfrig gemacht, und in Einer Nacht wurden siebzig zweiruderige Schiffe und einige kleinere glücklich in den Hafen versetzt. So groß der Jubel der Türken war, so groß war die Bestürzung der Griechen. Giustiniani wollte die Schiffe

in der Nacht verbrennen, aber der wohl berechnete Entwurf mißlang, weil die Genueser in Galata, während der ganzen Belagerung gegen beide Theile treulos, ihn den Türken verrathen hatten.

Constantinopels letzte Stunde war gekommen. Seine geringen Vertheidigungsmittel schwanden immer mehr zusammen, und während der grimmige Feind an den Mauern tobte, zerfraß im Innern das Gift der Uneinigkeit die letzte Kraft, denn die vornehmen Griechen sahen Giustiniani's Verdienste mit Verdruß und Scheelsucht an. Die Flotte des Feindes war im Hafen, sein Landheer in den Gräben unter den Mauern, in denen schon eine weite Bresche geöffnet war. Aus astrologischen Grillen bestimmte Mohammed den 29. Mai für den Sturm; den Muth der Seinen entflammte er durch das Versprechen, daß Gefangene und Beute ihnen gehören sollten, sich behielt er nur die Gebäude vor. Am Abend vor dem verhängnißvollen Tage nahm Kaiser Constantin, besserer Zeiten und eines schönern Glückes werth, von den Seinen einen rührenden Abschied. Man umarmte sich unter Thränen, denn nichts schien das Verhängniß mehr übrig zu lassen, als rühmlichen Tod. Mit einer wol funfzigfach überlegenen Macht begannen die Feinde den Angriff, und konnten doch zwei Stunden lang keine Fortschritte machen, so sehr hatte die große Bedeutung des Augenblicks die Kräfte der Belagerten erhöhet. Da ward Giustiniani, die Seele des ganzen Widerstandes, verwundet, und eilte, plötzlich aller Besonnenheit beraubt, von dannen. Er wolle sich nur verbinden lassen, antwortete er dem Kaiser, der ihn zu bleiben ermahnte, aber er kam nicht wieder. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit, die Türken, denen die Veränderung nicht entging, verdoppelten ihre Anstrengun-

gen, und drangen in die Stadt ein. Der Augenblick, wo die Ruine des Griechischen Reiches zusammensank, war erschienen, aber Schmach und Feigheit seines letzten Kaisers haben ihn nicht befleckt, Constantin Paläologus fiel ehrenvoll im Kampfe. Sein Leichnam ward unter der Menge der Erschlagenen an der purpurnen mit goldnen Adlern gestickten Fußbekleidung erkannt, und das abgeschnittene Haupt dem Sieger gebracht, der es an einer Säule öffentlich aufstellen ließ. Etwa zweitausend Christen waren niedergemetzelt worden, die übrige Bevölkerung schonte mehr der Geiz als die Menschlichkeit der Eroberer. Alle Einwohner wurden als Kriegsgefangene betrachtet, und wer nicht ausgelös't wurde, in die Sklaverei verkauft. Die Güter waren der Plünderung des Heeres Preis gegeben, aber die Gebäude durfte keine Zerstörung treffen, denn Mohammed selbst wollte künftig in Constantinopel thronen. Um die ausgeleerte Stadt wieder mit Einwohnern zu füllen, wurden fünftausend Familien aus Kleinasien, unter Androhung der Todesstrafe, zur Einwanderung gezwungen. Mit der Verwandelung der Sophienkirche, der bisherigen Hauptkirche des Griechischen Reiches, in eine Moschee, war am augenscheinlichsten bezeichnet, daß der dem Christenthume feindseligste Glaube jetzt in der Stadt herrsche, die ihr Begründer einst unter dem Panier des Kreuzes, wie ein großes Siegesdenkmal desselben, erbaut hatte.

Europa vernahm die Botschaft mit Trauer und großem Schrecken, denn es war nicht zu hoffen, daß Mohammeds Ehrgeiz befriedigt seyn werde, und nur zu bald zeigte sich, wie gerecht diese Furcht war. Papst Nicolaus V. that sein Bestes, die Völker durch Kreuz- und Ablaßpredigten zum Kriege wider die grausamsten Feinde des christ-

lichen Namens zu entflammen, und noch größern Eifer zeigte sein Nachfolger Calixtus III. Seine Legaten gingen durch alle Länder, fanden aber leider wenig Gehör; in Frankreich wurde die Bekanntmachung des päpstlichen Ausschreibens sogar verboten. Unter den vom Papste ausgesandten Rednern war ein merkwürdiger, von hoher Begeisterung erfüllter Mann, ein Italienischer Franciscaner, Johann von Capistrano. Um den Sinn der Menschen auf den Krieg wider die Ungläubigen zu lenken, bemühte er sich, sie aller weltlichen Sinnenlust zu entreißen. Schon im Jahre 1450 war er in Deutschland erschienen. Der Ruf seiner Heiligkeit ging vor ihm her, und als einem Propheten und Apostel zogen ihm Priester und Volk mit Reliquien entgegen, ämsig bemüht, den Saum seines Kleides zu fassen. Kranke wurden ihm zu Füßen gelegt, daß er sie berühre und heile. Täglich hatte er zu Wien zwanzig- bis dreißigtausend Zuhörer, die er nur durch die hinreißende Lebhaftigkeit seiner Geberden fesselte, denn da er Lateinisch sprach, verstanden die Meisten seine Worte nicht. Als Bußprediger und Verkündiger göttlicher Strafgerichte wegen der herrschenden Üppigkeit und Sittenverderbniß, ließ er in den Städten, durch welche er kam, Kleiderputz, Larven, Spiegel, Brettspiele und Karten zusammenbringen und auf einem öffentlichen Platze in einem großen Feuer verbrennen. Einige Jahre nach dem Falle Constantinopels, als Mohammed, den stolzen Siegeslauf bis in das Abendland fortzusetzen, mit hundert und funfzigtausend Mann vor Belgrad erschien (1456), kam Capistran dem tapfern Hunyad zu Hülfe, mit einem Kreuzheere, welches aus einer zusammengelaufenen Menge von Bürgern, Bauern, Studenten und Bettelmönchen, zum Theil nur mit Stöcken und Schleudern bewaffnet, bestand. Sie warfen sich in

das geängstete Belgrad. Am 21. Julius drangen die Janitscharen durch die zerschossenen Mauern ein, und setzten sich in Besitz der äußern Stadt. Hunyad hielt Alles für verloren, aber Capistrans Zuversicht war noch unerschüttert. Er ließ die Besatzung der Citadelle brennende, in Schwefel getauchte Reisbündel auf die hinanklimmenden Feinde werfen, machte dann an der Spitze von tausend Kreuzfahrern einen Ausfall, und verbreitete solchen Schrecken, daß die Türken sich in eine unordentliche, wilde Flucht warfen, deren Strom selbst Mohammed, wie sehr er drohte und wüthete, folgen mußte. Alles Belagerungsgeschütz, an dreihundert Stücke, wurde eine Beute der Sieger, vier und zwanzigtausend Türken hatten hier ihr Grab gefunden. Leider aber starben Hunyad und Capistran noch im Jahre dieses glorreichen Sieges, beide auf dem Krankenbette.

Die Vertheidigung Belgrads hatte den verheerenden Strom, wenigstens für einige Zeit, von Ungern abgewendet, und Mohammeds Eroberungsdurst wandte sich nach anderen Seiten. David, der letzte in Trapezunt herrschende Comnene wagte keine Vertheidigung, sondern überlieferte sein Reich (1461) in die Hände des Gewaltigen. Schon ein Jahr vorher war auch der Herrschaft, welche Demetrius und Thomas, die Brüder Constantins, des letzten Byzantinischen Kaisers, im Peloponnes noch übten, ein völliges Ende gemacht worden. Sie fanden ein verdientes Schicksal, da sie selbst in diesen Zeiten der dringendsten Gefahr, von ihrer rasenden Leidenschaft, sich einander selbst anzufeinden und zu bekämpfen, nicht gelassen hatten. In ihr Schicksal wurden auch die noch übrigen kleinen Herren in Griechenland verwickelt, und nachdem die Fürsten gefangen oder vertrieben, die Städte verbrannt

und entvölkert, ihre Vertheidiger, zum Theil unter Martern, hingerichtet waren, war nun Griechenland, bis auf einige von den Venetianern besetzte Häfen, unterjocht. Ein Jahrtausend länger als die westlichen Provinzen des alten Römerreichs hatten die Griechen den stolzen Namen desselben bewahrt, nun hatten auch sie mit diesen Namen ihre Unabhängigkeit an erobernde Barbaren verloren. Aber wie ganz anders war ihr Loos gefallen! Jene hatten in ihren Siegern einen edlen Stamm gefunden, der sich zu ihrer Religion entweder schon bekannte, oder sie bald annahm, und sich voller Bildungsfähigkeit bald gänzlich mit ihnen verschmolz; diese ein in Hochmuth und dem Glauben an seine Vorzüglichkeit erstarrtes, dem Christenthume mit Haß, seiner Bildung mit stumpfer Gleichgültigkeit und Verachtung entgegentretendes Volk, welches seinen Fuß nicht hart und schwer genug auf den Nacken der Unterjochten setzen zu können glaubte. Eine unversöhnliche, durch alle folgende Geschlechter forterbende Feindschaft zwischen Siegern und Besiegten war davon die nothwendige Folge.

Mohammeds Kriegsleidenschaft und die vielfachen Berührungen seines Reiches mit halb besiegten halb noch widerstrebenden Völkern trieben ihn in beiden Welttheilen in unaufhörlichen Kämpfen umher, und seine Macht wuchs wie ein reißender Strom. In Kleinasien machte er dem Karamanischen Reiche, lange dem gefährlichsten Nebenbuhler der Osmanischen Macht, mit welchem seit anderthalb Jahrhunderten stets entweder offene Feindschaft oder unsichrer Friede gewesen war, ein völliges Ende (1473). Servien, Bosnien und die Wallachei wurden erobert, und die Streifzüge der Türken bis nach Krain, Kärnthen und Steiermark, welche bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts währten, begannen damals. Mit den Venetianern

gerieth der Sultan in Krieg wegen ihrer Besitzungen im Peloponnes, wobei dieses unglückliche Land noch mehr verheert und zu Grunde gerichtet ward. Das Schicksal der Gefangenen war furchtbar. Die Hinrichtungsweise, welche Mohammed am liebsten an ihnen üben ließ, war das Durchsägen oder Entzweihauen, weil er diese Todesart für die qualvollste hielt. Sechzehn Jahre währte dieser Krieg, bis die Venetianer gegen manche Aufopferung Frieden erhielten (1479). Es soll damals sogar zwischen der Republik und dem Sultan ein Freundschafts- und Vertheidigungsbündniß geschlossen worden seyn. Gewiß ist wenigstens, daß die Venetianer gleich darauf in einem Kriege mit Neapel die Türken zu Hülfe riefen. Sie kamen, solcher Einladung froh, und nahmen Otranto (1480). Nun war also schon ein Fuß auf Italiens Küste gesetzt; das Abendland, an einem seiner empfindlichsten Theile verletzt und beschritten, schien den Eroberer zu neuer Beute und neuem Ruhme zu locken. Glücklicherweise starb Mohammed am 3. Mai 1481, und Otranto wurde seinen Truppen bald wieder entrissen. Mohammed hat außer dem Ruhme eines gewaltigen Kriegers und Eroberers auch den eines Gesetzgebers erworben. Zur festern Begründung des Türkischen Reiches durch angemeßne Staatseinrichtungen hat er allerdings viel beigetragen; wie es aber um die Gerechtigkeit, als Grundlage jeder Gesetzgebung steht, mag man aus dem einzigen Umstande schließen, daß eine Satzung Mohammeds seinen Nachkommen den Brudermord zur Pflicht macht, und also einen solchen, freilich leider oft genug begangenen Gräuel des Ehrgeizes zu einer gesetzlich-rechtmäßigen Handlung zu stempeln wagt *).

*) „Die meisten Gesetzgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß, wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur

Mit dem rohen Blutdurste und der unmenschlichen Grausamkeit Mohammeds gegen Besiegte steht diese Gesinnung freilich nicht in Widerspruch.

---

47. Ungern und Polen.

Das erstere dieser Länder, seit der Ausbreitung der Türken in Europa ein vorzüglicher Zielpunkt ihrer Angriffe, litt in dieser Periode auch an mannichfachen inneren Zerrüttungen. König Andreas III. (1290—1301), der letzte des Arpadischen Mannsstammes, hatte schon mit Karl Martell aus dem Hause Anjou-Neapel, der, weil seine Mutter eine Arpadische Fürstentochter war, Ansprüche auf den Ungrischen Thron machte und von der Kirche beschützt ward, zu kämpfen, und nach dem Tode dieses Fürsten, mit dessen Sohne Karl Robert *). Die Verwirrung ward noch größer, als Andreas gestorben war, und seine Anhänger dem Neapolitaner, welchen die Päpste einsetzen wollten, zu widerstreben fortfuhren. Sie stellten ihm, wie schon an einem andern Orte (Th. V. S. 309.) erzählt ist, in dem Böhmischen Königssohne Wenzel einen Gegenkönig auf, und als dieser von dem Banne des Papstes bedroht, und von Karl Roberts Bundesgenossen, dem Römischen Könige Albrecht befeindet, das Unternehmen aufgab, wählten sie Otto von Baiern, einen Enkel Bela's IV. Aber dieser fand sehr geringen Anhang, und Papst Cle-

---

Herrschaft gelangt, zur Sicherheit der Ruhe der Welt seine Brüder hinrichten lasse; sie sollen darnach handeln." So lauten die Worte des Gesetzes. v. Hammer, Bd. II. S 221.

*) S. die Stammtafel, Th. V. S. 386.

mens V. brachte es endlich dahin, daß Karl Robert allgemeine Anerkennung fand. So herrschte jetzt dasselbe Königshaus in Neapel und in Ungern, eine Verbindung, die beiden Reichen verhängnißvoll ward.

Während des Bürgerkrieges hatten Verwirrung und Gesetzlosigkeit im Lande überhand genommen, Karl Robert aber, ein einsichtsvoller Herrscher, heilte diese Übel mit Nachdruck und Kraft. Handel und Städte blühten auf, Gerichts- und Münzwesen wurden geordnet. Als Karl II. von Neapel starb, hätte dieses Reich nach dem Rechte der Erstgeburt Karl Robert zufallen müssen, der Papst aber erklärte sich für Robert, einen jüngern Bruder Karl Martells (Th. V. S. 364.), und Karl Robert, friedlichen Ausgleichungen geneigt, fügte sich. In der Folge eröffnete er seinem Hause die Aussicht auf den Neapolitanischen Thron durch die Vermählung seines zweiten Sohnes Andreas mit Roberts Enkelin und Erbin Johanna. Dem ältesten Sohne, Ludwig, war Ungern bestimmt, Karl Robert hatte aber die Freude ihn auch zum Thronfolger in Polen erwählt zu sehen.

Dieses Reich war aus langen Fehden und unsäglichen Verwirrungen (Th. V. S. 165.) endlich durch Wladislav Lokietek (d. i. der Zwerg) gerissen worden, der Groß- und Kleinpolen dauernd zu Einer Monarchie verband, und 1320 von Johann XXII. anerkannt, zu Krakau feierlich zum König von Polen gekrönt ward. Seine Tochter Elisabeth war mit Karl Robert vermählt, und dieser trug dazu bei, daß sein Schwager Kasimir dem Vater Wladislav nach dessen Tode (1333) unbestritten nachfolgte. Kasimir, der Große genannt, vollendete das Werk seines Vaters, und erwarb sich besonders durch Sorge für Gesetze und Rechtspflege große Verdienste um das Land. Indem er den

Bauern Erleichterung ihres Zustandes verschaffte, Schutz ihrer Personen und ihres Eigenthums gegen Druck und Willkühr der Gutsherren und Befreiung von ungemeßnen Diensten gewährte, ward ihm der Beiname des Bauernkönigs zu Theil. Doch die Städte gelangten zum Unglück Polens zu keiner Bedeutung. Kasimir, der keine Söhne hatte, wünschte seinem Neffen Ludwig sein Königreich hinterlassen zu können, und erlangte die Einwilligung der Reichsstände.

Ludwig, der nach dem Tode seines Vaters (1342) als ein siebzehnjähriger Jüngling den Thron von Ungern bestieg, führt mit Recht den Namen des Großen. Als Rächer des an seinem Bruder Andreas in Neapel schmählich verübten Meuchelmordes haben wir ihn schon kennen gelernt (Th. V. S. 412.). Die Venetianer, welche Dalmatien seit Jahrhunderten in Anspruch genommen und in fortwährender Unruhe erhalten hatten, bekriegte er mit Glück, und zwang sie im Frieden (1358) allen Ansprüchen auf diese Provinz zu entsagen. Auch die Wallachei unterwarf er sich. Seine innere Regierung war trefflich. Er gab Gesetze, welche ihn als vorurtheilsfreien und einsichtsvollen Regenten beurkunden. Die Grenzen zwischen der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit bestimmte er zuerst durch eigne Verordnungen. Den Städten war er gewogen wie sein Vater, Handel und Wissenschaften wurden befördert. Als in Polen 1370 mit Kasimir dem Großen das alte Regentenhaus der Piasten erlosch, bestieg er auch diesen Thron; hier aber ging von dem, was man nach der für Ungern so wohlthätigen Regierung des Königs erwarten konnte, nichts in Erfüllung. Ludwig konnte die beiden Reiche nicht mit gleicher Sorgsamkeit umfassen, er überließ die Verwaltung Polens seiner Mutter Elisabeth,

weil er glaubte, diese, dem alten Herrschergeschlechte entsprossen, würde die Gemüther leicht für das neue gewinnen. Aber Elisabeth war unklug genug, die alten Diener und Rathgeber Kasimirs zu entfernen, und die Geschäfte Unerfahrnen anzuvertrauen, die durch Schmeicheleien ihre Gunst gewonnen hatten. Dies erregte Mißvergnügen und Parteiungen, und als eine alte, unter der vorigen Regierung abgeschaffte Steuer von Neuem eingefordert wurde, ward die Unzufriedenheit allgemein. Dazu kam Nationaleifersucht, die ihr Spiel trieb, so daß Elisabeth Polen endlich verließ, und nach Ungern zurückkehrte.

Als Ludwig der Große 1382 starb, erklärten sich die Polen gegen den Wunsch des Verstorbenen, der seiner ältern Tochter Maria und deren Verlobten Siegmund beide Reiche erhalten zu sehen wünschte, für dessen jüngere Tochter Hedwig, und setzten ihr die Krone auf. Da erschien eine Lithauische Gesandtschaft, die im Namen ihres Großfürsten Jagjel oder Jagello um die Hand der jungen Königin warb. Die Lithauer, ein damals noch heidnisches Volk, hatten sich im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, vorzüglich auf Kosten Rußlands, erobernd ausgebreitet. Jagello versprach mit seinem ganzen Volke das Christenthum anzunehmen und große Vortheile für Polen, wenn sein Begehren erfüllt werde. Es kostete zwar Mühe Hedwig, die schon mit dem Herzoge Wilhelm von Österreich verlobt war, zu bewegen, ihre Hand einem Fürsten, den sie sich schlimmer als einen Wilden dachte, zu reichen, endlich aber, von dem dringenden Verlangen der Polen bestürmt, fügte sie sich. Nachdem Jagello 1386 die Taufe empfangen hatte, begann er unter den Lithauern das Bekehrungswerk, und da es an Geistlichen, die der Landessprache kundig waren, fehlte, reis'te er selbst umher, um

den Dolmetscher abzugeben. Es ging hier, wie früher schon häufig bei solchen Bekehrungen in Massen. Das erstaunte und bestürzte Volk sah die Götzenbilder zerstört, ohne daß Rache vom Himmel erfolgte; das Beispiel der Großen, auch die weißen wollenen Röcke, welche die Täuflinge erhielten, wirkten als Lockung. So wurde Lithauen christlich, und stand fortan mit Polen unter einem Oberherrn, behielt aber besondere Großfürsten aus dem Jagellonischen Fürstenhause. Dies gab Anlaß zu vielen Uneinigkeiten, die noch Jahrhunderte dauerten, bis Lithauen 1569 mit Polen völlig vereinigt ward.

So lose aber die Verbindung zwischen den beiden Staaten anfangs auch war, so erhob sich doch Polen unter den Jagellonen zu einem mächtigen Reiche, und trat nach außen mit Kraft und Nachdruck auf. Im Innern aber geschah nichts für bessere Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse. Jagello, oder, wie er als christlicher König von Polen hieß, Wladislav **II.** mußte, um seinem Sohne die Nachfolge zu versichern, dem Adel neue Vorrechte, unter andern völlige Steuerfreiheit ertheilen. Dieser Sohn, Wladislav **III.**, war beim Tode des Vaters (1434) erst zehn Jahre alt, und stand daher anfangs unter ständischer Vormundschaft.

In Ungern wurde nach Ludwigs des Großen Tode seine zwölfjährige Tochter Maria allgemein als Königin anerkannt, aber ihre herrschsüchtige, hinterlistige Mutter Elisabeth, welche die Verwaltung führte, machte sich und ihre Regierung bald verhaßt. Sie ließ sich gänzlich von dem Palatin Gara leiten, einem Manne, der Muth, Festigkeit und Einsicht besaß, aber auch voll grenzenlosen Ehrgeizes war. Als er das mächtige Geschlecht der Horwathi demüthigen wollte, wandte sich dieses an Karl den

Kleinen von Neapel, der, wie schon oben (Abschn. 23.) erzählt ist, die ihm von den Unzufriedenen dargebotene Krone annahm. Heuchlerisch erklärte er bei seiner Ankunft in Ungern (1385), er sey nur gekommen, den Zwist des Adels mit der Fürstin zu schlichten, und mit nicht minderer Heuchelei trat ihm Elisabeth entgegen. Die Ungeduld der Leidenschaften von beiden Seiten führte schnell eine furchtbare Katastrophe herbei. Karl brachte es bald dahin, daß er von den Seinen zum Gubernator Ungerns ernannt wurde, und auf einer Reichsversammlung zu Ofen verlangten sie ihn zum König. Maria ward genöthiget, dem Throne zu entsagen, ja sie und ihre Mutter mußten bei der Krönung ihres Verdrängers, wie zum bittern Hohne, erscheinen. Karl glaubte nun das Ungrische Reich fest zu haben, aber Elisabeth und Gara hatten schon seinen Untergang beschlossen. Etwa sechs Wochen nach der Krönung, ließ Elisabeth unter dem Vorwande eines zu besprechenden Geschäfts den König auf ihr Zimmer laden. Hier wußte sie das Gespräch so in die Länge zu ziehen, daß Karls Italienische Begleiter sich allmählig fortschlichen. Nun trat Blasius Forgacz, Mundschenk der Königin, der die Ausführung der Blutthat übernommen hatte, hervor, und schlug Karl mit dem Streithammer auf den Kopf. Es gelang dem Unglücklichen zwar noch aus dem Zimmer zu kommen, aber nach einigen Tagen starb er im Gefängniß (Febr. 1386). Die Strafe des Frevels ereilte die Urheber bald. Elisabeth und Gara zogen nach Kroatien. Auf dem Wege wurden sie von außerordentlicher Übermacht der Horwathischen Partei überfallen, der Palatin nach der heldenmüthigsten Gegenwehr erschlagen, Elisabeth in den Kerker geschleppt, wo sie bald starb. Nach anderen Nachrichten wurde sie ertränkt.

Schon vor Karls des Kleinen Ankunft in Ungern war Mariens eben angetrauter Gemahl, Siegmund, der nachmalige Römische König und Kaiser, nach Böhmen gezogen, um Hülfe herbei zu holen. Auf die Nachricht, daß Elisabeth getödtet sey, und auch Maria von der Gegenpartei gefangen gehalten werde, kam er nach Ungern, und setzte das ganze Land zur Befreiung der rechtmäßigen Königin in Bewegung. Die Venetianer kamen ihm zu Hülfe, und Maria ward den Händen ihrer Feinde entrissen. Sie übertrug ihrem Gemahl, der schon zum König gekrönt war, alle ihre Regierungsrechte. Aber für Siegmund erschienen noch keine ruhigen Tage. Er hatte fortwährend Rebellen zu bekämpfen, und die Strenge, mit welcher er die Besiegten bestrafte, erregte großes Mißvergnügen. Die Niederlage bei Nicopolis (Abschn. 45.) war nicht geeignet, es zu vermindern, und nur Siegmunds Rückkehr, die auf einem großen Umwege über das Meer erfolgte, dämpfte eine eben im Ausbruch begriffene Empörung. Als er nun aber das Haupt der Mißvergnügten, den Wojwoden Stephan Laczk, hinrichten ließ, erregte dies eine solche Erbitterung, daß der König das Schicksal seines Bruders Wenzel erfuhr. Die Großen nahmen ihn gefangen, und setzten ihn auf ein festes Schloß, aus dem er jedoch nach achtzehnwöchentlicher Haft durch die Bemühungen seiner Partei befreit ward.

Er zog nun nach Böhmen, ließ aber so viele Keime des Mißvergnügens zurück, daß wiederum die Wahl eines Gegenkönigs zu Stande kam. Sie fiel auf Ladislaus von Neapel (Abschn. 23.), der auch bis Raab kam, und dort gekrönt wurde (1403), aber von Siegmunds Anhängern bald wieder vertrieben ward. Die Ruhe war nun leidlich hergestellt, aber Ungern hätte eines thätigern

Königs bedurft. Als Siegmund Römischer Kaiser geworden war, und die Sorgen, erst für die Herstellung des Kirchenfriedens, dann für die Beruhigung Böhmens und die Unterdrückung der Hussitischen Unruhen ihn ganz einnahmen, vernachlässigte er die Ungrischen Angelegenheiten. Darüber gingen mehrere Provinzen verloren, Roth-Rußland (Galizien und Lodomerien) an Polen, Dalmatien an Venedig. Mit Schmerz sahen die Ungern, wie ihre unter Ludwig gegründete politische Größe wieder zu zerrinnen begann.

Nach Siegmunds Tode (1437) folgten ihm in Ungern und Böhmen seine Tochter Elisabeth und deren Gemahl Albrecht von Österreich, den auch die Deutschen zum König wählten. Wie kurz die Regierung dieses Fürsten währte, ist schon oben (Abschn. 28.) erzählt. Seine Wittwe Elisabeth war schwanger, da sie aber nicht glaubte, einen Sohn zu gebären, so versammelte sie die Großen, und erklärte ihnen, daß sie, obschon rechtmäßige Erbin der Krone, sich doch zur Verwaltung zu schwach fühle, sie möchten daher einen König wählen, aber ihrer nicht vergessen. Die Wahl fiel auf den jungen Wladislav III. von Polen. Indeß gebar die Königin vier Monate nach dem Tode ihres Gemahls (22. Febr. 1440), doch einen Sohn, Ladislaus, der deswegen in der Geschichte den Beinamen Posthumus (der Nachgeborne) führt. Es ergriff sie nun eine heftige Reue wegen des gethanen Schrittes, ein Theil der Magnaten, gerührt von dem Anblicke des zarten Knaben, der aus dem ihm gebührenden Reiche verdrängt werden sollte, erklärte sich für sie, und Ungern wurde von einem neuen Bürgerkriege zerrissen. Es war aber damals die Zeit, wo Papst Eugen IV. seinen Lieblingsgedanken, einen Kreuzzug gegen die immer gefähr-

licher herandrängenden Türken, ausführen wollte. Er sandte daher, wie oben schon erzählt ist, den Cardinal Julian nach Ungern, der vor allen Dingen die streitenden Parteien versöhnen sollte. Er brachte auch einen Vertrag zu Stande, den aber die Ungrischen Stände nicht bestätigten, und ehe neue Vermittelungen und Unterhandlungen zu Ende gediehen waren, starb Elisabeth plötzlich (24. Dec. 1442). Jetzt traten die meisten Anhänger des jungen Ladislaus auf Wladislavs Seite, als aber dieser bei Warna gefallen war, erhoben sich neue Verwirrungen. Von der fernern Gestaltung der Ungrischen Verhältnisse, werden wir, da sie mit der Geschichte Kaiser Friedrichs III. eng verflochten ist, im folgenden Abschnitt reden.

---

48. Deutschland unter Friedrich III.

(Reg. 1440—1493.)

Von dem Anfange der Regierung dieses Kaisers ist schon oben (Abschn. 28.) die Rede gewesen. Wenn man seine dort geschilderte Gemüthsart, seine Langsamkeit und seinen gänzlichen Mangel an Thatkraft erwägt, und zugleich die fast zur Unabhängigkeit gediehene Stellung der Deutschen Stände, so wie ihren erloschenen Sinn für die Ehre des Gesammtvaterlandes, wird der Verfall der kaiserlichen Regierung unter ihm, in einem Maaße, wie er vorher noch nie zum Vorschein gekommen war, leicht erklärlich. Die Mittel, welche Friedrich durch seine Hausmacht zu Gebote standen, waren äußerst gering. Von den Provinzen, die er beim Antritte seiner königlichen Regierung besaß, Steiermark, Kärnthen und Krain, war Steiermark die beste, und trug doch an baarem Gelde nur siebentau-

send Mark ein. Dazu waren diese Länder der Schauplatz fast unaufhörlicher Kriege und Fehden. Wenn Friedrich in die Reichsstädte kam, ließ er sich frei bewirthen und beschenken, und borgte noch Geldsummen dazu. Im Jahre 1474 hatte er eben einen zu Augsburg gehaltenen Reichstag verlassen, als die dortigen Schmiede einen Aufstand gegen sein zurückgelassenes Gefolge erhoben, und alle kaiserlichen Pferde, Wagen und Geräthe in Beschlag nahmen, wegen einer Schuld von 6736 Gulden, die Friedrich nicht berichtigt hatte. Indeß hatten die Kölner, um ihn zum Kriege gegen den sie heftig bedrängenden Herzog Karl den Kühnen von Burgund zu bewegen, seine Zehrungskosten auf dem Reichstage übernommen, und mußten nun jene Summe in aller Eil zusammenborgen, um nur des Kaisers Leute und Habe frei zu machen. Mehrere Geschichtschreiber haben diese schimpflichen Verlegenheiten nicht der Noth, sondern dem großen Geize Friedrichs zur Last gelegt, und behauptet, er habe sich selbst in großen Gefahren nicht entschließen können, seine Schätze anzugreifen, aber bei dem äußerst unbedeutenden Ertrage seiner Besitzungen möchten diese Schätze schwerlich aus erheblichen baaren Geldsummen bestanden haben.

Die Vormundschaft über seinen Vetter Ladislaus von Ungern, Böhmen und Österreich verwickelte Friedrich in viele verdrießliche Händel. Der junge König war von seiner Mutter Elisabeth nebst der alten Ungrischen Königskrone schon beim Ausbruche der Händel mit dem Polnischen Wladislav nach Österreich gesandt worden. Als Wladislav bei Warna gefallen war, war den Parteikämpfen in Ungern wieder ein weites Feld geöffnet, sogar die Einrichtung einer republikanischen Verfassung kam in Vorschlag, endlich wurde auf einem Reichstage zu Preß-

burg (im Mai 1445) der junge Ladislaus zum König, späterhin Johann von Hunyad, der große Landesvertheidiger, zum Regenten oder Gubernator des Reichs während der Minderjährigkeit des Königs, erwählt. Friedrich sollte nun seinen Mündel sammt der entführten Reichskrone den Ungern überantworten, weigerte sich dessen aber hartnäckig, und sah ruhig zu, als die Ungern deswegen verheerend in Österreich einfielen, bis der Adel des Landes endlich, ohne alle Mitwirkung des unthätigen Fürsten, zu den Waffen griff und die Räuber zum Lande hinausschlug. Erst 1450 wurde der Kriegsstand durch einen förmlichen Vertrag geendet.

Die Böhmische Krone war nach dem Tode Albrechts von den Ständen Friedrichen selbst angetragen, von diesem aber eben so wie die für den Knaben Ladislaus in diesem Lande zu übernehmende Regentschaft, ausgeschlagen worden. Dafür wurden nun während des Letztern Minderjährigkeit zwei Gubernatoren ernannt, Meinhard von Neuhaus als Haupt der Katholischen, und Praczek von Lippa, als Haupt der Utraquisten oder Kelchner, die sich zwar um die Herstellung der Ruhe in dem zerrütteten Reiche einiges Verdienst erwarben, keinesweges aber allen Verwirrungen ein Ende machen konnten. Die begehrte Auslieferung des jungen Königs verweigerte Friedrich den Böhmen eben so wie den Ungern. Als Praczek nach einiger Zeit starb, kam an seine Stelle der tapfere und staatskluge Georg von Podiebrad. Damals war die kelchnerische Partei in Böhmen durch die nicht undeutlich ausgedrückte Absicht der katholischen, ihr die Zugeständnisse der Baseler Kirchenversammlung wieder zu entreißen, aufgeschreckt, und Podiebrad benutzte diese Stimmung seinen Mitverwalter Neuhaus durch eine Überrumpelung Prags

zu stürzen, worauf er als alleiniger Gubernator anerkannt ward.

Ärger ging es in Österreich, dem dritten Erbe des jungen Ladislaus, her. Da Friedrich aus Geiz die entlassenen Söldner nicht bezahlte, traten sie zu großen Banden zusammen, welche das ganze Land ausplünderten. Ein Ritter, Pancraz von Galicz, stiftete im Marchfelde einen förmlichen Räuberstaat, ließ sich den Eid der Treue schwören, vertheilte Lehen und schrieb Steuern aus. Endlich erhob ein anderer Österreichischer Vasall, Ulrich Eyzinger, der sich durch große Gunst König Albrechts aus niedrem Stande zu einem der mächtigsten Herren im Lande emporgeschwungen hatte, eine förmliche Empörung wider Friedrich. Er und seine Partei verlangten, nicht anders wie die Ungern und Böhmen, die Auslieferung ihres Fürsten Ladislaus, und erzwangen sie endlich, indem sie Friedrich in Neustadt förmlich belagerten. Wie im Triumphe ward der junge König nach Wien geführt (1452). Gegen den für Friedrich so schimpflichen Ausgang dieser Empörung schützte ihn der Kaisertitel nicht, den er so eben davon getragen. Denn er war kurz vorher nach Italien gezogen, und am 19. März 1452 vom Papst Nicolaus V. zu Rom gekrönt worden, die letzte Krönung die ein König der Deutschen in dieser Stadt empfing. Dort hatte er sich auch mit der Portugiesischen Königstochter Eleonore vermählt, die ihm, nachdem er durch Gesandte in ihrem Vaterlande um sie hatte werben lassen, zu Siena zugeführt worden war.

Die Hoffnungen dreier Völker hatten sich auf den jungen König Ladislaus gewandt, und schon im achtzehnten Jahre seines Alters ward er ihnen durch einen plötzlichen Tod entrissen (23. Nov. 1457). Sowol die Ungern

als die Böhmen setzten hierauf Männer aus dem einheimischen Adel auf ihre erledigten Throne, die ersteren Matthias Corvinus, einen Sohn Johanns von Hunyad, die letzteren, besonders durch den Einfluß des kelchnerischen Erzbischofs von Prag Rokyczana, Georg Podiebrad. Friedrich war viel zu schwach, um diese Wahlen verhindern zu können, und so wurden dem Hause Österreich zwei Kronen entrissen, die ihm König Albrecht erworben hatte, ihm aber doch zu Theil wurden, ehe ein Jahrhundert verging. Von der Erbschaft des Ladislaus blieb nur noch das einige Jahre vorher von Friedrich zu einem Erzherzogthume erhobene Österreich übrig, aber auch dieses mußte Friedrich, obschon es ihm als Ältesten des Hauses ganz gebührt hätte, mit seinem ihm feindseligen Bruder Albrecht theilen. Auch Erzherzog Siegmund von Tyrol machte als Vetter Ansprüche, und erhielt einen Antheil.

Als die Nachricht von der Eroberung Constantinopels nach Deutschland kam, erregte sie die gerechtesten Besorgnisse. Kaiser Friedrich berief auch sogleich die Fürsten zu einem Reichstage nach Regensburg (1454), wo sein uns schon bekannter Geheimschreiber Äneas Sylvius (denn er selbst pflegte die Reichstage selten persönlich zu besuchen), alle Beredsamkeit aufbot, einen Kreuzzug nach Ungern zu Stande zu bringen. Aber auch die Reichsfürsten waren nach dem bösen vom Kaiser gegebenen Beispiele nur sehr sparsam erschienen, und zuletzt wurde die Sache auf einen andern Reichstag, der nach Frankfurt ausgeschrieben wurde, verschoben. Unterdessen schickte man Gesandte an alle auswärtigen Mächte, um diese zur Mithülfe aufzufordern, allein Niemand traute dem Kaiser, und noch weniger dem Papste. Auf dem Reichstage zu Frankfurt gelang es zwar dem Äneas Sylvius, den Fürsten bestimmtere Verspre-

chungen abzulocken; allein um die Sache ganz aufs Reine zu bringen, verlangten sie doch noch erst Bedenkzeit und einen neuen Reichstag zu Wienerisch Neustadt, auf dem man wieder uneiniger ward, als man je gewesen war (1455). Bald darauf brachte der Tod des Papstes Nicolaus V. in der ganzen Unterhandlung einen Stillstand hervor, und es war ein Glück, daß zunächst die oben erzählte, heldenmüthige Vertheidigung Belgrads durch Capistran und Hunyad erfolgte. Die Hauptursache, warum man so schwierig war, lag in dem allgemeinen Mißtrauen in des Kaisers Einsicht und Entschlossenheit, welches so weit ging, daß die Kurfürsten eigenmächtige Zusammenkünfte hielten, auf denen sie sich über die Wahl eines Römischen Königs besprachen. Zum Glück für Friedrich kam auch diese Sache wegen derselben Langsamkeit und Bedächtlichkeit, die in den Berathungen über den Türkenkrieg herrschte, nicht zu Stande. Indeß war Äneas Sylvius Cardinal geworden, nach dem Tode Calixtus III. ward er (am 27. Aug. 1458 unter dem Namen Pius II.) zum Papst erwählt und bezeigte sich auch als solcher sehr eifrig, eine große Unternehmung gegen die Türken zu Stande zu bringen. Er lud alle Könige und Fürsten von Europa zu einer Versammlung nach Udine oder Mantua ein (1459). Aber Niemand kam, Wenige schickten Gesandte, und Friedrich, dem es nicht gelegen war, seinem ehemaligen Geheimschreiber den Fuß zu küssen, ließ sich mit wichtigen Geschäften entschuldigen. Von denen, welche erschienen, versprach jeder etwas, aber über die Ausführung des ganzen Zuges konnte doch, wegen der Abwesenheit so vieler Hauptpersonen, noch nichts Bestimmtes beschlossen werden.

Bei den Deutschen Fürsten war auch jetzt in der That an keinen Verein zu auswärtigen Unternehmungen

zu denken. Sie hatten unter einander selbst so viele arge Fehden, daß ein jeder zu Hause genug zu thun hatte. Besonders richteten zwei derselben, der Herzog Ludwig von Baiern und der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, in Oberdeutschland große Unruhen an, indem sie wegen der Stadt Donauwerth, auf welche sie beide Ansprüche machten, mit offener Heeresmacht gegen einander zu Felde lagen. Mit dem letztern hatte auch der Erzbischof Diether von Mainz eine Fehde. Desgleichen griffen ihn der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Graf Ulrich von Würtemberg an. Auch das übrige Deutschland war voll von Fehden und Kämpfen *). Als Pius II. 1460 den Cardinal Bessarion (einen gelehrten Griechen, der von der Kirche seines Volkes zur Römischen übergetreten war) nach Nürnberg schickte, wohin er die Fürsten zu einer Versammlung entboten hatte, erschien nicht die Hälfte; und als darauf der Cardinal nach Worms zog, um sich mit den Rheinischen Fürsten noch besonders zu besprechen, sah er, statt der gehoff-

*) In diese Zeit fällt auch ein Bruderkrieg zwischen den Söhnen Friedrichs des Streitbaren von Sachsen, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und seinem Bruder Wilhelm. Daß der Kurfürst dem Ritter Kunz von Kaufungen einige demselben während des Krieges eingeräumte Güter nach geschlossenem Frieden wieder abforderte, wurde Veranlassung des bekannten Sächsischen Prinzenraubes. Denn aus Rachsucht entführte Kunz aus dem Schlosse von Altenburg, in das er zur Nachtzeit durch einen Verräther gelassen wurde (8. Jul. 1455), die beiden Söhne des Kurfürsten, Ernst und Albert, die noch im Knabenalter waren. Albert, mit welchem Kunz nach Böhmen zueilte, wurde im Walde durch einen Köhler gerettet, Ernst von einem der Spießgesellen Kunzens selbst ausgeliefert, der ergriffene Kunz enthauptet. Nach dem Tode Friedrichs des Sanftmüthigen (1464) theilten Ernst und Albert die Länder, und wurden Stifter der beiden noch blühenden Linien des Sächsischen Hauses. Ernst erhielt mit der Kurwürde den Kurkreis und Thüringen, Albert die Meißnischen Länder.

ten Beilegung aller Streitigkeiten, in allen Richtungen den Rauch brennender Städte und Dörfer zum Himmel steigen. Bessarion wartete noch einen dritten Reichstag zu Wien ab, aber auch dahin schickten die Fürsten, obschon sie Pius durch besondere sehr bewegliche Schreiben eingeladen hatte, nur Gesandte, die nach langem Hin- und Herreden ein weitläufiges Gutachten abgaben, daß die früheren Zusagen wegen eines Türkenzuges jetzt schwerlich erfüllt werden könnten, weil die Deutschen Lande durch schwere Kriege, die unterdeß in denselben ergangen, an ihrer Kraft und Macht sehr abgenommen hätten. Mit dem bittersten Schmerze sah Bessarion seine schönste und theuerste Hoffnung getäuscht, und sagte in gerechtem Unmuthe den Gesandten zum Abschiede gerade heraus, ihre Fürsten spielten nur mit der Religion.

Die Deutschen Fürsten aber sahen und beachteten nur das näher Liegende, das elende Regiment des Kaisers, und wiederum trat der Gedanke hervor, sich desselben zu entledigen. Zur Ausführung eines solchen Entwurfs verbanden sich zwei Kurfürsten, die lange Zeit die erbittertesten Feinde gewesen waren, Diether von Mainz und Friedrich von der Pfalz, beide auch persönlich gereizt, dieser vom Kaiser, der ihm die Belehnung verweigerte, jener mit dem Papste entzweit, dem er bei einer Veränderung des Reichsregiments am sichersten trotzen zu können glaubte. Sie warfen ihre Augen auf den König Georg von Böhmen, der dem Erzbischofe vorzüglich geeignet schien, ein gegenpäpstliches Bestreben durchzuführen. Georg ließ sich willig finden, und auch bei einigen Reichsfürsten, selbst bei Friedrichs Bruder Albrecht, fand der Plan Beifall, scheiterte aber an dem Widerwillen anderer dagegen, vorzüglich des Kurfürsten Friedrichs II. von Brandenburg (Friedrichs I.

aus dem Hause Hohenzollern Sohn und Nachfolger), welcher fürchtete, Georg als Kaiser möchte den Rückfall Brandenburgs an Böhmen betreiben. Die Händel Diethers aber mit dem Papste, hauptsächlich wegen der Annaten, für welche Jener nur die Hälfte der von der päpstlichen Kammer geforderten Summe zahlen wollte, dauerten fort, und endeten mit einem vollkommenen Triumphe des Letztern. Pius ließ 1461 eine Bann- und Absetzungsbulle wider Diether ergehen, und bestellte statt seiner den Grafen Adolf von Nassau, Diethers frühern Mitbewerber, zum Erzbischof. Da nun Diether und sein Bundesgenosse, der Pfalzgraf Friedrich, zum Widerstande rüsteten, auch um Adolf sich, den kaiserlichen Aufforderungen zufolge immer mehr Helfer sammelten, mußte Krieg entscheiden. Eine heftige, mit wilden Verheerungen geführte Fehde begann; das Glück schien sich anfangs für Diether zu erklären, denn der Pfalzgraf trug in einem Treffen bei Sackenheim einen Sieg davon, der die Häupter der Verbündeten in seine Hände lieferte, aber eine von den Gegnern ausgeführte Überrumpelung der Stadt Mainz (1462) entschied für Adolf. Die Diethern ergebenen Bürger hatten noch auf den Straßen die tapferste Gegenwehr geleistet, mußten dies aber mit Vertreibung, die Stadt mit Raub und Plünderung und dem Verluste ihrer Reichsfreiheit büßen. Diether ward genöthiget sich des Erzbisthums zu begeben, und hierauf vom Banne befreit. So war dem Papstthum, trotz aller seit länger als einem Jahrhundert auf dasselbe gerichteten Angriffe, durch kluge Benutzung der Umstände, wieder ein Sieg gelungen, durch den es über den ersten Kurhut des Reichs nach Gefallen verfügte.

Um dieselbe Zeit ward der Kaiser in seinen Erblanden

selbst angegriffen. Sein eigner Bruder Albrecht machte ein Bündniß mit dem Könige von Böhmen und dem Herzog Ludwig von Baiern wider ihn. Georg indeß, der den Kaiser nicht völlig sinken lassen wollte, vermittelte bald einen Stillstand zwischen den Brüdern. Desto entrüsteter war Friedrich gegen den Herzog Ludwig von Baiern. Er erklärte ihn des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, und übertrug seine Bestrafung besonders dem Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg *), einem alten Feinde Ludwigs, als seinem und des Reiches Oberfeldherrn. So entbrannte, während die Rheinlande wegen des Zwistes zwischen Diether und Adolf in Flammen standen, ein zweiter verwüstender Krieg. Gegen Albrecht erhoben sich plötzlich auch die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und der König von Böhmen. Ihm beizustehen, forderte dagegen der Kaiser vier und vierzig Reichsstädte, unter andern Augsburg und Ulm, durch Briefe auf. Sie rüsteten sich auch nach besten Kräften, und gingen auf Ludwig von Baiern los. Dieser aber schlug, kurz nachdem sein Rheinischer Bundesgenosse, der Pfalzgraf bei Seckenheim, gesiegt hatte, das Heer des Brandenburgers bei Giengen (19. Jul. 1462) und belagerte Augsburg. Albrecht sammelte indessen seine Völker wieder, und that einen Einfall in Baiern, wo er alle Ortschaften an

---

*) Er war ein Sohn des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, und hatte bei dessen Tode zu seinem Antheile Anspach erhalten. Später bekam er auch Baireuth und nach der Abdankung seines Bruders Friedrich II. (1470) Brandenburg mit der Kurwürde, so daß er alle Besitzungen seines Hauses vereinigte, sie aber bei seinem Tode wieder theilte. Äneas Sylvius schildert ihn als einen der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, und nennt ihn einen wegen seiner mannichfaltigen Gaben bewundernswürdigen und fast göttlichen Mann.

der Donau, von Rain bis Neuburg verwüstete. Ein Stillstand und im folgenden Jahre ein Friede machten endlich dieser Bairisch-Brandenburgischen Fehde ein Ende.

Während dieser Unruhen bedrängte den Kaiser in seinen Österreichischen Erblanden große Noth, erregt durch die Raubsucht des Adels und den Übermuth der Bürger, und genähret durch Friedrichs Geiz und Starrsinn. Ein Schwarm von Söldnern, welche in dem Kriege zwischen ihm und Albrecht gedient hatten, aber nun nicht länger erhalten wurden, machte sich nach gewohnter Weise selbst dadurch bezahlt, daß er wie eine Räuberbande im Österreichischen umherzog, und sogar der Stadt Wien die Lebensmittel abschnitt. Darüber entstand unter den Wienern großes Mißvergnügen. Der große Haufe dieser Stadt, in der Wohlleben und Zügellosigkeit herrschten, wurde von einigen Volksrednern geleitet, die, vom Erzherzog Albrecht gewonnen, der stets neuerungssüchtigen Menge das Glück unter der Herrschaft dieses Fürsten zu stehen mit den lachendsten Farben vormalten. So erhob denn das Volk Empörung, warf die vier angesehensten Magistratspersonen in den Kerker, und verlangte Brot und einen andern Regenten, der die Unordnungen abstellte. Einer jener Volksredner, Namens Wolfgang Holzer, vormals ein Holz- und Pferdehändler, ein kühner, ehrgeiziger Mann, riß das Regiment in der Stadt an sich. Auf die Nachricht von diesem Aufstande raffte Friedrich einen Theil seines Adels aus seinen übrigen Provinzen zusammen, und rückte mit viertausend Mann vor Wien. Die Aufrührer ließen ihn aber gar nicht ein, er mußte drei Tage und drei Nächte vor dem Thore im Lager zubringen. Gewalt zu brauchen war gefährlich, denn drinnen in der Burg befand sich seine Gemahlin und sein einziger Sohn, zwei

allzu kostbare Pfänder. Erst nachdem er sich eine Reihe von Demüthigungen gefallen lassen, und an dem Volke, welches ihm, seinem Herrn, den Eintritt verwehrte, Schmeichelworte verschwendet hatte, ward er aufgenommen und gelangte in seine Burg. Als aber nun dieser seltsame Fürst, der, ohne je Kraft zum Handeln zu zeigen, doch in den Gefahren nie verzagte, und stets bei seinem Sinne blieb, den von den Bürgern eingesetzten Rath nicht bestätigte, und von der Stadt für die Befriedigung der Söldner einen Beitrag forderte: brach die Unzufriedenheit von Neuem aus. Die erbitterten Bürger ergriffen einige der Räthe des Kaisers, warfen sie ins Gefängniß, plünderten ihre Häuser, und belagerten ihn selbst in der Burg. Es wurden Gräben gezogen und Schanzen aufgeworfen, und schon nahm das Beschießen der Burg seinen Anfang. Friedrich, der nur einige hundert Leute um sich hatte, bewies in dieser mißlichen Lage eine rühmliche Standhaftigkeit, und rief mit lauter Stimme den Belagerern zu, er wolle diesen Ort vertheidigen, bis er sein Kirchhof werde; Gott aber lebe noch, der werde ja wol der gerechten Sache beitreten, und einen rechtmäßigen Landesherrn gegen den Trotz frevelhafter Unterthanen zu beschirmen wissen. Die Wiener luden den Erzherzog Albrecht ein, den Oberbefehl gegen seinen Bruder zu übernehmen, und dieser folgte der willkommenen Aufforderung. Der Kaiser aber sandte an die Reichsfürsten um Hülfe, und wirklich eilte König Georg von Böhmen mit einem Heere, vor dem die Wiener erschraken, herbei und vermittelte einen Frieden zwischen dem Kaiser und seinem Bruder (2. Dec. 1462), unter Bedingungen freilich, die nicht viel dazu beitrugen, Friedrichs Ansehn zu erhöhen. Er sollte dem Erzherzog nämlich ganz Österreich unter der Ens gegen

eine jährliche Abgabe von viertausend Goldgulden auf acht Jahre überlassen. Aber die Versöhnung war nicht dauernd, und bald erhoben sich wieder Zwistigkeiten. Friedrich brachte es dahin, daß die Reichsfürsten zu Regensburg seinen Bruder in die Acht erklärten; und dies würde die Losung zu neuen Bruderkriegen geworden seyn, wenn nicht Albrecht zum Glück den 4. December 1463 gestorben wäre. Er hatte während seiner Herrschaft die Wiener aus ihrem Wahne gerissen, daß sie unter ihm goldene Tage erleben würden. Eine Anzahl reicher Bürger vertrieb er unter dem Vorwande einer Verschwörung, und zog ihre Güter ein. Jetzt stellte sich Holzer, der Albrechts Herrschaft herbeigeführt, selbst an die Spitze eines Anschlags, ihn gefangen zu nehmen und dem Kaiser auszuliefern. Der Plan wurde aber vereitelt, Holzer und fünf seiner Genossen zur Viertheilung verurtheilt, und diese grausenvolle Strafe an dem Erstern wirklich vollzogen, unter dem Beifallsgeschrei desselben Pöbels, dessen Führer und Leiter er kurze Zeit vorher gewesen war.

Der Fürst, den wir in diesen Händeln eine so schwankende oder so zweideutige Rolle haben spielen sehen, der erst den Kaiser entthronen wollte, und ihm dann gegen seinen Bruder Hülfe brachte, der König Georg Podiebrad von Böhmen, stürzte sich in seinem eignen Reiche durch eine ähnliche Stellung zwischen zwei Parteien in die bedenklichsten Verwickelungen. Er, der seinen Thron den Kelchnern zu danken hatte, glaubte als König sich auch den Katholischen nähern zu müssen, und verdarb es darüber mit beiden Theilen. Namentlich war die Abneigung der Schlesier und ganz besonders der Breslauer gegen einen Hussitischen Herrscher so groß, daß selbst die ihm günstigen Erklärungen der Päpste Calixtus III. und Pius II.,

die ihn ganz zu gewinnen hofften, diesen Haß nicht zu dämpfen vermochten. Schon war Georg, nach dem Willen und Beispiel des Römischen Stuhls, als König von Böhmen von Kaiser und Fürsten anerkannt, nur die Breslauer fuhren fort, ihn zu verwerfen. Die Vernünftigen in der Stadt waren zwar dem Frieden geneigt, aber sie fürchteten den Pöbel, der die Herrschaft übte, und durch einige den Böhmischen Ketzer von der Kanzel herab verwünschende Prediger geleitet ward. Erst zwei besonderen Legaten, welche Pius 1459 nach Breslau sandte, gelang es und nicht ohne große Mühe, die starrsinnigen Bürger zur Versöhnung mit dem Könige zu bewegen. Aber bald zerfiel Pius selbst mit Georg. Die Gleichgültigkeit desselben für den Türkenkrieg und sein Plan sich auf den Kaiserthron zu schwingen, waren dem Papste so empfindlich, daß er selbst jenen so theuer erkauften Böhmischen Kirchenfrieden wieder zerriß, indem er die Compactaten für nichtig erklärte. Jetzt erst sah Georg die Fehler seiner bisherigen überfeinen Staatskunst ein, und beschloß sich ganz an die Kelchner zu halten. Es kam so weit, daß er einen päpstlichen Legaten, der ihm auf öffentlichem Landtage vorwarf, wie er dem heiligen Stuhle die schönsten Versprechungen gethan, sie aber treulos gebrochen habe, verhaften ließ (1462). Von nun an war Pius sein unversöhnlicher Feind. Er ließ einen förmlichen Bannproceß wider ihn eröffnen, verfolgte indeß diese Angelegenheit nicht so ausschließlich, daß er darüber den großen Zweck seines Lebens, die Bekämpfung der Türken, aus den Augen verloren hätte. Vielmehr wollte der unternehmende Greis sich jetzt selbst an die Spitze eines Kriegszuges stellen, in der Hoffnung, daß die Fürsten und Völker Europa's von Scham ergriffen, sich dann alle um sein

Panier versammeln würden. Diese Hoffnung ging zwar nicht in Erfüllung, er aber, obschon von Gicht und Fieber geplagt, machte sich auf den Weg nach Ancona, um sich dort auf eine Venetianische Flotte zu begeben. Die Flotte erschien, aber nun erlag der priesterliche Greis der Krankheit und dem tiefen Kummer über die Schmach und Gefahr der Christenheit, er starb (15. Aug. 1464), nachdem er sich noch ans Ufer hatte tragen lassen, um die Schiffe mit eignen Augen zu sehen. Er war einer der ersten Männer seiner Zeit, der dem sinkenden Papstthume durch Tugenden wieder Ansehn verschaffte, aber doch erfahren mußte, daß es den erschlafften Zeitgeist nicht mehr zu großen und würdigen Thaten wecken konnte. Ihm selbst als Papst schien es der größte Flecken in seinem Leben, daß er früher den Grundsätzen der Baseler Synode angehangen, und er hielt für nöthig in einer besondern Bulle einen feierlichen Widerruf jener Meinungen in die Welt zu schicken.

Viel heftiger setzte sein Nachfolger Paul II. den Kampf wider den König von Böhmen fort. Er entsetzte ihn förmlich des Thrones, entband seine Unterthanen vom Eide der Treue, und reizte Ungern und Deutsche zum Kriege wider ihn. Böhmen ward von Neuem der Schauplatz von Verwüstungen und Gräueln, die Katholischen im Lande erhoben wider den König die Waffen, und wählten Matthias von Ungern, der seinen Schwiegervater und Wohlthäter Georg mit Krieg überzogen hatte, 1469 zum König. Von einem großen Theile seiner Unterthanen verlassen, fuhr Georg dennoch fort, seine Krone zu vertheidigen, bis Verdruß und Kummer ihn ins Grab stürzten (1471). Wiederum entging der Böhmische Thron dem Kaiser, denn die Böhmen setzten einen Sohn des Königs Kasimir von Polen, Wladislav, darauf, und er

konnte sich höchstens damit trösten, daß er dem ihm besonders verhaßten Matthias von Ungern nicht zu Theil geworden war.

Im Deutschen Reiche war indeß der Türkenkrieg wieder in Anregung gekommen, aber die Verhandlungen darüber hatten keinen bessern Fortgang als sonst. Ein Reichstag zu Ulm 1466, ein anderer zu Nördlingen, ein dritter zu Nürnberg — endigten gerade so unverrichteter Sache, als sie angefangen hatten. Im folgenden Jahre schrieb der Kaiser abermals zwei, zu Nürnberg und zu Regensburg, und eben so vergeblich, aus. Die nächsten Jahre waren wegen des Böhmischen Krieges voller Unruhe, worüber man die Türken eine Zeitlang vergaß, bis diese 1469 sich durch einen Einfall in Krain selbst in Erinnerung brachten. Sie mußten zwar die Belagerung der von ihren tapferen Bürgern rühmlich vertheidigten Stadt Mödling wieder aufheben, hatten aber die Landschaft gräulich verheert, viele Flecken und Dörfer in Asche gelegt, an sechstausend Menschen erschlagen, und gegen neuntausend Gefangene mit fortgeschleppt. In dieser Noth berief der Kaiser eine Versammlung nach Wien, aber wenige Fürsten erschienen. Auf einer zweiten zu Nürnberg 1470 ward auch nichts ausgerichtet. Nun endlich entschloß sich Friedrich, einer solchen Versammlung persönlich beizuwohnen, und lud die Fürsten nach Regensburg ein (1471). Da erschienen denn wirklich ihrer mehr als gewöhnlich, und selbst Burgundische, Venetianische und Dänische Gesandte stellten sich ein. Die päpstlichen Legaten hatten der Eröffnung des Reichstages schon mit Ungeduld geharrt. Man sprach viel von der Größe der Türkengefahr. Es ward auch eine Hülfe für des Kaisers Erbländer bewilligt, doch ohne daß man über die Vertheilung derselben

auf alle Städte und Fürsten einig werden konnte. Der Kaiser verlegte hierauf wegen einreißenden Mangels an Lebensmitteln den Reichstag von Regensburg nach Nürnberg; aber weder hier noch dort konnte er die Abgeordneten zu kräftigen Entschlüssen vermögen. Ein abermaliger Reichstag zu Augsburg (1473), wo dieses klägliche Spiel wiederholt ward, fruchtete auch nichts, und besonders die Städteabgeordneten versicherten, daß man in so schweren Zeitläuften das kaiserliche Ansinnen nothwendig ablehnen müsse. Und doch war von den Reichsstädten nichts verlangt worden, als tausend Reiter zu stellen und während des Feldzuges zu unterhalten.

Von Augsburg begab sich Friedrich III. nach Trier, um eine wichtige Zusammenkunft mit dem berühmten Herzog von Burgund, Karl dem Kühnen, zu halten. Von diesen Verhältnissen und ihren zuletzt für das Wachsthum der Österreichischen Macht sehr bedeutenden Folgen wird in einem der folgenden Abschnitte im Zusammenhange die Rede seyn. Auf seiner Rückreise nach Österreich hielt der Kaiser noch einen Reichstag in Augsburg (1474), auf dem der 1471 errichtete Landfriede auf sechs Jahre verlängert wurde. Auch der Türkenkrieg kam wieder in Anregung. Von den vormals bestimmten vierzigtausend Mann war man allmählig auf viertausend heruntergegangen, aber auch diese konnten wegen der hartnäckigen Weigerung der Städte, ihren Theil daran zu tragen, nicht aufgebracht werden. Darüber ließ man die Türken ihre Gräuel, Mord und Brand, Wegschleppen von Tausenden in die Gefangenschaft, Aufspießen der Kinder an die Zaunpfähle, in den Österreichischen Grenzländern fast alljährlich wiederholen. Auf diesem Reichstage machte Friedrich auch seinem alten Hasse gegen den Pfalzgrafen Friedrich den

Siegreichen Luft. Dieser hatte zwanzig Jahre vorher, obschon eigentlich nur Vormund seines minderjährigen Neffen Philipp, mit Einwilligung der Landstände, die wirkliche Regierung und Kurwürde übernommen, jedoch unter der Bedingung, sich nie standesmäßig zu vermählen, damit Philipp ihm unbestritten folgen könne. Er wurde auch nach und nach von den meisten Reichsständen anerkannt, aber nicht von dem Kaiser, der auch, nach seiner hartnäckigen und doch stets kraftlosen Handlungsweise, bei dieser Weigerung beharrte. Wie der Pfalzgraf eben darum mit Diether von Mainz zur Entthronung Friedrichs zusammengetreten war, ist oben erzählt. Jetzt nahm dieser den alten Handel wieder vor, und erklärte den Pfalzgrafen feierlichst in des Reiches Acht und Oberacht, ohne dadurch etwas anderes zu bewirken als daß die klägliche Ohnmacht seiner Reichsregierung an einem neuen Beispiele kund ward, denn Kurfürst Friedrich lachte des von keiner That unterstützten Ausspruchs und regierte ruhig bis an seinen Tod.

---

49. Friedrich und Matthias Corvinus.

Kläglicher noch und trauriger war die Rolle, welche Friedrich dem berühmten Ungernkönige Matthias Corvinus gegenüber spielte. Als dieser am 24. Januar 1458 zum König von Ungern gewählt ward, war er noch nicht funfzehn Jahre alt, und saß im Gefängnisse zu Prag, wohin er, wegen eines von den Anhängern seines Hauses an dem Grafen Ulrich von Cilley begangenen Mordes gebracht worden war; aber Georg Podiebrad entließ ihn

seines eigenen Vortheils wegen, verlobte ihn mit seiner Tochter, und verband sich auf das engste mit ihm. Damit waren indeß in einem von Factionen so zerrissenen Lande wie Ungern noch lange nicht alle Schwierigkeiten besiegt. Aber so jung Matthias auch war, zeigte er sich ihnen dennoch gewachsen. Mit einer edlen Gestalt und einem zur Ertragung aller Beschwerden geschickten und geübten Körper verband er kriegerischen Muth, eindringenden Verstand und unternehmenden Geist. Seine Erziehung war viel sorgfältiger gewesen, als sie damals die jungen Ungern von Stande erhielten. Er lernte die alten Classiker kennen und schätzen, und sich in der Lateinischen Sprache mit Fertigkeit ausdrücken. Von einem heftigen Ehrgeize gespornt, liebte er es, sich in weitaussehende Entwürfe einzulassen, und bediente sich zur Ausführung derselben eben so gern schlauer Kunstgriffe als gewaltsamer Mittel. Gleich im Anfang seiner Regierung wählte eine mit ihm unzufriedene Partei den Kaiser Friedrich zum Gegenkönig; Matthias wußte aber die aufgebrachten Großen zu versöhnen, und die Umstände so geschickt zu benutzen, daß der Kaiser der Krone entsagen, und sich mit der Aussicht auf dieselbe für den Fall begnügen mußte, daß Matthias kinderlos sterben sollte. Die Türken hielt er in Schranken, und zeigte in den Kämpfen mit ihnen sein großes Kriegstalent. Da die Ungerischen Heere fast nur aus Reiterei bestanden, so errichtete er zugleich in der Absicht, sich ein bereites Werkzeug zur Erhöhung seiner Eigenmacht zu schaffen, ein beständiges Fußvolk, die schwarze Garde genannt, gewöhnlich sechstausend Mann stark. Er befehligte diese Leute selbst; sie gaben und nahmen keinen Pardon, und wenn es dem Könige zuweilen an Mitteln sie zu besolden fehlte, so erlaubte er ihnen

wol Ausschweifungen und eigenmächtiges Zugreifen. Einst, wo er in demselben Fall war, spielte er eine Nacht hindurch mit seinen Officieren, und gewann ihnen zehntausend Ducaten ab, mit welchen er die Soldaten bezahlte.

Als der ehrgeizige Matthias der Aufforderung Pauls II. seinen ehemaligen Wohlthäter Georg Podiebrad zu bekriegen, Folge leistete, gewann er dabei Mähren, Schlesien und die Lausitz. Nach Georgs Tode suchte er seine Ansprüche auf ganz Böhmen durchzufechten, verglich sich aber dann mit Wladislav dahin, daß jeder behielt, was er inne hatte. Noch ehe diese Versöhnung erfolgt war, hatte der Kaiser, seinem alten Hasse gegen Matthias Raum gebend, Wladislav mit der Böhmischen Krone und Kur belehnt (1477). Matthias ergrimmte, und rächte sich durch einen Einfall in Österreich, bei welchem sich ihm an siebzig feste Städte und Schlösser ergaben. Für diesmal wurde der Streit noch durch Vermittelung des Papstes beigelegt, als aber Friedrich bald darauf einen Feind des Matthias, den aus Ungern entwichenen Erzbischof von Gran, in das Erzbisthum Salzburg mit gewaltsamer Verdrängung des rechtmäßigen Inhabers einsetzen wollte, brach der Krieg von Neuem aus, und das wehrlose Österreich wurde der Schauplatz der landverderblichsten Plünderungen. Die fremden Söldner schienen sich in ihren Freveln die Türken zum Muster genommen zu haben. Friedrich versäumte die beste Zeit, sich an die Spitze seines Adels zu stellen, und die Feinde hinauszuschlagen, und so fiel endlich auch Wien in ihre Hände (1485). Unerschüttert und in der festen Meinung, daß selbst die Verbannung den Glanz seiner höchsten Majestät nicht trüben könne, verließ Friedrich seine Erblande, und zog von einer Reichsstadt zur andern. Er hielt einen Reichstag

zu Frankfurt (1486), und setzte die Wahl und Krönung seines Sohnes Maximilian zum Römischen König durch. Man übergab hier den Vorschlag eines neuen feststehenden und von der kaiserlichen Machtvollkommenheit unabhängigen Kammergerichts, um das Faustrecht und die inneren Kriege für immer abzuschaffen. Bei Friedrichs Lebzeiten kam diese wichtige Angelegenheit indeß noch nicht zu Stande, man begnügte sich diesmal noch mit der abermaligen Verkündigung eines Landfriedens auf zehn Jahre. Zwei Jahre nachher traten auf des Kaisers Anmahnungen die Schwäbischen Stände zur Haltung und Bewahrung dieses Landfriedens in einen besondern Bund zusammen, welcher in kurzem eine eigene Kriegsmacht aufstellte, durch die dem Rauben und Plündern in diesem Theile Deutschlands mächtiger Einhalt gethan ward. Friedrichs Absicht war dabei vorzüglich die gewesen, dem drohenden Umsichgreifen des Bairischen Hauses eine Hemmung entgegenzusetzen, die bald noch durch eine in Baiern selbst entstandene Adelsgesellschaft, Löwlerbund genannt, vermehrt ward. Als aber Herzog Albrecht von Baiern den Kaiser durch die Herausgabe Regensburgs, welches er an sich gerissen, zufrieden gestellt hatte, wurde der Löwlerbund wieder aufgelös't.

Auf dem Reichstage zu Frankfurt, wo Maximilians Wahl zu Stande kam, war man zwar eins geworden, dem Kaiser zum Kriege gegen Ungern eine Geldhülfe von etwa sieben mal hundert tausend Gulden zu bewilligen, am Ende aber war doch nur der gewöhnliche Beschluß gefaßt worden, auf einem künftig zu haltenden Reichstage Alles vollends in Richtigkeit zu bringen. So zerrannen selbst die spärlichen Bewilligungen, zu denen man sich nach endlosen Berathungen verstand, zuletzt in

neuen Schwierigkeiten, Ausflüchten, Aufschüben und kleinlichem Markten und Dingen fast gänzlich; den Botschaftern der Stände aber, und vorzüglich den rechtsgelehrten Räthen der Fürsten erschien jeder dieser fruchtlosen Ausgänge, der die Ehre, ja die Sicherheit und den Bestand des Reiches den Türken und Ungern Preis gab, noch als ein Triumph, den ihre Klugheit und Rechtskunde davon getragen *). Auf einem neuen Reichstag zu Nürnberg (1487) kam Friedrich auf den Gedanken, jeden Fürsten und Städteboten einzeln zu fragen, ob er ihm helfen wolle oder nicht. Auf diese Weise wurden ihm endlich von jedem Kurfürsten 3000 Gulden, von jeder der Städte Köln, Straßburg, Ulm und Nürnberg 2000, von Augsburg 1676, von Frankfurt 1600 Gulden bewilligt. Das war die große Hülfe, um ein Heer aufzubringen und auszurüsten, das den mächtigen König von Ungern aus Österreich jagen sollte. Indeß wurden doch nun einige Werbungen angestellt, und Friedrich ernannte seinen Schwestersohn, den tapfern und kriegskundigen Herzog Albrecht von Sachsen, der ihm schon sonst wichtige Dienste geleistet, zu seinem Feldhauptmann. Dieser mit seinen höchst geringen Kräften, mußte froh seyn, von Matthias einen Stillstand zu erhalten (1487), wonach der eroberte Theil von Österreich bis zu völliger Entschädigung für alle Forderungen und Kriegskosten den Ungern blieb. Eine solche Entschädigung herbeizuschaffen war aber für Friedrich eine unlösbare Aufgabe; zum Glück eröffnete ihm Matthias Tod (zu Wien 5. April 1490) die Aussicht, auf bessere Weise wieder in den Besitz des Verlorenen zu kommen.

*) K. A. Menzel Geschichten der Deutschen. Bd. VIII. S. 129.

Der Ruhm siegreicher Kriege und Eroberungen war nicht der einzige, in welchem Matthias Regierung glänzte. Er war Kenner, Freund und Beschützer der Wissenschaften, und stiftete (oder erneuerte) 1465 zu Ofen eine Universität, und an demselben Orte mit außerordentlichen Kosten eine Bibliothek, die an Zahl und Seltenheit der Handschriften wenige oder keine ihres gleichen hatte. Denn er besoldete nicht nur viele Schreiber, unter andern viere zu Florenz, welche Griechische und Römische Classiker für ihn abschreiben mußten, sondern kaufte auch viele Handschriften aus den Überbleibseln der Bibliotheken in dem nun von den Türken verheerten Griechenland. Aus allen diesen Anstalten strahlt indeß mehr die Ruhmsucht eines geistvollen Fürsten, als wahre Sorge für das Wohl des Staats hervor. Um dieses Bestreben redlich zu verfolgen, war Matthias zu selbstsüchtig. Wie so manche Fürsten jener Zeit, trachtete er vor allem andern nach unumschränkter Herrschaft, regierte willkührlich und übermüthig, und vergeudete in prächtigen Hoffesten, was durch harten Steuerdruck zusammengebracht war.

Nach seinem Tode begann wieder eine Bewerbung verschiedener Fürsten um die Ungerische Krone, in welcher Wladislav von Böhmen den Sieg davon trug. Indeß eroberte der Römische König Maximilian Österreich wieder, und fiel in Ungern ein, um die Österreichischen durch viele Verträge begründeten Ansprüche auf dieses Reich geltend zu machen. Doch vertrug er sich bald (1491) mit Wladislav auf die Bedingung, daß er ihn als König von Ungern anerkannte, im Fall aber daß derselbe ohne männliche Erben stürbe, das Königreich ihm zufalle.

Zwei Jahre nachher (19. Aug. 1493) starb endlich auch Friedrich in hohem Alter, als eben das Deutsche Reich

ein wenig beruhigt worden war, und die Fürsten den Vorschlägen der Rechtsgelehrten, ein allgemeines Reichskammergericht einzusetzen, immer mehr Gehör gaben. Die besseren Fürsten richteten nun auch ihr Augenmerk auf den Wohlstand und die innere Verwaltung ihrer Staaten. Ungemein viel thaten besonders die Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und Brandenburg für die Beförderung des Ackerbaues, des Handels und des Gewerbs- und Kunstfleißes in ihren Provinzen; und diese nahmen sich sichtbar auf, und zeichneten sich bald vor anderen durch Wohlstand und rechtliche Ordnung aus.

---

50. Ludwigs XI. von Frankreich Regierungsanfang.

(1461 — 1463.)

Nicht minder als Matthias Corvinus ragt ein anderer Zeitgenosse Friedrichs III. an Geisteskraft und kluger Durchführung wohl ersonnener Herrscherpläne über ihn hervor, Ludwig XI. von Frankreich. Dieser merkwürdige Fürst entwickelte und bewährte als König die Gemüthsart, die er schon als Dauphin gezeigt hatte (oben Abschn. 45). Er war voll von feinem Verstande, fester Willenskraft und nie ruhender Thätigkeit, zugleich aber im höchsten Grade selbstsüchtig, feige, grausam, verrätherisch und gewissenlos, wenn es darauf ankam, durch eine pflichtwidrige Handlung zum Zwecke zu gelangen. Dennoch sind sehr verschiedene Urtheile über ihn gefällt worden, und ein großer Geschichtschreiber*) hat ein Bild von ihm entworfen, in welchem er nur als ein trefflicher König erscheint.

---

*) Joh. v. Müller Gesch. Schweiz. Eidgen. Th. IV. S. 618.

Allerdings hat Ludwig viel gethan, er hat die Macht der Vasallen so gebrochen und die königliche Gewalt so befestigt *), daß spätere Herrscher auf diese Grundlage das unumschränkte Königthum gründen konnten. Doch die Geschichte darf über der politischen Würdigung der Thaten, von denen sie zu berichten hat, der sittlichen nicht vergessen, und sich mit Abscheu von dem Menschen wegwenden, wenn sie der Einsicht und Thatkraft des Staatsmanns Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber auch davon abgesehen, können die Staatsweisheit und der kluge Despotismus Ludwigs kein unbedingtes Lob in Anspruch nehmen; ja man möchte ihn, der die ständischen Verhältnisse, statt sie klug zu ordnen und Anmaßungen zu zügeln, gewaltsam zurückdrängte, als Denjenigen betrachten, der die ersten Keime zu jener furchtbaren Umwälzung ausstreute, welche drei Jahrhunderte nach ihm Frankreich und ganz Europa erschütterte.

Um Menschen zu gewinnen, die ihm besonders nützen oder schaden konnten, sparte Ludwig keine Mühe; besonders waren ihm die geringeren Stände lieb; die Großen, die ihn entbehren konnten, haßte er **). Der Oberprofoß Tristan l'Hermite, den er seinen Gevatter nannte, war einer seiner vertrautesten Diener, das stets bereite Werkzeug der geheimen Hinrichtungen, die ihm sein Herr auftrug. Der gemeinen Gesellschaft, die er besonders liebte, angemessen war auch seine Lebensweise und sein Äußeres, das von schmuziger Nachlässigkeit zeugte. Er trug ein Wamms von grobem Tuche und einen alten Hut von gemeiner Form, an welchem ein bleiernes Heiligen-

*) Louis XI., sagte man in Frankreich, a mis les rois hors de page. Duclos, Hist. de Louis XI. T. II. p. 423.

**) Commines. L. I. Ch. 10.

bildchen hing, und in diesem bäurischen Aufzuge hielt er sogar seine Zusammenkünfte mit fremden Königen, denen er dadurch zum Gespött wurde. Bei seiner Gemüthsart und Handlungsweise mußte ihm wahre Religion fremd seyn *), aber geheime Furcht vor einer höhern Macht und Aberglaube, die in Gemüthern seiner Art oft so wirksam sind, brachten ihn dazu, die äußeren Gebräuche sorgfältig zu beobachten, die Kirchen reichlich zu beschenken, und der Mutter Gottes und den Heiligen alle Ehre zu erweisen.

Die Lebhaftigkeit seines Geistes gab Allem, was er that und sagte, etwas Anziehendes, und es sind viele witzige und kluge Antworten von ihm aufbehalten worden. Als ein Advocat, der durch schändliche Gaunereien ein großes Vermögen erwuchert, und dafür zuletzt ein prächtiges Hospital erbaut hatte, einmal in Ludwigs Gegenwart deshalb sehr gelobt wurde, sagte dieser: „Ich finde, er hat nur seine Pflicht gethan, denn was war billiger, als daß er den vielen Armen, die er bei seinem Leben gemacht hatte, nach seinem Tode freie Wohnung gab?" — Auf die Frage, wie viel ihm Frankreich einbringe, antwortete er: „Es ist eine Wiese, die ich alle Jahre abmähe, so kurz oder so lang, als ich will." Und wie er selbst Witz besaß, so liebte er auch witzige Antworten an Anderen, und belohnte sie bisweilen durch Bewilligungen, die sonst seiner Natur sehr fern lagen **).

---

*) Als er einmal in der Kirche für das Heil des Leibes und der Seele bitten hörte, sagte er: „Heißt das nicht unverschämt gegen Gott seyn, so viel auf einmal von ihm zu verlangen? Eins nach dem Andern. Man lasse das Wohl der Seele weg, und bitte nur um die Gesundheit des Leibes."

**) So z. B. sagte ein Abt de Baignes, dem der König seine

Ludwig war acht und dreißig Jahre alt, als sein Vater starb. Er überließ den Parisern die Beerdigung, und eilte vom Hofe des Herzogs von Burgund, wo er sich, wie wir wissen, damals aufhielt, sogleich nach Rheims, um sich krönen zu lassen. Der Herzog Philipp, jetzt schon ein bejahrter Mann, begleitete ihn mit einem glänzenden Gefolge, und alle Herren vom höchsten Adel aus Paris kamen ihm glückwünschend entgegen. Der neue König, dem Herablassung und Freundlichkeit eben so gut zu Gebote standen, als Härte und Ernst, behandelte Alle mit großer Höflichkeit, besonders seinen Wohlthäter Philipp; er zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus, und ließ sich sogar, um dem Volke ein Schauspiel zu geben, von ihm zum Ritter schlagen. Sein Einzug in Paris übertraf an Pracht Alles, was man bis dahin gesehen hatte.

Gleich die ersten Tage wurden mit Reformen des Hofes zugebracht. Alle Räthe des vorigen Königs wurden abgesetzt, viele von Jenem Verwiesene zurückgerufen, und Verurtheilte begnadigt. An die Stelle der verabschiedeten Räthe kamen meist solche, die Alles ihm schuldig waren. Den Städten, welche von dem neuen Regenten Verminderung der Auflagen erwartet hatten, zeigte er sogleich, wie trüglich diese Hoffnungen gewesen. So

Abtei nehmen wollte, zu ihm: „Sire, ich habe vierzig Jahre zugebracht, ehe ich die beiden ersten Buchstaben A B (Abbé) sprechen lernte; ich dächte also, Sie ließen mir zu dem C D (céder) eben so viele Zeit.“ Ludwig nahm lachend den Befehl zurück. — Ein Anderer, dem er seine Bitte um ein Amt abgeschlagen, bedankte sich recht treuherzig. Der König glaubte, Jener habe ihn nicht recht verstanden, und sagte ihm daher, er habe gar nicht Ursach zu danken. „O ja, Sire, erwiederte der Mann; Gnade genug, daß Sie mir gleich auf's erste Mal Bescheid geben, und mich nicht wochenlang durch Zaudern hier in der theuren Residenz aufhalten.“ Diese Antwort verschaffte ihm die gewünschte Stelle.

hatte er den Einwohnern von Rheims bei der Krönung wirklich Versprechungen gemacht, denen seine Steuereinnehmer völlig zuwider handelten. Die Bürger hielten sich an Diese, erschlugen einige derselben in einem Auflauf und verbrannten ihre Rechnungen. Sogleich schickte der König Truppen gegen sie. Die erschrockenen Bürger stellten dem Anführer derselben vor, sie könnten nicht glauben, daß der König die Erhebung der Steuern wider sein gegebenes Wort befohlen haben sollte. Ohne ihnen darauf zu antworten, wurden die Urheber des Tumults zur Untersuchung gezogen, sechs derselben enthauptet, einer geviertheilt, und die übrigen des Landes verwiesen. In anderen Städten wurden die durch die Last der Steuern verursachten Empörungen durch ähnliche Mittel gedämpft.

Sein Hauptaugenmerk richtete Ludwig von Anfang an auf die beiden mächtigen Herzoge von Bretagne und von Burgund. Da er aber vor der Hand noch zu schwach war, um etwas Auffallendes gegen sie unternehmen zu dürfen, so fing er nur an, ganz von weitem seine Minen zu graben. Unter dem Vorwande einer Wallfahrt zu einem in Bretagne sehr besuchten Marienbilde, machte er eine Reise in das Land des Erstern, auf welcher er sich die Gelegenheit sorgfältig absah; und da er wußte, daß die Lütticher die eifrigsten Feinde des Hauses Burgund waren, so machte er in größter Stille ein Bündniß mit ihnen. Um aber noch keinen Argwohn zu erwecken, gab er sowol dem Herzog Franz von Bretagne, als dem Erben von Burgund, Karl Grafen von Charolois, einträgliche Statthalterschaften.

Eine zweite Reise (1463) hatte einen nicht minder schlauen Endzweck. König Johann II. von Aragonien

besaß noch ein Gebiet diesseits der Pyrenäen, aus welchem Ludwig ihn gern hinausgeschafft hätte. Jetzt ereignete sich dazu eine gute Gelegenheit. Johann brauchte Geld, und Ludwig war sogleich bereit, ihm 350,000 goldene Schildthaler vorzuschießen, wenn er ihm dafür die in Frankreich liegenden Herrschaften Roussillon und Cerdagne mit den Städten Perpignan und Collioure verpfänden wollte. Zur Beendigung dieses Geschäfts ward eine Zusammenkunft beider Könige dienlich erachtet, die nach damaliger Französischer Sitte auf einer Brücke und hinter Gittern gehalten wurde. Ludwig kam von dieser Reise sehr vergnügt zurück, denn er sah wol ein, daß der König von Aragonien schwerlich jemals im Stande seyn würde, seine Herrschaften wieder einzulösen. Er schickte auch sogleich den Herzog von Nemours hin, sie zu besetzen. Dagegen lösete er mit einer andern Geldsumme, die er klüglich gesammelt hatte, die von seinem Vater im Frieden von Arras dem Herzoge Philipp verpfändeten Städte an der Somme ein, welche die Grenze der Niederlande von der Picardie aus deckten. Philipp konnte freilich gegen die Einlösung nichts einwenden, aber unerwartet kam es ihm doch, und sein heftiger Sohn, Karl von Charolois, faßte schon damals den bittersten Haß gegen den listig heranschleichenden Nachbar.

Eine gute innere Einrichtung Ludwigs aus dem Anfange seiner Regierung war die, daß er den südlichen Provinzen des Reichs ein eigenes Parlament gab, dessen Sitz zu Bordeaux seyn sollte (1462).

51. Die Ligue fürs Gemeinwohl und Ludwigs Triumph.

(1465 — 1468.)

Es war ein Hauptbestreben Ludwigs, die Denkungsart und persönlichen Verhältnisse aller bedeutenden Männer in seinem Reiche und in auswärtigen Ländern zu erforschen, und so wußte er denn sehr genau, daß der Herzog Franz II. von Bretagne kein gefährlicher Gegner war. Es war ein äußerst schwacher, von Günstlingen und Weibern beherrschter Fürst, der, wenn man nur ein wenig ernstlich gegen ihn auftrat, sogleich die Fassung verlor. Damit beschloß nun Ludwig einen Versuch zu machen. Er hatte im Stillen Geld und Geschütz in Menge gesammelt, und als Alles zum Angriff fertig war, sandte er seinen Kanzler an ihn, um ihm im Namen des Königs, seines Landesherrn, zu untersagen, sich von Gottes Gnaden *) zu nennen, goldene Münzen schlagen zu lassen, außerordentliche Steuern zu erheben, und seine Vasallen zum Dienste gegen Jedermann zu verpflichten. Der Herzog gerieth über diese Aufforderung in nicht geringe Unruhe, und bat sich drei Monate Zeit aus, um sich mit seinen Ständen darüber zu berathen.

Aber nicht bloß seinen Ständen, sondern allen übrigen hohen Kronvasallen theilte er diese Angelegenheit mit, denn er konnte zuversichtlich auf allgemeine Theilnahme rechnen, indem des Königs Absichten alle zugleich bedroheten. Franz stellte ihnen vor, wie seine Unterjochung den Sturz aller übrigen zur Folge haben würde, und

*) Das durften nur die thun, welche in keinem Vasallenverhältniß standen.

wie nöthig es daher sey, daß sie Alle für Einen ständen, und dem Despotismus dieses ränkesüchtigen Königs mit Gewalt Schranken setzten. Es gelang ihm in der That, sämmtliche hohe Kronvasallen in einen Verein zusammen zu bringen, der den Namen der Ligue für das Gemeinwohl führte.

Ludwig erhielt durch seine Spione von allen diesen Unterhandlungen Nachricht. Er fürchtete keinen unter den Verbündeten so sehr, als Karl von Burgund, der bei der Altersschwäche seines Vaters schon vollkommen als regierender Herzog betrachtet werden konnte, und nicht nur ein feuriger und unternehmender, sondern auch ein reicher und mächtiger Fürst war. Sich dieser Furcht zu entledigen, suchte er ihn und seinen Vater listiger Weise aufzuheben, aber die Anschläge wurden entdeckt und vereitelt.

Im Jahre 1465 brach endlich der offene Krieg der hohen Vasallen gegen den König aus. Es waren der Herzog von Bretagne, der Graf von Charolois, der Herzog von Berry Ludwigs Bruder, der Herzog von Bourbon Ludwigs Schwager, der Herzog von Alençon, der Graf von Armagnac und mehrere Andere. Auch Johann von Anjou, Herzog von Lothringen, ein Sohn des Titularkönigs Renatus von Neapel, trat dem Bunde bei, obschon er nicht Ludwigs Vasall war. Von allen Seiten her brachen sie auf, und wären sie vereinigt gewesen, sie hätten dem Könige gefährlich werden können; allein es fehlte dieser Verbindung, wie es so häufig zu geschehen pflegt, an einträchtigem Handeln. Ludwig, der längst mit einem wohlgerüsteten Heere bereit stand, ging zuerst auf seinen Schwager Bourbon los, einen gutmüthigen, ruheliebenden Mann, der wirklich nur um des

gemeinen Besten willen dem Bunde beigetreten war, und froh war, als seine Gemahlin einen Vergleich vermitteln wollte, noch froher aber, als Ludwig mit seinem Heere zurückeilte, um den Grafen von Charolois von Paris abzuhalten. Dieser ging ihm entgegen, und es kam bei Montlheri (16. Jul. 1465) zu einer Schlacht, in welcher nichts entschieden wurde. Karl konnte sich indeß den Sieg zuschreiben, da er die Nacht über auf dem Schlachtfelde blieb. Ludwig begab sich nach Paris. Er sah wohl ein, wie nöthig ihm in diesen entscheidenden Tagen die Treue seiner Hauptstadt sey, da die Feinde ihr sehr nahe waren, und zeigte sich daher unerschöpflich in Gnadenbezeigungen gegen die Bürger. Karl von Charolois vereinigte sich unterdeß mit den Herzogen von Bretagne und Berry. Auch die Übrigen erschienen jetzt im Felde, und führten ihre Schaaren auf die Hauptstadt los; Bourbon, der seinen Vergleich wieder gebrochen hatte, Lothringen, Armagnac und Nemours. Kaum konnte Isle de France die ungeheure Menschenmenge fassen. Es waren allein an hunderttausend Pferde bei den verschiedenen Heeren. Ludwig hütete sich in seiner trefflich verwahrten und mit Lebensmitteln versorgten Hauptstadt wohl, den hungernden Feinden ein Treffen anzubieten. Bald darauf ward der gefährlichste derselben, der Graf von Charolois, nach den Niederlanden abgerufen, da die Lütticher auf Ludwigs Anstiften einen verheerenden Einfall in Brabant gethan hatten. Die übrigen fingen an zu unterhandeln, und fanden den König so geschmeidig, daß das Friedensgeschäft sehr leicht von Statten ging. Ludwig bewilligte einem Jeden, was er verlangte, Burgund die Rückgabe der Städte an der Somme, seinem Bruder (dem Herzog von Berry) die Normandie u. s. w. Auch versprach

er, einen Ausschuß zu ernennen, der sich mit der Abstellung sämmtlicher Beschwerden, und mit einer Generalreform der ganzen Regierung ernstlich beschäftigen sollte. Mit dem Grafen von Charolois ward der Friede am 5. October zu Conflans, mit den übrigen Fürsten am 29. zu St. Maur geschlossen.

Aber schon im nächsten Jahre benutzte Ludwig einen Zwist der Herzoge von Berry und Bretagne, um dem Erstern die Normandie wieder zu entreißen. Auch seinen Schwager, den Herzog von Bourbon, entzog er den Verbündeten, indem er ihn durch Liebkosungen und durch eine Heirathsstiftung gewann, daß er bis an sein Ende der königlichen Partei treu blieb. Nur bei dem stolzen Karl von Burgund waren alle seine politischen Künste fruchtlos. Vergebens versprach er ihm Beistand gegen die Lütticher, wenn er das Bündniß mit Bretagne aufgeben wolle. Karl antwortete: nichts werde ihn jemals bewegen können, seinen Freunden untreu zu werden. Eine noch nachdrücklichere Sprache führte er von dem Tage an, da der Tod seines Vaters ihn zum Herzog von Burgund machte (15. Jun. 1467). Einen abermaligen Gesandten des Königs entließ er mit den Worten: „Ich ersuche den König, nichts gegen Bretagne zu unternehmen;" worauf Jener versetzte: „Gnädiger Herr, man hat Ihnen die Wahl gelassen, und wenn Sie unsere Freunde (die Lütticher) angreifen, so werden wir auf die Ihrigen losgehen." — „Gut, rief der Herzog, die Lütticher sind beisammen, und ich erwarte ein Treffen, ehe drei Tage vergehen. Verliere ich es, so glaube ich freilich, Ihr werdet nach Eurem Belieben handeln; gewinne ich aber, so sollt Ihr wol die Bretagner in Frieden lassen."

Bedenkt man, daß die Niederlande damals zu den reichsten und blühendsten Ländern Europens gehörten, so wird man diese Sprache gegen einen damaligen König von Frankreich nicht zu kühn finden. Wirklich war auch die erste kriegerische Unternehmung des neuen Herzogs glorreich und glänzend genug. Die Lütticher, kein verächtlicher Feind (denn sie hatten dreißig tausend Mann ins Feld gestellt), wurden völlig geschlagen, gegen drei tausend blieben auf dem Platze, und der Sieger hielt einen stolzen Einzug in die Stadt (17. Nov. 1467). Aus Rache ließ er die Mauern niederreißen und alles Geschütz wegführen, und nur durch eine ungeheuere Geldsumme ließ er sich die Plünderung und Schleifung der Stadt abkaufen.

Während Ludwig diese Vorfälle nicht ohne Unruhe betrachtete, schien sich ihm von einer andern Seite ein neues Gewitter heraufzuziehen. Der Herzog Franz von Bretagne hatte aufs Neue ein Herz gefaßt, ihm Trotz zu bieten; es war ihm zu viel daran gelegen, die Normandie in den Händen des von den Verbündeten beherrschten Herzogs von Berry zu sehen. Schon stand er mit einem Heere in der Normandie, als Ludwig mit einem weit stärkern ihm gegenübertrat, und ihm die Friedensbedingungen vorschrieb, unter welchen sich sogar die Aufhebung des Bündnisses mit Karl von Burgund befand. Karl gerieth vor Zorn ganz außer sich und fing die furchtbarsten Rüstungen gegen Ludwig an. Dieser, für jetzt nicht im Stande, einen solchen Feind zu bestehen, zertheilte das Ungewitter durch Freundschaftsversicherungen und durch das Anerbieten, ihm die bereits auf die Rüstung verwandten Kosten mit sechs und zwanzigtausend Schildthalern vergütigen zu wollen. Karl, welcher glaubte,

es sey immer noch Zeit, ihn zu züchtigen, nahm das Geld an, und stellte einstweilen die Rüstungen ein.

---

52. Ludwig und Karl der Kühne.

(1468—1473.)

Ludwig fuhr indessen fort, gegen seinen Gegner alle Künste einer schlauen Politik spielen zu lassen, deren glücklicher Erfolg durch den Charakter Karls begünstigt zu werden schien. Karl, der in der Geschichte den Beinamen des Kühnen führt, war jung (elf Jahre jünger als der König), feurig, und voll brennender Ruhmbegierde. Vor seinen Augen schwebten die Bilder Alexanders und anderer großen Eroberer der Vorzeit, und täglich ließ er sich zwei Stunden aus der Geschichte des alten Rom vorlesen. Wir haben gesehen, wie die Burgundischen Herzoge der jüngern Capetingischen Linie durch Glück und geschickte Benutzung der Umstände ein Ländergebiet zusammengebracht hatten, welches außer dem Herzogthum Burgund aus der gleichnamigen Grafschaft und den meisten der Provinzen, die heut zu Tage das Königreich der Niederlande ausmachen, bestand. Die trefflichen Staatskräfte dieser Länder, erhöht durch Ordnung der Finanzen, machten Karl zu einem der mächtigsten Fürsten seiner Zeit. In der Pracht des Hofes, dem Glanz des Gefolges, dem Aufwand der Bewirthung, that es ihm keiner gleich. Er selbst war in Genüssen mäßig, aber er hielt für fürstlich, Vergnügen und Überfluß um sich zu verbreiten. Zum Kern seines gewaltigen Kriegsheeres dienten an zehntausend Mann stehender Schaaren, trefflich bewaffnet und geübt; dreihundert Stück Geschütz und zweitausend Wagen mit Kriegs-

vorräthen folgten ihm ins Feld. Als Gebieter über solche Kräfte (welche die der Lehnsherren seiner verschiedenen Länder, der Könige von Frankreich und Deutschland überwogen), hielt er, besonders seit der Schlacht bei Montlheri, nichts für so hoch, daß er es nicht erringen könne; er trachtete, alles von der Nordsee bis zu den Alpen gelegene Land zu einem Königreiche zu vereinigen, und dann das östliche Europa von den Türken zu befreien. Aber bei allem seinen kriegerischen Muthe und der Kühnheit seiner Pläne fehlte ihm, in den häufigen Aufwallungen heftiger Leidenschaft, die Besonnenheit, große Unternehmungen trotz unerwarteter Hindernisse glücklich zu Ende zu führen.

Ludwig kam ganz leise gegangen. Er schickte in aller Stille den Lüttichern Geld, und munterte sie auf, sich wieder an dem Herzog zu rächen. Mit diesem setzte er die freundschaftlichen Unterhandlungen dagegen so täuschend fort, daß Karl schon die schlechte Meinung von seiner Ehrlichkeit zurückzunehmen anfing. Er bot dem Herzog sogar einen nachbarlichen Besuch an. Die Stadt Peronne ward dazu ausersehen (Oct. 1468). Karl erschien daselbst mit ziemlich starker Begleitung; Ludwig nur mit geringer, denn er wußte, daß dem geraden Sinne des Herzogs zu trauen war, und wollte ihn eben durch dies Vertrauen recht treuherzig und sicher machen. Karl ritt ihm entgegen, und empfing ihn mit der ihm eigenen Offenheit. Sie stiegen im Schlosse ab. Indem der König am Fenster stand, sah er des Herzogs Truppen vorbeiziehen, und zwar unter lauter Anführern, die ehemals in Französischen Diensten gestanden hatten und von ihm beleidigt worden waren. Er konnte seine Besorgniß nicht verbergen, daß er vielleicht verrathen sey; allein Karl bemerkte sie nicht sobald, als er ihn beruhigte, und es ihm frei stellte, in der Stadt

zu bleiben, oder die Citadelle außerhalb der Mauer zu beziehen. Der König wählte das letztere, allein hier wartete eine größere Angst auf ihn, die er sich selbst durch seine zweideutige Staatskunst bereitet hatte.

Die Lütticher hatten nämlich auf seinen Antrieb ein Heer zusammen gebracht, waren damit während Karls Abwesenheit in Brabant eingefallen, hatten die Stadt Tongern geplündert, den dortigen Bischof gefangen genommen, und vor dessen Augen sechzehn Domherren getödtet, alles in Gegenwart und unter Beifallsbezeugungen der Französischen Gesandten. So lieb dies dem Könige zu jeder andern Zeit gewesen seyn würde, so ungelegen mußte es ihm jetzt kommen, da er ganz und gar in seines Gegners Gewalt war. Karl rasete vor Wuth, berathschlagte bald mit sich selbst, bald mit seinen Räthen, was er mit dem treulosen Gaste machen solle. Die meisten seiner Vertrauten riethen indeß zu gelinden Maaßregeln, und es ist wahrscheinlich, daß der schlaue Ludwig Mittel gefunden habe, einige derselben zu bestechen. Endlich ward beschlossen, eine Reihe ziemlich harter Bedingungen aufzusetzen, unter welchen allein der König seine Befreiung erhalten könne; besonders sollte er versprechen, alle in dem Frieden von Conflans gegebenen, aber nicht gehaltenen Verheißungen zu erfüllen, und dem Herzoge von Berry, statt der Normandie, die Grafschaften Champagne und Brie einzuräumen. Ludwig in Todesangst bewilligte und unterzeichnete Alles, was ihm vorgelegt ward, und beschwor den Frieden in Gegenwart des Herzogs. Um ihn noch mehr zu demüthigen, nöthigte ihn Karl mit gegen Lüttich zu ziehen und der Züchtigung dieser Stadt beizuwohnen. Die verzweifelten Bürger vertheidigten sich hinter ihren Wällen von Schutt mit Löwenmuth. Erst nach dem Tode

ihres Anführers gaben sie die Hoffnung auf, und flohen heimlich bei Nacht in den Ardennerwald. Darauf zog Karl mit seinen Burgundern ein (30. Oct.). Ludwig ward in einen Flügel des bischöflichen Palastes einquartiert, aus dessen Fenstern er die barbarische Plünderung seiner Bundesgenossen sehen konnte, die Karl seinen Soldaten erlaubt hatte. Man fand nur noch Greise, Weiber und Kinder in der Stadt. Endlich entließ Karl den König auf seine beweglichen Vorstellungen, und vollendete dann die Rache an den Lüttichern dadurch, daß er alle Einwohner, die sich nicht mit Geldsummen loskaufen konnten, in die Maas werfen ließ, und zuletzt eine allgemeine Einäscherung der Häuser, bis auf die Kirchen und Klöster, befahl.

Kaum hatte Ludwig wieder ein wenig die Hände frei, so dachte er schon darauf, sich von den zu Peronne eingegangenen Verbindlichkeiten wieder los zu machen. Vor allem war es ihm beschwerlich, seinem Bruder Champagne und Brie einzuräumen, da beide Provinzen den Burgundischen Staaten so nahe lagen. Hätte der Bruder gar, wie er geneigt schien, Karls des Kühnen Tochter und einzige Erbin geheirathet, so wäre das eine noch weit gefährlichere Verbindung geworden. Beidem mußte man also zuvorkommen. Ein kluger Unterhändler stellte dem Prinzen Ludwigs Gesinnungen als wohlmeinend und brüderlich vor, und bot ihm, statt Champagne und Brie, Guienne an. Der Herzog ließ es sich gefallen, und wünschte, nur einmal seinen Bruder persönlich zu sprechen. Ludwig willigte darein, weil er es nicht gut abschlagen konnte, aber die Furcht, mit der er es that, verrieth sich deutlich in den Anstalten, die er zu dieser Unterredung traf. Es ward eine Brücke über den Fluß Bron bei dem Schlosse Charon gebaut, die in der Mitte eine bretterne Scheidewand hatte.

In dieser Wand war ein Fenster, das mit zwölf eisernen Stäben dicht vergittert war. Ludwig kam von der einen Seite, von zwölf Edelleuten begleitet; eine Viertelstunde davon aber hielten zu aller Sicherheit etwa viertausend Reiter. Am Tage nach der auf diese seltsame Weise statt gehabten Zusammenkunft, erlaubte Ludwig dem Herzoge, ihn zu besuchen, worauf dieser, völlig ausgesöhnt und befriedigt, in seine neue Provinz Guienne abging (Sept. 1469).

Jetzt war Ludwig von allen Seiten gedeckt, auch hatte er seinen Schatz schon wieder fleißig gefüllt, so daß er im Stande war, etwas nach außen hin zu unternehmen. Er setzte sich daher in trefflichen Kriegsstand, machte ein Bündniß mit den Schweizern, und fing nun an, Karln zu reizen. Er schickte Staatsboten nach Flandern, um dort gerichtliche Vorladungen anzufangen, und nahm Appellationen Burgundischer Unterthanen an das Pariser Parlament an, ungeachtet er auf die Befugniß zu beidem in dem Vertrag von Peronne feierlich Verzicht gethan hatte. Noch mehr, er nahm dem Herzog drei Probsteien wieder weg, unter dem Vorwande, daß er ihm noch nicht die Huldigung darüber geleistet habe. Karl ergrimmte, und ließ die Staatsboten ins Gefängniß werfen. Nun berief Ludwig eine Versammlung der Notabeln *) nach Tours (Nov. 1470), und klagte den Herzog öffentlich des Friedensbruches an. Karl habe seine Räthe gefangen genommen, die schuldigen Huldigungen verweigert, vom Könige von England den Hosenbandorden angenommen, und die Unterthanen in den neuerworbenen Städten in ihrem Eide zum Dienste gegen Jedermann, also den König nicht aus-

*) D. h. angesehener Männer, die der König selbst dazu auswählte. Daß es keine Versammlung der Reichsstände (Etats généraux) war, zeigt Garnier, Hist. de France, T. XVII. p. 421.

genommen, verpflichtet. Die Versammlung erklärte hierauf den Herzog des Majestätsverbrechens schuldig, und stimmte einmüthig dahin, daß er, als ein königlicher Vasall, vor das Pariser Parlament zur Rechenschaft zu laden sey. Die Vorladung ward sogleich nach Gent durch einen Staatsboten abgefertigt, den Karl in Ketten legen, nach einigen Tagen aber wieder fortziehen ließ. Nun war der Krieg erklärt. Ludwigs schon lange bereit stehende Truppen brachen in Karls Provinzen ein, und dieser, der noch nicht in der gehörigen Verfassung war, sah mit Verdruß einen Theil seiner Staaten verwüstet. Er suchte daher einen Waffenstillstand nach und fand Ludwig bereitwillig ihn zu gewähren. Er benutzte denselben, um sich bestens zur Erneuerung des Krieges zu rüsten; auch den Herzog von Guienne hatte er wieder an sich gezogen, und stand im Begriff ihm seine Tochter zur Ehe zu geben, und ihn dadurch auf immer an sich zu fesseln. Da starb dieser Fürst (28. Mai 1472), wie man allgemein glaubte, durch einen Benedictiner vergiftet, und wie Viele meinten, auf Veranstaltung des Königs. Ja, Karl der Kühne ließ ein hartes Manifest ausgehen, worin er diesen einen Brudermörder nannte, und sogar bekannt machte, daß er ihm selber schon mehrmals auf ähnliche Art nach dem Leben getrachtet habe. Erst achtzehn Monate nachher antwortete Ludwig auf diese furchtbare Anklage, und zwar dadurch, daß er Commissarien zur gerichtlichen Untersuchung des Mordes ernannte. Aber noch ehe diese beendet war, wurde der Benedictiner im Kerker plötzlich todt gefunden; ein Mitschuldiger desselben verschwand auf eine räthselhafte Weise; die Acten des Processes sind nie zum Vorschein gekommen. Diese Umstände werfen allerdings einen starken Verdacht auf Ludwig; für die unparteiische Geschichte sind

sie jedoch nicht hinreichend, ihn geradezu des Brudermordes zu zeihen. Gewiß ist, daß der Vortheil sein war, da er Guienne jetzt als ein eröffnetes Kronland einzog.

Indeß war der Waffenstillstand mit Karl von Burgund zu Ende gegangen. Dieser zog aber auch in dem zweiten Feldzuge den Kürzern, so wie sein Bundesgenosse, der Herzog von Bretagne, so daß Beide neue Stillstände schlossen. Sie reizten nun die südlichen Vasallen des Königs, den Herzog von Alençon und den Grafen von Armagnac, so wie auch den Herzog von Lothringen, zum Kriege auf. Auch der König Johann von Aragonien kam auf einen Wink über die Pyrenäen, und nahm sein verpfändetes Roussillon wieder weg (1473). Ludwig half sich, wie gewöhnlich, durch List aus dem Handel. Er ließ durch Tristan l'Hermite den Herzog von Alençon überfallen, festnehmen und nach Paris bringen, wo er zwei Jahre nachher in einem Gefängnisse verschmachtet ist. Dem Grafen von Armagnac war so nicht beizukommen, denn dieser hatte sich in seiner festen Stadt Lectoure wohl verwahrt. Ludwig schickt ein Belagerungscorps dorthin, dessen Anführer, der Cardinal Joffredi, ihm sichres Geleit zum Könige, um sich zu rechtfertigen, und völlige Vergessenheit des Geschehenen für alle seine Anhänger zugesteht. Man sagt sogar, der Cardinal habe diesen Vertrag auf eine geweihte Hostie beschworen, und diese dann mit dem Grafen gemeinschaftlich verzehrt. Und kaum hat der Graf die königlichen Truppen eingelassen, so wird er ermordet, seine Stadt geplündert und der Erde gleich gemacht, und seine schwangere Gemahlin gezwungen, einen Trank zu verschlucken, der das Kind im Mutterleibe tödten sollte, an dem sie aber selbst nach zwei Tagen den Geist aufgab.

So viel auch der mächtige Herzog von Burgund dem Könige hätte zu schaffen machen können, so wenig Planmäßiges unternahm er doch gegen ihn, weil er sich in die schon angedeuteten, und weiter unten noch näher zu erzählenden, weitaussehenden und verwickelten Entwürfe einließ. Indeß hörte er nicht auf an Ludwigs Demüthigung zu arbeiten, und ihm immer wieder neue Feinde zu erwecken. Jetzt versprachen ihm Franz von Bretagne, Renatus Graf von Provence (der Titularkönig von Neapel), der Graf von St. Pol, Connetable von Frankreich, und vor allem der König von England Eduard IV., sein alter Bundesgenosse, ihn im nächsten Jahre (1475) aus allen Kräften gegen Ludwig zu unterstützen. Die Verbündeten hatten zu einem glücklichen Ausgange ihres Unternehmens so gute Zuversicht, daß sie schon im Voraus ganz Frankreich unter sich theilten. England bedung sich Alles aus, was es zu Karls VI. Zeiten von Frankreich besessen hatte, Burgund wollte aus Frankreichs Trümmern das alte Burgundische Königreich wieder herstellen, dem Connetable warf man gleichfalls ein souveraines Herzogthum aus, und die Anderen theilten sich in das Übrige. Man hatte auch den König von Schottland, Jacob III., mit in das Bündniß ziehen wollen, allein dieser weigerte sich nicht bloß, sondern verrieth auch sogar Ludwigen den ganzen Anschlag.

Indeß gab Karls des Kühnen vielgeschäftiger Ehrgeiz dem Könige das Spiel schon zu Anfang halb gewonnen. Er wollte den Herbst vorher noch erst zu einer andern Heldenthat benutzen, und fing, sehr zur Unzeit, einen unten noch zu erzählenden Krieg in Deutschland an, wo er aber, vor der Stadt Neuß, die er einnehmen wollte, einen großen Theil seiner Truppen einbüßte. Um die Zeit, wo er sich endlich genöthiget sah, die fruchtlose Belage-

rung aufzuheben, landete König Eduard mit einem ansehnlichen Heere bei Calais. Dieser wunderte sich höchlich, von allen seinen großsprecherischen Bundesgenossen keinen einzigen vorzufinden; endlich kam Karl, aber ohne Heer, denn mit den übelaussehenden Resten der Belagerungstruppen von Neuß wollte er nicht erscheinen, und mußte nun die Vorwürfe des mit Recht erzürnten Königs anhören. Dieser nahm nun auch Ludwigs Anerbieten einen Vergleich zu schließen willig an. Er versprach, Frankreich zu verlassen, wenn ihm Ludwig sofort fünf und siebzigtausend, und dann alle Jahr funfzigtausend goldene Schildthaler bezahlen wolle. Zugleich solle auf sieben Jahre Waffenstillstand seyn. Ludwig, der kein Geld achtete, wenn er höhere Vortheile damit erkaufen konnte, unterzeichnete den Vertrag, und an der Dauer der neuen Freundschaft war ihm so viel gelegen, daß er allen Ministern und Günstlingen Eduards insgeheim Jahrgelder antragen ließ, wenn sie seiner bei ihrem Herrn stets zum Besten gedenken wollten. Man sagt, es habe Ludwigen dies eine jährliche Ausgabe von sechzehntausend Thalern verursacht.

Eduard hatte vor seiner Abreise noch den Wunsch, Ludwigen persönlich kennen zu lernen. Es geschah auf einer Gitterbrücke bei Pequigni, wo der Friede geschlossen worden war. Man näherte sich von beiden Seiten dem Gitter, küßte einander durch die engen Zwischenräume, und wetteiferte in Freundschaftsversicherungen. Ein Augenzeuge dieses Auftritts, der Geschichtschreiber Commines, erzählt, daß an der einen Seite des Flusses (Somme), von welcher der König von England an die Brücke gelangte, ein Sumpf gewesen sey, über welchen ein gemachter Weg geführt habe, und fügt dann die, Gesinnungen und Denkweise jener Zeit sehr bezeichnenden, Worte hin-

zu: „Wenn man hier nicht ehrlich zu Werke gegangen wäre, so wäre dies ein gefährlicher Weg gewesen. Die Engländer aber bemerkten dies nicht einmal, und auch daraus sah ich, daß sie lange nicht so fein als wir sind."

Noch in demselben Jahre schloß auch Herzog Karl einen neunjährigen Waffenstillstand mit dem Könige, und gab ihm den Connetable Preis, der das Opfer seiner eignen, überfeinen, zweideutigen und treulosen Staatskunst wurde. Als einer der angesehensten Französischen Vasallen theilte er mit den Übrigen das Bestreben, Ludwigs Plänen entgegen zu wirken, da er aber an Karls Grenzen Besitzungen hatte, fürchtete er diesen nicht minder, und glaubte seinen Vortheil am besten zu wahren, wenn er beide im Gleichgewicht zu halten suchte. Geübt in Ränken und Künsten der Schlauheit, gelang es ihm auch eine Zeitlang, den König wie den Herzog in stetem Mißtrauen gegen einander zu erhalten, zuletzt aber konnte es nicht fehlen, daß er Beiden verdächtig und verhaßt ward. Seine List scheiterte an der größern Ludwigs, der Karl zu überzeugen wußte, daß St. Pol ihn betröge. Darum gab der Herzog dem Ansuchen des Königs leicht Gehör, der ihn in einem Artikel des erwähnten Waffenstillstandes mit des Connetables Besitzungen zu belehnen versprach, wenn er ihm diesen Verräther ausliefern wollte. Um nur sein Leben zu retten, entschloß sich der Connetable, Karln alle seine Güter anzubieten, wenn er ihn gegen Ludwig schützen wollte. Karl mogte anfangs lieber ein Geschenk vom Connetable, als einen Henkerslohn vom Könige annehmen; als er aber erfuhr, daß St. Quentin, der Hauptort des Connetable, schon in des Königs Händen sey, und dieser ihm sagen ließ, er werde jene Stadt, nebst den übrigen Orten, so bald räumen, als er, dem Vertrage gemäß,

den Connetable ausgeliefert bekäme, wurde er schwankend. Er belagerte damals Nancy, die Hauptstadt von Lothringen, und fürchtete, dieses Land niemals zu bezwingen, wenn der König es in Schutz nehmen sollte. Diese Betrachtung entschied ihn; er gab dem Gouverneur von Mons, zu dem sich der Connetable geflüchtet hatte, Befehl, ihn auszuliefern. Es geschah; der Connetable ward nach Paris gebracht, daselbst vor dem Parlament als Hochverräther und Majestätsverbrecher angeklagt, und vor dem Rathhause öffentlich enthauptet (23. Dec. 1475). Er war des Königs Schwager und Oheim der Königin von England, und ein Sprößling des Luxemburgischen Grafenstammes, der in Deutschland selbst den Kaiserthron besetzt hatte. Ludwig lieferte dem Herzoge in der That die Güter des Hingerichteten aus, vielleicht weil er die Gelegenheit nicht mehr fern hielt, dies und noch weit mehr wiederzubekommen.

---

53. Karls des Kühnen Deutsche Händel, Schweizerkrieg und Untergang.

Die Macht des stolzen Herzogs, dem der König von Frankreich nicht gewachsen war, brach zuletzt an der Kraft der Schweizer. Wir haben dieses Volk oben (Abschn. 52.) am Ende eines gefährlichen Krieges verlassen, der, aus innerer Entzweiung entstanden, beinahe das durch einen mehr als hundertjährigen mühevollen Kampf errichtete Gebäude zerstört hätte. Aber die gesunde Natur des Bundes siegte, und die Schweizer (so wurden die Eidgenossen vorzüglich seit jenem Kriege genannt) verstärkten sich durch neue Freunde, und erweiterten ihr Gebiet durch Erobe-

rungen. Was ihnen zur Abrundung bequem lag, wollten sie auch an sich ziehen, und die Bewohner solcher von ihnen umgebenen Bezirke, die noch anderer Herrschaft angehörten, fühlten kein minderes Verlangen, sich dem Bunde anzuschließen. So warf sich 1458 die Österreichische Stadt Rappersweil den Eidgenossen in die Arme, zu ihrer nicht geringen Freude, da sie von da aus oft beunruhigt worden waren. Bald darauf bot sich ihnen Gelegenheit zu noch bedeutenderen Erwerbungen dar. Erzherzog Siegmund von Österreich, dem Tyrol und die vorderen Lande gehörten, war mit dem Papst Pius II. wegen eines Streites, der zwischen ihm und des Papstes Freunde, dem Bischof von Brixen, entstanden war, zerfallen. Der Papst sprach den Bann über ihn aus, und benachrichtigte die Schweizer von der Aufhebung aller friedlichen Verhältnisse „mit dem ehrlosen Majestätsverbrecher Siegmund, weiland Herzog.“ Die Schweizer, mit Siegmund wegen Rappersweil ohnehin in Mißverhältniß, ergriffen begierig den Anlaß, ihn zu befehden. Zürich, Uri, Schwyz, Lucern, Unterwalden und Glarus ließen ihre Schaaren ausrücken, durch welche bald der ganze Thurgau erobert wurde (1460), und um Dießenhofen zu belagern, schickten auch Bern, Freiburg und Solothurn Hülfsvölker. Siegmund mußte 1461 in einem auf funfzehn Jahre geschlossenen Frieden den Eidgenossen ihre Eroberungen überlassen, aber noch ehe diese Frist verflossen war, entstand ein neuer Krieg. Siegmund war nicht glücklicher; die siegreichen Eidgenossen zwangen ihm im Waldshuter Frieden (1468) die Kriegskosten ab. Falls das Geld nicht zur bestimmten Zeit einträfe, mußte er Waldshut und den Schwarzwald abzutreten geloben. Da er nun nicht im Stande war, die Zahlung zu leisten, und doch die Unter-

pfänder den Schweizern nicht gern lassen wollte, entschloß er sich, auf den Rath seines Adels, fremden Beistand anzurufen. Nachdem er sich bei Deutschen Fürsten und bei Frankreich vergeblich darum bemüht hatte, wandte er sich an Karl den Kühnen. Von diesem nahm er auf das Unterpfand der vier Waldstädte im Schwarzwalde, und seiner Besitzungen im Elsaß, im Sundgau und im Breisgau, funfzigtausend Gulden auf, und überlieferte so dem mächtigen Burgunder den Schlüssel des Vaterlandes, denn bei Siegmunds Genußliebe und schlechter Wirthschaft schien Wiedereinlösung kaum denkbar. Aber der Adel hoffte von dem kriegsgewaltigen Herzoge, was ihm selbst so oft mißlungen, Demüthigung der verhaßten Schweizerischen Bauern und Vernichtung ihres Bundes. Hierzu schien um so mehr Hoffnung zu seyn, da Peter von Hagenbach, vom Herzoge zum Landvogt im Elsaß gesetzt, das Volk durch Übermuth und Härte reizte, und auch gegen die Eidgenossen, die sich in mehreren Stücken seinen Absichten entgegenstellten, harte Drohworte fallen ließ.

Indeß hatte Karl das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen gewaltsam an sich gerissen, und suchte die Belehnung darüber beim Kaiser nach. Doch noch Größeres sollte dieser gewähren, den ehrgeizigen Fürsten zum König von Burgund erheben, und das Reichsvicariat über das Land jenseits des Rheins in seine Hände legen, woraus Karl wol ganz andere Früchte zu ziehen gewußt hätte, als Friedrich und dessen Vorgänger seit Jahrhunderten. Karl ließ dem Kaiser dagegen die Hoffnung einer Verbindung seiner Erbtochter Maria mit dem jungen Maximilian sehen. Beide Häupter hielten deswegen 1473 eine Zusammenkunft zu Trier, wo der Kaiser mit zweitausend fünfhundert Pferden seinen Einzug hielt, Karl mit mehr

als achttausend Pferden, sechstausend Mann zu Fuß und seiner zahlreichen Leibwache in goldgestickten seidnen Kleidern, erschien. Man wetteiferte in Glanz und Prunk der Aufzüge und Festlichkeiten. Die Belehnung mit Geldern ging vor sich, als aber Alles die Königskrönung erwartete, zu der Krone und Scepter und die Throne in der Domkirche schon bereit waren, entfernte sich der Kaiser eines Morgens plötzlich ohne Abschied vom Herzoge. Friedrich war mißtrauisch geworden, ob Karl nach vollzogener Krönung auch wegen der Heirath Wort halten werde, auch fürchtete er fernere Entwickelung der in so blendendem Glanze erschienenen Macht, die ihn selbst wol zuletzt könne verdrängen wollen, und der schlaue Ludwig XI. hatte nicht unterlassen, diese Furcht durch Einflüsterungen zu nähren.

Mit großem Unmuth über die fehlgeschlagene Hoffnung zog Karl nach dem Elsaß. In seinem Zorne gegen die Deutschen gestattete er seinen Leuten große Ungebühr, steuerte Hagenbachs wachsender Tyrannei nicht, behandelte eine Gesandtschaft Berns mit Übermuth und entließ sie ohne Antwort. Die üble Stimmung, welche ein solches Betragen bei den Eidgenossen weckte, die auf den übermüthigen Nachbar ohnehin schon mit großem Bedenken sahen, benutzte der kluge, stets spähende und lauernde Ludwig, sie zu einem auf Burgundische Kriege berechneten Bunde zu bewegen. Und da der Kaiser die Nothwendigkeit, Karls Übermacht Grenzen zu setzen, nicht weniger fühlte, auch Siegmund aus den verpfändeten Gebieten stets Klagen über das unerträgliche Joch Hagenbachs hören mußte, brachte der gemeinschaftliche Vortheil sogar einen Bund zwischen den alten Feinden, Österreich und den Schweizern zu Wege. Im April 1474 schwuren

Siegmund und alle Eidgenossen, unter Gewährleistung König Ludwigs, die ewige Richtung, durch welche hinfort aller Krieg und aller Groll zwischen ihnen abgethan, und Freundschaft und Verein seyn sollte. Zugleich schlossen Straßburg, Basel, Colmar und Schlettstadt mit Siegmund ein Bündniß, in welchem sie sich verpflichteten, die Pfandsumme aufzubringen, damit sie der bedenklichen Burgundischen Nachbarschaft erledigt würden. Auf diese Nachricht eilte Hagenbach nach Breisach, um den Ort zu befestigen, brachte aber dort durch sein stolzes und tyrannisches Verfahren die Bürger so gegen sich auf, daß sie ihn griffen und gefangen setzten. Siegmund, der dem Herzoge jetzt die Pfandschaft aufkündigte, ließ ein Gericht niedersetzen, welches theils aus Österreichischen, theils aus Eidgenossischen Gliedern bestand. Ohne Rücksicht auf die sehr gegründete Einwendung, daß ein Diener nur von seinem Herrn bestraft werden könne, ward Hagenbach zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Karl war außer sich vor gerechtem Zorn, und schwur Rache; da er sich aber damals in einen Krieg zu Gunsten des Erzbischofs Ruprecht von Köln eingelassen hatte, dem sein Domcapitel, so wie die Städte Köln, Bonn und Neuß den Gehorsam aufgekündigt hatten, mußte er sie aufschieben. Gegen Ende des Julius 1474 zog er vor Neuß mit sechzigtausend Mann und vielem wohlbedienten Geschütz, aber alle diese Macht ward zu Schanden vor der Entschlossenheit der Besatzung und Bürgerschaft. Elf Monate lag Karl vor der Stadt, sechs und funfzig Mal stürmte er mit Aufopferung von funfzehntausend Mann, aber immer vergeblich. Siebzehn gebrochene Thürme, dreihundert zerschmetterte Häuser und ein Mangel, der Pferdefleisch zu essen zwang, konnten den Heldenmuth jener

Tapferen nicht erschüttern. Auf des Kaisers Mahnung versammelte sich zum Entsatz der hart bedrängten Stadt ein Reichsheer, so zahlreich, wie es in undenklicher Zeit nicht gesehen worden war. Karl sah sich genöthiget, die Vermittelung eines päpstlichen Legaten anzunehmen, und schloß mit dem Kaiser (17. Jun. 1475) einen Vertrag, in dem er sich anheischig machte, dem Kölnischen Erzbischof weiter keinen Beistand zu leisten.

Die Schweizer, durch Hagenbachs Hinrichtung mehr im Unrecht gegen Karl, als dieser gegen sie, waren nicht ohne Bedenken, einen Krieg zu unternehmen, der sie aus ihrem Bundeskreis hinaus auf den Schauplatz der großen Weltbegebenheiten führte, aber der Ehrgeiz und die Kriegslust einiger einflußreichen Männer, vorzüglich des Schultheißen von Bern, Nicolaus von Dießbach, rissen Alles fort. So wurde denn mit Frankreich ein engerer Bund auf Hülfsgelder geschlossen, dem Herzoge, als er vor Neuß lag, durch Bern, im Namen aller Eidgenossen, Fehde angesagt. Schweizer und Österreicher, nun Freunde, und gemeinschaftlich durch weiße Kreuze bezeichnet, rückten über den Jura und nahmen mehrere feste Orte ein. Karl aber, nachdem er die vor Neuß erlittenen Verluste ergänzt hatte, richtete seine Waffen erst gegen den Herzog Renatus von Lothringen, der mit König Ludwig gegen ihn im Bunde gestanden, und nun von diesem, nach seiner gewöhnlichen Treulosigkeit, verlassen wurde. Er vertrieb ihn, ließ sich zu Nancy huldigen, und sah es im Geiste schon als die Hauptstadt des zwischen Frankreich und Deutschland zu errichtenden Reiches. Im Januar 1476 brach er wider die Schweiz auf, mit einem großen Heere und jener ungemein schönen Artillerie, durch die er lange die Niederländischen Städte in Gehorsam gehalten, durch welche

Lüttich fiel, und Lothringen erobert wurde. Er führte den größten Theil seines Hofes mit sich, die allberühmte Pracht seines Vaters, von ihm selbst königlich vermehrt, die ganze Dienerschaft im höchsten Glanz, eine Menge Kaufleute und lustiger Dirnen zog mit dem Heer, wie wenn es auf einen Bacchischen Freudenzug, nicht wider die Helden von Sempach und Laufen auf ernste Waffenthaten ginge *). Einige feste Plätze, z. B. Joigny, welche die Berner zu besetzen unterlassen hatten, wurden von ihm genommen; aus einigen anderen wurden die Schweizerischen Besatzungen vertrieben. Die Besatzung der Burg Granson ergab sich, auf das Wort des Herrn von Ronchant, eines Burgundischen Edelmanns, der aus dem Lager des Herzogs kam und freien Abzug anbot. Karl aber, als die Männer vor ihm erschienen, sagte, er habe nichts versprochen, und ließ sie sämmtlich, vierhundert und funfzig an der Zahl, theils hängen, theils im Neufchateler See ertränken. Sie gingen in den Tod mit einem Muthe, der die Feinde erschütterte. „Es war der letzte Tag der Ehre Karls und seines Glücks." Nicht fern von Granson trafen die Heere am 3. März unvermuthet auf einander. Die Eidgenossen, als sie des Feindes ansichtig geworden, fielen nach ihrer Gewohnheit auf die Kniee und beteten, so daß die Burgunder, in der Meinung, sie ergäben sich und flehten um Barmherzigkeit, ein lautes Gelächter erhoben. Aber bald wurden sie inne, wie sehr sie sich getäuscht. Schon hatte die Schlacht mehrere Stunden heftig getobt, da zog den Eidgenossen neues Kriegsvolk zu. „Was ist das für ein wildes Volk? fragte Karl einen Gefangenen, den er mit sich führte, sind

*) Johann v. Müller, Th. V. S. 3.

es auch Eidgenossen?" Das erst, gnädiger Herr, antwortete Jener, sind die wahren alten Schweizer vom hohen Gebirg, die Männer, welche die Österreicher schlugen. — Da tönten grausenerregend die Schlachthörner der Schweizer, der Uristier und die Kuh von Unterwalden. „Was wird aus uns werden? sprach der Herzog, schon die Wenigen haben uns ermüdet." Und als nun immer neue Schaaren aus den Hohlwegen emporstiegen, ergriff ein entsetzlicher Schrecken das ganze Burgundische Heer, es wandte sich zur Flucht. Auch Karl, der die Fliehenden mit dem Schwerte zurücktreiben wollte, ward mit fortgerissen *). Kaum Tausend der Seinen waren geblieben und doch war der Ruhm seiner Unüberwindlichkeit dahin, und mit diesem die Menge von Kriegszeug und Waffen jeder Art und unermeßliche Schätze, die Karl und seine Hauptleute mit sich geführt, nun sämmtlich, im Lager zurückgelassen, die Beute der Sieger. Man zählte vierhundert und zwanzig Stücke größern Geschützes, und etwa eben so viele mit Seide behängte prächtige Zelte, in dem kostbarsten derselben, dem des Herzogs, Prunkgeräthe und Prachtstücke vom höchsten Werthe. Die schönsten Gold-, Silber- und seidnen Stoffe, die feinste Leinwand wurden von den Kriegern wie Landtuch geachtet, silberne Teller, die sie für Zinn hielten, um wenige Groschen hingegeben. Das Geld wurde in Hüten vertheilt, Diamanten, welche jetzt die glänzendsten Kronen schmücken, zuerst verachtet, dann um unbedeutendes Geld verkauft.

Voll Ingrimm und innerer Wuth strengte Karl Alles an, den Krieg zu erneuern. Seine Unterthanen mußten

*) Sein Hofnarr, der ihn oft von Hannibal, dem er nachstreben wollte, hatte reden hören, rief ihm zu: Monseigneur, nous voilà bien annibalés.

den sechsten Mann stellen und den sechsten Pfennig zahlen, ihr Murren achtete er nicht. So erschien er denn bald wieder in der Schweiz mit großer Kriegsmacht, wüthender Streitgier und neuen Hoffnungen, aber er war seit dem Unglückstage von Granson nicht mehr der alte. Seine Wange war blaß, der verwirrte Blick enthüllte sein Inneres, das von Zorn, Haß und Scham erfüllt war. Um Murten zu nehmen, wandte er alle seine Kräfte auf, aber es widerstand ihm wie Neuß. Nun kam das Heer der Eidgenossen herbei, und in der Nähe der bedrängten Stadt geschah am 22. Junius eine Schlacht, deren Ausgang den Burgundern noch verderblicher wurde, als der Tag von Granson. Als der Herzog sich mit dreitausend Reitern zur Flucht gewandt hatte, waren die aufgelösten Schaaren auf dem Schlachtfelde der Wuth der Sieger Preis gegeben, die ihrer zu Granson frevelhaft getödteten Landsleute gedenkend, keinem Bittenden das Leben schenkten. An funfzehntausend des Burgundischen Heeres lagen erschlagen *), alle Übrigen waren versprengt. Karl kam mit wenigem Gefolge an den Genfersee. Er war in einem abwechselnden Zustande von Wuth und Geistesabwesenheit; oft saß er lange schweigend da, in ganz vernachlässigter Gestalt, ohne Speise zu sich zu nehmen, dann sprang er plötzlich auf, knirschte mit den Zähnen, und raufte sich die Haare. Noch immer voll Rachegedanken gegen die Schweizer, versammelte er die Stände von Burgund, stellte ihnen vor, daß das Glück sich zwingen lasse,

*) Die Knochen der Getödteten wurden einige Jahre nachher in ein besonderes Beinhaus gebracht. Dieses Denkmal alten Ruhmes stand bis auf unsere Tage, wo es (am 2. März 1798) von einem Heere republicanischer Franzosen zerstört ward, denen auch die Erinnerung an die Kraft eines fremden Volkes verhaßt war.

erinnerte, daß die alten Römer sich durch Standhaftigkeit nach dem Unglück von Cannä den Ruhm von Zama erstritten hätten, und verlangte eine Stellung von vierzigtausend Mann, von Jedem den vierten Theil seines Vermögens. Die Stände aber entschuldigten sich mit ihrer gänzlichen Erschöpfung. Eben so weigerten sich die Niederländer ihm zuzuziehen. Er mußte fühlen, wie seine Macht gebrochen sey, dennoch schlug er es aus, den Frieden, welchen der Papst, der Kaiser, der König von Ungern zu vermitteln trachteten, anzunehmen, weil die Schweizer die Wiederherstellung des ihm besonders verhaßten Herzogs von Lothringen begehrten.

Diesem war es indeß mit Französischer Geldhülfe und achttausend Deutschen Bundesgenossen gelungen, den größten Theil seines Landes wieder zu erobern. Nur Nancy hielt sich noch mühsam. Karl, der die Überreste seines Heeres gesammelt hatte, wollte der Stadt zu Hülfe eilen, aber sie ging verloren, drei Tage ehe er kam. Sein höchstes, ja einziges Vertrauen besaß damals der Neapolitanische Graf Campobasso, ein treuloser Verräther, durch dessen Schuld Nancy übergegangen war, und der sich jetzt gegen den Herzog Renatus erbot, gegen eine Belohnung seinen unversöhnlichen Feind ihm oder dem Tode zu überliefern. Als es nun am 5. Januar 1477 bei Nancy zu einer neuen Schlacht kam, wo Karl die Unbesonnenheit beging, ein an Zahl geringes, muthloses, durch Hunger und Winterkälte ermattetes Heer gegen die durch Eidgenossische Hülfe verstärkten Lothringer zu führen, verließ ihn Campobasso mit achthundert Lanzen, und ging zum Herzoge von Lothringen über. Die Eidgenossen aber erklärten: „An der Seite eines verrätherischen Welschen zu streiten, sey weder der Art ihrer Väter noch der Ehre

ihrer Waffen gemäß." Darauf legte sich Campobasso an eine Brücke, bei welcher Karl, im Fall es zur Flucht käme, vorbei mußte. Die Flucht blieb nicht aus, denn das kleine, elende Heer ward in kurzer Zeit überflügelt, und Karls beste Hauptleute wurden getödtet. Er selber rettete sich nur mit wenigen Getreuen aus der allgemeinen Verwirrung; als er über einen zugefrornen Graben setzen wollte, brach das Eis unter ihm. Vergebens strebte er sich emporzukämpfen; er ward in diesem hülflosen Zustande erschlagen, ob von Feindes- oder Verräthershand ist ungewiß. Erst am folgenden Tage, nach langem Suchen, wurde sein Leichnam gefunden *). Ludwigs Freude über den Tod dieses Feindes war so groß, daß er sie gar nicht einmal zu verbergen strebte. Wie er ihn zu benutzen gedachte, und welcher Gewinn ihm dadurch zufiel, werden wir sogleich hören.

---

54. Maria von Burgund und Maximilian.

Die schönen und zahlreichen Provinzen, die Karl der Kühne besessen, waren nun ohne Haupt, und schienen fremdem Ehrgeiz eine leichte Beute. Karls Tochter, die zwanzigjährige Prinzessin Maria, von allem kräftigen Beistande verlassen, war in der Gewalt der Niederländischen Stände, die in der allgemeinen Verwirrung nur für sich

*) „Großentheils eingefroren, mit geronnenem Blut überdeckt, im Gesicht angeschwollen, war er Wenigen kenntlich, bis nachdem er mit Wein und warmen Wasser gewaschen worden, die Gefangenen gebracht wurden. Er ist's! riefen sie, und weinten laut." Johann v. Müller.

und ihre Freiheiten, und nicht für das Ganze sorgten, und zunächst der unruhigen Genter. Indeß zog Ludwig XI. nicht nur das Herzogthum Burgund (die Bourgogne) als ein eröffnetes Lehn der Krone Frankreich ein, obgleich sein Recht daran nichts weniger als klar war, sondern bemächtigte sich auch der Städte an der Somme, die er Karln so ungern abgetreten hatte, und der diesem kürzlich erst überlassenen Besitzungen des Connetable, ja der Grafschaft Burgund (der Franche Comté), die ein unbestreitbares Lehn des Deutschen Reichs war. Indem er aber auch die Niederländischen Provinzen an sich reißen wollte, verwickelte er sich in den Schlingen seiner eigenen treulosen Staatskunst, die ihn diesmal um den gehofften größern Gewinn betrog.

Erschrocken über die Fortschritte des Königs sandte die Prinzessin heimlich ihren Kanzler Hugonet und den Herrn von Imbercourt an ihn ab, um einen Frieden zu unterhandeln. Dieser kam zwar nicht zum Abschluß, Ludwig wußte die Gesandten aber durch die Hoffnungen, die er ihnen machte, zu überreden, daß sie ihm die wichtige Stadt Arras überlieferten. Um indeß von den Zwistigkeiten der Niederländer, wie er hoffte, noch größern Vortheil zu ziehen, war er gleich bereit, das ihm erwiesene Vertrauen durch die Treulosigkeit zu vergelten, daß er die Botschaft der Prinzessin den Gentern verrieth, welche darüber in eine solche Wuth geriethen, daß sie Hugonet und Imbercourt zum Tode verurtheilten, und in Gegenwart ihrer Fürstin, die für ihre unglücklichen Räthe das Volk vergebens um Gnade anflehte, enthaupten ließen. Indeß war man allgemein von der Nothwendigkeit, daß Maria sich vermähle, überzeugt. Die Gewalthaber bestimmten ihr anfangs den Herzog Adolph von

Geldern, einen berüchtigten Tyrannen, der sich früher gegen seinen Vater empört und ihn in einen Thurm gesteckt hatte. Dieser blieb aber zum Glück in einem Gefechte gegen die Franzosen. Es war hierauf von dem Dauphin Karl die Rede, aber nun zeigte sich, wie sehr Ludwig sein Spiel verdorben habe. Seine Treulosigkeit hatte der Fürstin einen solchen Widerwillen eingeflößt, daß sie sich gegen diesen Vorschlag auf das entschiedenste erklärte, (sie war überdies zwanzig, der Dauphin sieben Jahre alt) und eben so gegen jeden andern Französischen Großen, dagegen gab sie der Bewerbung Kaiser Friedrichs III. für seinen Sohn Maximilian geneigtes Gehör.

Erzherzog Maximilian, damals neunzehn Jahre alt, ein schöner Jüngling, von großem, starken Körperbau, und wahrhaft königlichem Anstande, war in allen Stücken der entschiedenste Gegensatz seines Vaters, schnell beweglich und wandelbar, nach kühnen Abenteuern dürstend, und schon in früher Jugend zu verschwenderischer Freigebigkeit geneigt. Dem Vater, der ihm dies mit Kummer über seine Zukunft verwies, antwortete er, er wolle nicht ein König des Geldes werden, sondern des Volkes und aller derer, die Geld besitzen. In vielen Sprachen, Künsten und Wissenschaften war er bewandert und erfahren, in der Übung und dem Gebrauch aller Waffen hatte er seltene Fertigkeit erlangt. Auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, suchte er das Gefährlichste auf. Einst verstieg er sich bei der Gemsenjagd auf der Martinswand, einem steilen Bergrücken in der Nähe von Insbruck, so sehr, daß er neunzehn Klaftern hoch auf schroffen Felsen wie in der Luft schwebte, und Jedermann ihn verloren gab, bis er am dritten Tage gerettet ward. Seine Keckheit ging so weit, daß er zu verschiedenen Malen mit

Löwen anband, und auch in späteren Jahren blieb ihm die Lust an ähnlichen gefährlichen Wagstücken.

Auf die Nachricht von dem glücklichen Erfolge der für ihn geschehenen Brautwerbung zog Maximilian in die Niederlande. Ludwig XI. hatte die Tücke nicht lassen können, der Fürstin heimlich zu melden, ihr Erwählter sey ungestalt und kränklich. Desto freudiger fand sie sich bei seinem Anblicke überrascht. Zwei Tage nach der Ankunft Maximilians in Gent ward die Vermählung gefeiert (20. Aug. 1477). Ludwig ließ nun von seinem gegen die Burgundischen Staaten unternommenen Kriege um so weniger ab, da er die reichen Provinzen mit dem größten Verdrusse dem Österreichischen Hause verknüpft sah, und es ward damals der Grund zu einer Eifersucht und einem Hasse Frankreichs gegen dasselbe gelegt, die Jahrhunderte hindurch beiden Reichen, ja dem ganzen Europa verhängnißvoll geblieben sind. Der mehrere Male durch Waffenstillstand unterbrochene Krieg lief für Ludwig nicht glücklich. Am 7. August 1479 schlug Maximilian die Franzosen in einer blutigen Schlacht bei Guinegate, worauf der ränkevolle Ludwig die Niederländer gegen ihn aufzureizen suchte. Es gelang ihm dies auch bei den zu Unruhen geneigten Flandrern sehr gut, doch würde er dem Erzherzoge schwerlich Vortheile abgerungen haben, wenn dieser nicht das Unglück gehabt hätte, seine geliebte Maria schon am 26. März 1482 durch den Tod zu verlieren, da sie, eine nicht minder leidenschaftliche Liebhaberin der Jagd als ihr Gemahl, auf der Reiherbaize mit dem Pferde stürzte. Von nun an brachte ihm die viel beneidete Burgundische Erbschaft weit mehr Kränkungen und Mißgeschick als Vortheil. Sein Sohn Philipp folgte der Mutter im Besitze ihrer Länder; dem Vater ließen

nicht einmal alle Provinzen die Vormundschaft über denselben. Ja die Stände gingen noch weiter und schlossen mit Ludwig einen äußerst nachtheiligen Frieden am 23. December 1482 zu Arras, kraft dessen Maximilians Tochter, Margarethe, dem Dauphin zur Gemahlin bestimmt und die Grafschaften Artois und Hochburgund nebst fünf andern in Frankreich gelegenen Burgundischen Herrschaften als Heirathsgut abgetreten wurden. Des Herzogthums Burgund und der Städte an der Somme geschah gar keine Erwähnung, als verstünde es sich von selbst, daß sie dem Könige gebührten. So weit ging der Haß der Genter gegen Maximilian, denn Ludwig würde mit geringeren Zugeständnissen zufrieden gewesen seyn. Maximilian war viel zu schwach, dies zu hintertreiben, und mußte zusehen, wie seine vierjährige Tochter sogleich nach Frankreich geschickt ward, um dort für ihren künftigen Gemahl zur Französin erzogen zu werden.

Viel schwerere Kränkungen erfuhr Maximilian von den Niederländern noch in der Folge. Eine ihm besonders feindselige Partei in der Stadt Brügge lockte ihn in ihre Mauern, und setzte den arglosen, sich keines Verraths versehenden Fürsten gefangen, während mehrere seiner Anhänger gefoltert und enthauptet wurden (1488). Ja Maximilian selbst war in Lebensgefahr, da es nicht an Solchen fehlte, die zu dem Schlimmsten riethen. In dieser Noth erschien eines Tages Maximilians lustiger Rath, Kunz von der Rosen, der ihn noch vor dem Einreiten in die Burg von Brügge vergebens gewarnt hatte, in seinem Gefängniß, unter der Verkleidung eines Mönchs, und verlangte, daß der Fürst in der Kutte entfliehen sollte, während er an seiner Statt zurückbliebe. Aber trotz aller Bitten ließ sich Maximilian dazu nicht bereden, er wollte

mit dem Verderben eines edelmüthigen, treuen Dieners seine Rettung nicht erkaufen. Diese erfolgte endlich, nach einer viertehalbmonatlichen Gefangenschaft, nachdem er allen Provinzen den Abzug seiner Truppen zugesichert, für Flandern der Vormundschaft und Regentschaft gegen eine jährliche Geldentschädigung entsagt, und in die Aufrechthaltung des Friedens von Arras mit Frankreich gewilligt hatte. Er hatte früher günstigere Bedingungen ausgeschlagen, jetzt aber fürchtete er, daß der Heranzug des Deutschen Heeres den Pöbel zur äußersten Wuth entflammen möchte. Denn Kaiser Friedrich hatte bei der Nachricht von dem Schimpf und der Gefahr seines Sohnes mit ganz ungewöhnlicher Lebhaftigkeit gehandelt, und auch die Deutschen Fürsten mehr als je angeregt. So war denn ein Reichsheer von funfzehntausend Mann unter persönlicher Anführung des dreiundsiebzigjährigen Kaisers schon bis Mecheln vorgerückt, als der befreite Maximilian sich bei demselben einfand. Die Bedingungen, welche Maximilian hatte eingehen müssen, wurden als erzwungen für nichtig erklärt und Krieg gegen die Flanderer begonnen. Sie mußten sich im folgenden Jahre (1489) einen Vertrag gefallen lassen, vermöge dessen sie dem Römischen Könige die Vormundschaft über seinen Sohn einräumten. Als aber Die von Brügge bald darauf von Neuem abfielen, kam die Strafe ihres Frevels an Maximilian über sie. Graf Adolf von Nassau, Anführer des Reichsheeres, zwang die Stadt durch Hunger zur Ergebung, und ließ vierzig der vornehmsten Aufrührer, von denen man wußte oder erforschte, daß sie den Römischen König in seiner Gefangenschaft am meisten beleidigt, mit dem Schwerte hinrichten.

---

55. Ludwigs XI. Ausgang.

Als Ludwig sich nach dem Tode Karls des Kühnen so mächtig auszubreiten begann, sah der Herzog von Bretagne diese Vergrößerungen mit großer Besorgniß, und schickte heimlich einen Vertrauten mit Briefen nach England, um den König Eduard zu vermögen, daß er sich dem weitern Vordringen Ludwigs widersetze. Der Bote, der diese Briefe trug, schiffte sich in Cherbourg ein. Hier unterhielt nun Ludwig einen geheimen Geschäftsträger, der die Kunst verstand, alle Handschriften nachzuahmen. Dieser lauerte dem Bretagnischen Boten auf, bezahlte ihm für jeden Brief hundert Thaler, und gab ihm dafür eine so täuschende Abschrift davon, daß weder der König von England, noch der Herzog von Bretagne den Betrug ahneten, das Original aber sandte er unverzüglich dem Könige zu. Als dieser nun einmal einem Bretagnischen Gesandten, der mit Ergebenheitsversicherungen zu ihm kam, Gehör gab, fragte er ihn scharf, ob nicht geheime Unterhandlungen zwischen seinem Herrn und dem Könige von England im Werke seyen. Der Gesandte läugnete es, und ward sogleich ins Gefängniß geworfen. Eine Weile nachher ließ ihn der König wieder los, und fragte ihn, ob er die Ursach seiner Einsperrung wisse. Der Gesandte verneinte es, und betheuerte seine Unschuld. „Ich glaube euch jetzt, sagte Ludwig, aber damit ihr seht, daß ich besser als ihr weiß, was euer Herr im Sinne hat, so will ich euch hiermit zwei und zwanzig Originalbriefe von ihm an den König von England zeigen.“ Der Gesandte überzeugte sich von der Ächtheit auf der Stelle, und verließ den Hof mit

Erstaunen und Furcht. Der Herzog rüstete, weil er nach dieser Entdeckung einen Angriff von Seiten des Königs fürchtete, aber Ludwig, der in Artois Krieg führte, und seine Macht nicht theilen wollte, begnügte sich mit der Einziehung der dem Herzoge gehörigen Grafschaft Etampes und einer neuen feierlichen Verpflichtung desselben, dem Könige gegen Jedermann zu dienen.

Dagegen wurde der Herzog von Nemours ein Opfer der grausamen Rachgier Ludwigs. Auf diesen Vasallen hatte er einen tödtlichen Haß geworfen, weil sich derselbe seinen Maßregeln am lautesten widersetzte, in früheren Zeiten mehreren Bündnissen gegen ihn beigetreten war, und für einen Freund des hingerichteten Connetable galt. Dieser Letztere hatte in seinem Verhör gegen ihn ausgesagt, und dies war für Ludwig Grund genug, ihn öffentlich anzugreifen. Durch geschickte Überrumpelung ward der Herzog auf seinen Gütern festgenommen, weggeschleppt, und in einen kalten, feuchten Kerker unter der Erde geworfen, in welchem ihm von den ungesunden Ausdünstungen nach einigen Tagen seine Haare schneeweiß wurden. Man drohte dem Unglücklichen mit der Folter, wenn er nicht Alles bekennen würde, und erzwang so jedes Geständniß von ihm. Das Urtheil der Richter fiel dahin aus, daß der Herzog als Majestätsverbrecher enthauptet, und seine Güter dem Könige anheim fallen sollten. Ludwig trieb die Unmenschlichkeit so weit, daß er die sechs unerwachsenen Kinder des Herzogs unter das Schaffot stellen ließ, damit sie von dem Blute ihres Vaters beträufelt wurden. Die weitläufigen Besitzungen des Hingerichteten theilte er unter dessen Richter aus. Je mehr mit den zunehmenden Jahren die eigene Furcht und das Mißtrauen des Tyrannen wuchs, desto mehr

mußte er sich Anderen furchtbar zu machen suchen. So wurden die Parlamentsräthe, die in dem eben erzählten Processe zur Milde gerathen hatten, als Verdächtige abgesetzt.

Im Jahre 1481 starb der letzte männliche Sprößling der Titularkönige von Neapel aus dem Hause Anjou, der Graf Karl von Maine, Besitzer der Provence. Ein neuer Glücksfall für Ludwig! Denn durch seine schlauen Künste hatte er es dahin zu bringen gewußt, daß er von dem Grafen im Testamente zum Erben eingesetzt worden war. So wurde die Provence mit der Krone Frankreich vereinigt.

Ludwig näherte sich jetzt dem sechzigsten Jahre, und merkte die Abnahme seiner Lebenskräfte mit jedem Tage deutlicher. Sein Mißtrauen gegen Alles, was ihn umgab, stieg immer höher; in jeder Miene glaubte er Lust zur Empörung oder Freude über seinen nahen Tod zu lesen. Schon auf einen geringen Verdacht hin setzte er treue Räthe ab, oder sperrte sie in eiserne Käfige, die acht Fuß ins Gevierte hatten, mit ungeheuern Schlössern verwahrt waren, und an starken Ketten in der Luft schwebten. Sein letzter Aufenthalt, das Schloß Plessis bei Tours, war von außen fürchterlich befestigt. Vierhundert Schützen bewachten die Zugänge, die des Nachts fest verrammelt wurden. Fast alle Tage wechselte er mit den Bedienten, und zuletzt nahm er nur noch ganz fremde und ganz einfältige Personen in das Schloß. Von seinen Räthen ließ er Niemand vor sich, als wer ihm wichtige Staatsberichte zu überbringen hatte, und damit seine Magerkeit und seine elende Farbe nicht so deutlich in die Augen fiele, zeigte er sich jedesmal in den prächtigsten Staatskleidern, er, der früher so armselig einher-

gegangen war. Auch wenn er ausfuhr, geschah das nur in einem ganz verdeckten Wagen, damit ihn Niemand in seinem kläglichen Zustande sähe, und er die Achtung verlöre, die er ehemals durch sein kräftiges Ansehen eingeflößt hatte. Um die Welt glauben zu machen, daß er noch in voller Thätigkeit sey, machte er gerade jetzt mehr Geräusch als jemals von sich. Seine Staatsboten eilten durch das ganze Land umher. Aus England ließ er sich große Hunde, aus Neapel schöne Pferde, aus Sicilien Maulthiere, ja aus Africa junge Löwen kommen, ohne eins von diesen Thieren, wenn sie da waren, nur anzusehen, bloß um die Leute glauben zu machen, er werde nun erst recht zu leben anfangen. Um vor Meuchelmord sicher zu seyn, ließ er einen berühmten Einsiedler, Namens Robert, der in dem Rufe stand, künftige Dinge und Geheimnisse entschleiern zu können, aus Calabrien mit großem Gepränge zu sich holen *). Der einzige Mann, der sich dem von Todesfurcht so gefolterten Tyrannen unentbehrlich zu machen wußte, war Meister Jacob Cottier, Doctor der Medicin und ein gewaltiger Astrolog. Dieser sagte ihm keck ins Gesicht, wenn er ihn fortschicke, werde er keine Woche mehr leben, und machte ihn dadurch so fügsam als er nur wollte.

Seinen Sohn, den Dauphin, zu sehen, hatte Ludwig bis auf die letzten Stunden seines Lebens verschoben. Er hatte diesen schwächlichen Prinzen von seiner Geburt an von sich entfernt gehalten. Ganz zuletzt erst ließ er ihn vor sich kommen, und legte ihm in wenigen aber

---

*) Zu demselben Zweck hatte er sich in gesunden Tagen eines andern Mittels bedient. Es mußte nämlich, besonders auf seinen Reisen, immer Jemand von seinen Begleitern genau so gekleidet seyn, wie er.

nachdrücklichen Worten das Wohl und die Ehre seines Reiches ans Herz. Der 30. April 1483 war sein Todestag.

Er hinterließ seinem Nachfolger eine weit unbeschränktere Macht, als er von seinem Vater erhalten hatte, ein vergrößertes und beruhigtes Reich, gehorsame Unterthanen, und Achtung bei den Nachbarn. Durch welche tyrannische Mittel er alles dieses erreicht hatte, lehrt seine Geschichte, und was einer Staatsordnung wie der seinigen, bei aller Machtvergrößerung und im Innern gestifteten Ruhe, dennoch fehlen mußte, leuchtet von selbst ein. Er hob jährlich von seinen Unterthanen nahe an fünf Millionen Livres, und besoldete dafür weit mehr stehende Truppen als sein Vater. Er hatte die von diesem eingeführten Freischützen, die von den Dörfern unterhalten wurden, abgeschafft, und für die von den Kirchspielen dagegen erhobene Abgabe sechstausend Schweizer als stehende Truppen in seinen Sold genommen *). Gerechtigkeitspflege hatte er sich sehr angelegen seyn lassen, und von ihm rührt die erste Einrichtung der Posten in Frankreich her.

---

56. Ausbruch des großen Englischen Bürgerkrieges unter Heinrich VI.

König Heinrich VI., unter dessen kraftloser Regierung, wie wir oben (Abschn. 43.) sahen, alle Eroberungen in

---

*) From the jealousy natural to tyrants, he confided in these foreign mercenaries as the most devoted instruments of oppression, and the most faithfull guardians of the power, which he had acquired. Robertson.

Frankreich verloren gingen, blieb auch zum Manne herangereift, das Spiel seiner Räthe und seiner ehrgeizigen Gemahlin, die, schon weil sie eine Französin war, von den Engländern gehaßt wurde. Die Unzufriedenheit des Volkes, die mit jedem neuen Verluste an Kriegsehre und Land immer größer wurde, richtete sich besonders gegen den Herzog von Suffolk, Heinrichs mächtigsten Minister und Liebling der Königin. Das Unterhaus klagte ihn des Verraths an, und er wurde auf fünf Jahre aus dem Königreiche verbannt; als er sich aber schon eingeschifft hatte, schickten ihm seine blutdürstigen Feinde ein Geschwader nach, und ließen ihn auf dem Meere enthaupten (1450).

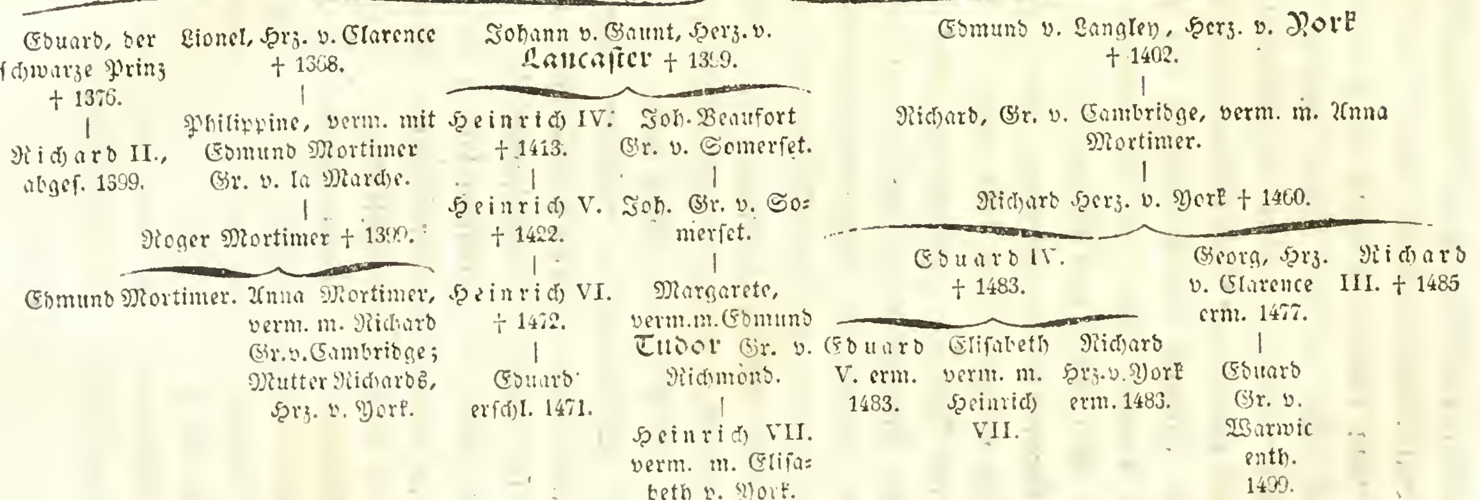
Unmittelbar auf Suffolks Hinrichtung folgte die Empörung eines kühnen und verschmitzten Irländers von niedrigem Stande, Namens Johann Cade, der wegen seiner Verbrechen aus England hatte fliehen müssen, jetzt aber zurückkehrte und sich Mortimer nannte, mit dem Vorgeben der Familie dieses Namens anzugehören, die von dem zweiten Sohn König Eduards III. abstammte. Er stellte sich an die Spitze der Unzufriednen in Kent, schlug einen gegen ihn gesandten Heerhaufen des Königs, und nahm sogar von der Stadt London Besitz. Zwar konnte er den Betrug nicht lange verbergen, und büßte seine Verwegenheit mit dem Tode, aber sein Beispiel zeigte doch hinreichend, was ein Mann von höherm Gewichte und edleren Absichten allenfalls der Regierung von London würde bieten dürfen.

Als ein solcher trat jetzt der Herzog Richard von York auf, der sich, theils in Frankreich, theils in Irland hervorgethan, und in dem letztern Lande eine lange und gefährliche Rebellion mit vieler Geschicklichkeit gestillt hatte.

Er glaubte ein näheres Recht an die Krone zu haben als Heinrich, und wurde durch dessen große Schwäche und die Unzufriedenheit des Volkes mit seiner Regierung gereizt, es geltend zu machen. Väterlicher Seits stammte er zwar von dem vierten Sohne Eduards III. ab, und Heinrich von dem dritten (siehe die nebenstehende Tafel), aber seine Mutter war eine Urenkelin des zweiten Sohnes jenes Königs. Dazu kam, daß Heinrichs Großvater, Heinrich IV., sich durch gewaltsame Entthronung seines Vorgängers den Weg zur Herrschaft gebahnt hatte (oben Abschn. 38), und wie sehr dies auch damals mit der Zustimmung der meisten Großen und des Volks geschehen war, so erschien es doch späterhin einem Theile der Engländer in dem Lichte gehässiger Usurpation, und besonders, in so fern es die Regierung eines so untüchtigen Enkels zur Folge hatte. Als die Factionen sich späterhin sichtbarer theilten, gaben die Anzeichen der beiden Fürsten ihnen unterscheidende Namen. Yorks Partei hieß die weiße, und die königliche oder Lancastersche die rothe Rose.

Anfangs trat der Herzog bloß als ein Sprecher des Volks auf, und forderte nur die Abschaffung von Mißbräuchen in der Regierung und die Absetzung des neuen eben so wenig beliebten Ministers Somerset. Er that dies an der Spitze von zehntausend Mann, mit denen er 1452 vor London rückte. Der König zog ihm aber an der Spitze einer überlegenen Macht entgegen, und der Herzog mußte diesmal froh seyn, unangetastet auf sein Schloß Wigmore an den Grenzen von Wales zurückzukommen. Zwei Jahre darauf ward der König krank, und die Königin glaubte nun am sichersten zu gehen, wenn sie jetzt dem Herzoge mit Vertrauen entgegen käme, und

Stammtafel zur Erläuterung der Ansprüche der Häuser Lancaster und York.



ihm freiwillig die Führung der Geschäfte übergäbe. Der Herzog von Somerset ward in den Tower geschickt, und Richard vom Parlament selbst als Protector des Reichs anerkannt. Da er aber damals noch nicht weiter ging, übernahm der König, nachdem er genesen war, die Regierung selbst wieder und setzte Somerset von Neuem in sein Amt ein. Hierauf verließ Richard den Hof, sammelte Truppen, überfiel und schlug die Königlichen in St. Albans (22. Mai 1455) und bekam den König selbst in seine Hände. Somerset war geblieben. Auch nach diesem Siege bewies Richard Mäßigung. Er behandelte den König ehrerbietig und schonend, und das Parlament setzte ihn wieder in die Protectorwürde ein, die Mehrheit der Lords jedoch nur zögernd und ungern *). Auf diese Stimmung bauend, führte die Königin Margarete ihren Gemahl im nächsten Jahre vor das Oberhaus, und erklärte demselben zum zweiten Male seinen Wunsch, allein zu regieren. Die Vollmacht des Protectors ward widerrufen, und Richard stieg ohne Widerstand zu versuchen, von seiner hohen Stelle wieder herab. Aber die Zwietracht war damit nicht gelöscht, sie drang vielmehr immer tiefer in die Nation ein. Die Stärke der Yorkisten lag in der Stadt London und in den umliegenden Grafschaften, überhaupt mehr in der mittlern und niedern Volksclasse. Dagegen war der größte Theil des Adels der regierenden Dynastie sehr ergeben. Dieser mußten in der That ein so langer Besitz und zwei Thronfolgen mit völliger Einstimmung des ganzen Volkes bei jedem Ruhe und ungestörte Fortdauer der Ordnung Liebenden auf das kräftigste das Wort reden. Die Reibung zwischen beiden Parteien war indeß so stark,

*) Hallam Zustand von Europa im Mittelalter, Deutsche übers. Bd. II. S. 502.

daß bei der ersten Annäherung irgend eines Zunders die Flamme sogleich ausbrechen mußte. Der Graf von Warwic, ein Freund und Verwandter Richards, und damals Befehlshaber von Calais, war durch Tapferkeit, Reichthum, Glanz, Beliebtheit und ein zahlreiches Gefolge bewaffneter Dienstleute der mächtigste Genosse der Yorkischen Partei. Einer von seinen Leuten gerieth mit einem Diener des Königs in Zwist, die Zahl der Streitenden wuchs von beiden Seiten, und der Auftritt wurde so lebhaft, daß man dahinter tiefer liegende Pläne vermuthete. Der Hof zog Truppen zusammen, Warwic eilte in seine Statthalterschaft zurück, sein Vater, der Graf von Salisbury brachte in der Eil eine Mannschaft auf, ging damit den Königlichen entgegen, und schlug sie bei Bloreheath an der Grenze von Staffordshire (23. Sept. 1459). Die Königlichen gewannen zwar die Oberhand wieder, und ein zu Coventry versammeltes Parlament erklärte die vorzüglichsten Yorkisten für Verräther; aber im folgenden Jahre kam Warwic von Calais herüber, und gewann einen Sieg bei Northampton (10. Jul. 1460), wobei der König abermals gefangen ward. Nun trat Richard mit seinen Ansprüchen öffentlich auf, und legte sie dem Parlamente vor. Dieses entschied dahin, daß nach Heinrichs Tode die Krone auf den Herzog und dessen Erben übergehen solle, daß aber Heinrich, in Betracht seines acht und dreißigjährigen Besitzes, nicht gewaltsam des Throns entsetzt werden dürfe. Damit waren der Herzog und der ohnehin in der Gewalt seiner Gegner befindliche König zufrieden, nicht aber die Königin, welche die Thronfolge ihres Sohnes so leicht nicht aufgeben wollte. Sie war gleich nach der Schlacht bei Northampton zu den nördlich wohnenden Baronen geflohen, und hatte dort durch ihre

Beredsamkeit und Anmuth so viele derselben für sich gewonnen, daß sie unversehens mit zwanzigtausend Mann auftreten, und den Feind ihres Hauses im offenen Felde herausfordern konnte. York konnte in der Eil nicht mehr als fünftausend Mann zusammenbringen, aber um nicht in dem entscheidendsten Augenblicke verzagt zu erscheinen, und in der Hoffnung, durch Tapferkeit den Mangel der Stärke zu ersetzen, wagte er auch mit diesen einen offenen Angriff. Der Erfolg war vorherzusehen. Dreitausend seiner Anhänger starben den Heldentod, und er selbst wollte sie nicht überleben. Die Schlacht fiel vor bei dem Städtchen Wakefield, am 24. December 1460.

Margarete frohlockte über ihren Sieg. Sie befahl, dem Erschlagenen das Haupt abzuschneiden und es mit einer papiernen Krone verziert auf das Thor von York zu stecken. Sein dritter Sohn, der Graf von Rutland, ein schöner Jüngling von siebzehn Jahren, ward als Gefangener vor den Lord Clifford, einen wüthenden Lancastrier, gebracht, und von diesem mit eigener Hand erstochen. Alle andere Gefangene von hoher Geburt starben unter dem Henkerbeil.

Aber damit war die Yorkische Partei noch bei weitem nicht ausgerottet, ja nicht einmal niedergebeugt. Herzog Richard hinterließ, außer einem zahlreichen Anhang im Adel, noch sechs eigne Kinder, unter denen Eduard, der älteste Prinz, das Werk seines Vaters mit Eifer ergriff, und in größter Eil eine Menge tüchtiger Krieger unter seine Fahnen sammelte. Er schlug die Königlichen bei Mortimerscroß (1461), und obschon die Königin wenige Wochen nachher in einer zweiten Schlacht bei St. Albans siegte, konnte sie doch keinen Vortheil daraus ziehen, weil ihre Truppen sich zerstreuten. Eduard aber kam

nach London, und das Volk, bezaubert von seiner königlichen Gestalt, von seiner Jugendfülle und seiner Freundlichkeit, hieß ihn mit lautem Jubelgeschrei willkommen. Der Lord Falconberg, einer seiner Anhänger, hielt vor der Stadt Heerschau über viertausend Mann, und der Bischof von Exeter ergriff diese Gelegenheit, um an die Anwesenden eine Rede über den grundlosen Anspruch und die Unfähigkeit Heinrichs, und über das Recht und die Gaben Eduards zu halten. Der Beifall, den die Rede erhielt, wurde als ein Ausspruch der öffentlichen Meinung angesehen, und Tags darauf in einem großen Rathe erklärt, Heinrich habe dadurch, daß er sich mit den Truppen der Königin vereinigt, den Vergleich gebrochen, und die Krone an Eduard von York verwirkt. So ward denn dieser am folgenden Tage (5. März 1461) feierlich in London unter dem Namen Eduard IV. zum Könige ausgerufen.

---

57. Eduard IV.

(1461—1483.)

So saß denn ein Sprößling des Hauses York auf dem Throne von England, aber der furchtbare Bürgerkrieg, der das Land zerriß, war keinesweges geendet. Die muthige Königin Margarete, die noch immer die Hoffnung nicht aufgab, und abermals mit sechzigtausend Mann in Yorkshire stand, mußte sogleich von Neuem bekämpft werden. Am 29. März 1461 wurde ihr Heer bei Touton völlig geschlagen. Eduard befahl, keinem Lancastrier Pardon zu geben, und so wurden ihrer an acht und zwanzigtausend getödtet. Mit Mühe entkamen Margarete und ihr Gemahl Heinrich noch nach Schottland, Eduard hin=

gegen kehrte im Triumph nach London zurück. Ein Parlament, welches darauf versammelt ward, zeigte sich dem Sieger so gefügig, daß es die drei letzten Regierungen für unrechtmäßig erklärte, und Heinrich VI., seine Gemahlin, seinen Sohn, dreizehn Herzöge, Grafen und Lords, und wer sonst noch der Sache des Hauses Lancaster mit Eifer gedient hatte, ächtete, und ihrer Güter verlustig erklärte. Eine beispiellose Strenge und Härte, die indeß der grausamen und gegen seine Feinde unversöhnlichen Gemüthsart Eduards entsprach. Wenn es galt, war dieser König nicht ohne Thatkraft, wenn ihm aber keine Gefahren drohten, überließ er sich ausschweifenden Vergnügungen und Sinnengenüssen.

Nach kurzer Zeit kam Margarete in den nördlichen Provinzen abermals zum Vorschein. Aber die Schottische und Französische Unterstützung, die sie sich zu verschaffen gewußt, half ihr nichts, sie ward mehrmals geschlagen, und zuletzt so sehr von allen ihren Freunden getrennt, daß sie mit ihrem Sohne vor den nachsetzenden Feinden in einem dichten Walde Schutz suchen mußte. Hier überraschte sie die Nacht, und indem die beiden Unglücklichen ängstlich in dem finstern Dickigt umherirren, vertritt ihnen eine Räuberbande den Weg, plündert sie rein aus, und läßt sie halb todt vor Schrecken und Hunger liegen. In diesem Zustande findet sie ein einzeln nachkommender Räuber, der gleichfalls schon mit gezücktem Schwert auf sie eindringen will. Verzweiflung führt der Königin die Geistesgegenwart zurück: „Hier, mein Freund, ruft sie, ist eures Königs Sohn, ich vertraue ihn eurem Schutze." Der Räuber, überrascht von so seltsamer Ehre, übernimmt die neue Verpflichtung mit dem Eifer des treusten Unterthanen, schützt die beiden Unglücklichen vor dem Hunger, und

verschafft ihnen Gelegenheit, sicher und unentdeckt nach Flandern zu entkommen. Von da gingen sie zu Margaretens Vater in Lothringen, wo sie in stiller Verborgenheit mehrere Jahre zubrachten. König Heinrich VI. war nicht so glücklich. Er fiel zum dritten Male seinen Feinden in die Hände (1465), und Eduard ließ ihn in den Tower setzen.

Der junge König hatte nun im Innern seines Reiches wieder Ruhe, und auch an auswärtigen Begebenheiten nahm er keinen Theil, als in so fern Karl der Kühne mit ihm ein Bündniß schloß, und seine Schwester Margarete von York heirathete (1468). Doch bald mußte auch dieser glücklich scheinende Monarch die Unbeständigkeit menschlicher Dinge erfahren. Die Lancastersche Partei hörte nicht auf, für den gefangenen König die Waffen zu ergreifen, und ehe man es sich versah, standen mehrere Provinzen des Reichs in lichten Aufruhrsflammen. Im Jahre 1469 brach der Krieg in Yorkshire, und 1470 in Lincolnshire aus, und kaum hatte Eduard daselbst mit Kraft und nicht selten mit großer Grausamkeit den Tumult gedämpft, als er sich plötzlich von einer neuen Gefahr umstrickt sah, der so leicht nicht zu entkommen war. Der leichtsinnige Monarch hatte seinen Bruder, den Herzog von Clarence, einen wackern Mann, und den Grafen Warwic, dem er zunächst die Königskrone verdankte, mit strafbarem Übermuth beleidigt, nicht selten zurückgesetzt. Dieses unerträglichen Verhältnisses müde, verließen sie beide den Hof und das Land, und gingen nach Frankreich, wo Ludwig XI., der gern einen mächtigen Nachbar auf diese Art beschäftigt sah, ihnen mit Freuden seine Hülfe anbot. Zu diesen Dreien trat auch Eduards alte Feindin, die Königin Margarete, die in Angers lebte, hinzu; die

Entthronung Eduards ward förmlich beschlossen, und Warwic, so sehr er ein Feind des Hauses Lancaster war, willigte jetzt selbst in Heinrichs VI. Wiedererhebung. Unterstützt von Französischem Gelde, setzten Warwic und Clarence nach England über, und Margarete versprach, mit ihrem Prinzen, der eine Tochter Warwics heirathen sollte, in kurzem nachzukommen. Treue Mitverschworne hatten unterdessen schon an der Küste die vornehmsten Häupter der Lancasterschen Partei versammelt, in wenig Tagen war ein Heer von sechzigtausend Mann beisammen, und Eduard fuhr nun rasch aus seinem bisherigen Schlummer auf, um die Gefahr zu zerstreuen. Aber in seinem eigenen Heere waren Verräther. Mitten in der Nacht ward er überrascht; ein treuer Diener rettete ihn noch zu rechter Zeit, daß er ein Pferd besteigen und nach Norfolkshire flüchten konnte (1470). Nach vielen Gefahren erreichte er hier ein Schiff, das ihn nach Alkmar in den Niederlanden übersetzte, und so eilig hatte er entspringen müssen, daß er nicht einmal ein Stück Geld hatte, den Schiffer zu bezahlen, sondern ihm seinen Zobelpelz schenken mußte, mit der Vertröstung, ihn künftig einmal, vielleicht in besseren Zeiten, besser zu belohnen.

So schnell war ein stolzer und mächtiger König in einen hülfesuchenden Bettler verwandelt. Warwic war elf Tage nach seiner Landung Meister des ganzen Königreichs; er zog den schmachtenden Heinrich VI. wieder aus dem Tower auf den Thron, und erwarb sich dadurch den scherzhaften Namen des Königmachers. Das Parlament, gewohnt, sich vor der Übermacht zu beugen, bestätigte Alles. Heinrich ward aufs Neue als König, und sein junger Sohn Eduard, der sich jetzt bei der Mutter in Frankreich aufhielt, als sein rechtmäßiger Nachfolger anerkannt. Während des

schwachen Heinrichs Leben sollten Warwic und Clarence die Regentschaft führen. Auf einmal sah man also im ganzen Reiche Alles umgestürzt, die Lancastrier hatten wieder die Oberhand, alle Einrichtungen Eduards IV. wurden vernichtet, was Yorkisch war, floh in die Kirchen, um sein Leben zu retten, und wer die Küste erreichen konnte, entwich außer Landes. Eduards Gemahlin, die schöne Elisabeth, flüchtete in ein Gotteshaus, und ward in diesem Zufluchtsort von einem Sohne entbunden.

Wir wissen, daß um diese Zeit in den Niederlanden Karl der Kühne regierte. Als Schwager und Bundesgenosse hoffte der vertriebene Eduard, bei diesem Schutz und Beistand zu finden. Aber er sah sich getäuscht; Karl mochte seine Macht und seine Reichthümer nicht dazu verwenden, einem landflüchtigen Herrscher wieder zu Ehre und Ansehn zu verhelfen, und bei seinen steten Händeln mit Ludwig XI. konnte ihm wol nichts ungelegener seyn, als auch noch mit England in Krieg zu gerathen. Sein Bündniß, meinte er, habe er mit der Englischen Regierung geschlossen; ob der Name Eduard oder Heinrich in dem Vertrage stehe, das gelte ihm gleich. Dennoch konnte er durch dies Verfahren die Lancastersche Partei nicht für sich gewinnen, und Warwic machte sogar Miene, Ludwig XI. von Calais aus mit Truppen zu Hülfe zu kommen. Dies brachte ihn auf andere Gedanken, und wenn er seinen Schwager auch nicht öffentlich unterstützen mochte, so that er es doch heimlich. Eduard erhielt Niederländische Schiffe, und landete am 25. März 1471 zu Ravenspur in Yorkshire. Heuchelnd erklärte er, er strebe nicht wieder nach der Krone, sondern wünsche nur, in seine väterliche Erbschaft York wieder aufgenommen zu werden. Aber als er seine Schaaren mit jedem Tage mehr anwachsen sah,

ward auch seine Sprache offner. Er zog auf London zu; Warwic, der ihm mit einem Heere entgegenkommen wollte, verfehlte ihn, und ehe er noch seinen Irrthum gewahr ward, war Eduard schon von seinen Freunden in die Stadt eingelassen (11. April). Warwic hatte nicht sechs Monate die Regierung verwaltet. Der schwache Heinrich VI. ward zum vierten Male seiner Freiheit beraubt und in den Tower gesetzt. Zwar stand Warwic noch mit einem gewaltigen Heere im Felde, aber sein Bundesgenosse, der Herzog von Clarence, hatte schon früher ein geheimes Einverständniß mit seinem Bruder Eduard unterhalten, und ging in der Nacht vor dem Treffen zu diesem über. Dennoch wagte der Graf voller Verzweiflung die Schlacht (bei Barnet, am 14. April), verlor aber Sieg und Leben zugleich, und fast sein ganzes Heer blieb auf dem Schlachtfelde, denn Eduard hatte nach seiner Gewohnheit befohlen, Niemanden Pardon zu geben.

An demselben Tage, da dies entscheidende Gefecht geliefert ward, kam Margarete, Heinrichs VI. Gemahlin, mit ihrem nun achtzehnjährigen Prinzen Eduard aus Frankreich an. Sie vernahm die Schreckensbotschaft, und wollte schon zurückfliehen, da versammelte sich der Rest der Lancasterschen Partei um sie, und bot ihr Beistand an. An müßigen Knechten fehlte es nicht, die sich gleich auf den ersten Wink unter eine aufgesteckte Fahne sammelten, um nur bei der Gelegenheit ungestraft plündern zu können. So wollte man denn Eduarden erwarten. Er erschien, noch berauscht von Freude und stolz über seinen ersten Sieg, und schlug auch dies letzte zusammengeraffte Häuflein völlig (bei Tewkesbury, am 4. Mai). Die Königin Margarete, ihr Sohn Eduard, und ein großer Theil des Adels fielen in seine Hände. Die Letzteren wurden grau=

sam hingerichtet. Als man den Prinzen Eduard vor den Sieger geführt hatte, fragte ihn dieser in einem stolzen Tone, wie er es habe wagen können, in sein Reich zu kommen. Der Prinz antwortete unerschrocken, er habe nichts gethan, als wozu ihn seine Geburt und ein rechtmäßiger Anspruch auf sein Erbe berechtigt habe. Ergrimmt über diese Kühnheit, schlug Eduard ihn, statt der Antwort, mit seinem Panzerhandschuh ins Gesicht, und die anwesenden Lords, unter denen selbst die Herzoge von Clarence und Glocester, des Königs Brüder, waren, sahen das für ein Zeichen an, mehr zu thun. Sie rissen ihn mit Gewalt in ein Nebenzimmer, und durchbohrten den Unglücklichen mit ihren Dolchen. Seine Mutter, Margarete, ward in den Tower geworfen, in welchem wenige Tage nachher sein Vater, der König Heinrich, plötzlich starb. Es ging ein Gerücht im Volke, Eduards jüngster Bruder, der Herzog Richard von Glocester, habe ihn mit eigener Hand ermordet.

Vier Jahre nach seiner Wiedereinsetzung war es, wo Eduard, wie oben schon erzählt ist, als Bundesgenosse Karls des Kühnen in Frankreich auftrat, aber von Ludwig XI. gewonnen und wieder entfernt ward. Hier sey noch bemerkt, daß in dem dort (S. 242.) erwähnten Frieden zu Pequigny auch ausgemacht ward, Eduard solle die bis jetzt noch im Tower gefangen gehaltene Königin Margarete in Freiheit setzen, und dafür von Ludwig noch funfzigtausend Kronen erhalten. So brachte Margarete noch die letzten Jahre ihres Lebens in Stille und Zurückgezogenheit zu. Im Jahre 1482 starb diese Fürstin, die, nach Hume's Ausdruck, eben so wenig mit den Tugenden ihres Geschlechts geziert, als den Schwachheiten desselben unterworfen war.

Auch im Innern behauptete nun Eduard IV. bis an sein Ende glücklich den Thron, doch nicht ohne Unruhe und Argwohn. Sein Bruder Clarence hatte ihm zwar durch seinen Übertritt die Schlacht bei Barnet gewinnen helfen, aber er konnte es ihm doch nie vergessen, daß er einmal sein Gegner gewesen war. Vielleicht unterhielt des Herzogs offenes und etwas rauhes Wesen jene Erinnerung besonders lebhaft. Dadurch machte er sich viele Feinde am Hofe, zu denen vorzüglich die Königin und sein jüngerer Bruder, der Herzog von Glocester, gehörten. Sie vereinigten sich zu seinem Untergang, und um ihm etwas anhaben zu können, beschlossen sie, seine Freunde anzugreifen, da sie voraussetzten, daß der Verdruß darüber ihn zu leidenschaftlichen Äußerungen und Handlungen hinreißen und dadurch bloßstellen würde. Lord Burdet, Clarence's Freund, hatte in seinem Park einen weißen Hirsch, den er sorgfältig verschonte, weil das Thier ihm besonders lieb war. Der König jagte einst in diesem Park, fand den schönen Hirsch und erlegte ihn. Der Lord hörte es, und rief im ersten Zorn: „So wollte ich, daß die Hörner des Thieres dem in den Leib führen, der den König hieher geführt hat!" Diese Worte waren hinreichend, ihn vor den Richterstuhl zu ziehen, und ihm, als einem Beleidiger der Majestät, den Proceß zu machen. Die feigen Richter sprachen wie es der König haben wollte, und Lord Burdet ward enthauptet. Ein anderer Freund des Herzogs, Johann Stacey, hatte sich durch seine mathematische und astronomische Gelehrsamkeit den in jenen Zeiten nicht ungewöhnlichen Verdacht der Zauberei zugezogen. Dies wurde aufgefaßt, um ihn gleichfalls peinlich anklagen zu können. Das Todesurtheil ward gesprochen und an dem Unschuldigen vollzogen.

Was man durch diese Ungerechtigkeiten hatte bewirken wollen, traf ein. Clarence sprach laut für die Unschuld seiner Freunde und gegen die Ungerechtigkeit ihrer Verfolger, und ward dafür in den Tower gesetzt. Aus allen seinen sorgsam aufgefangenen Reden wurden so vollwichtige Anklagegründe zusammengeschmiedet, daß man ein Todesurtheil darauf stützen konnte, zu welchem beide Häuser des Parlaments, gleich sklavisch und feige gesinnt, ihre Zustimmung gaben. Die einzige Gnade, deren er sich als Bruder des Königs zu erfreuen hatte, war die, daß ihm die Wahl der Todesart selbst überlassen ward. Er hatte Mannstrotz genug, auch dieser furchtbarsten aller Nothwendigkeiten mit seiner gewöhnlichen Laune ins Gesicht zu sehen, und wünschte, in einem Fasse Malvasier ersäuft zu werden, welchen Wein er immer vorzüglich gern getrunken hatte (18. Febr. 1478). Er hinterließ zwei Kinder, die in der Folge gleichfalls ein trauriges Schicksal erfuhren.

Fünf Jahre darauf (9. April 1483) starb Eduard selbst, im zwei und vierzigsten Jahre, nach einer zwei und zwanzigjährigen Regierung. Er hinterließ eine Wittwe, Elisabeth, und zwei Söhne, Eduard und Richard, jenen von dreizehn, diesen von sieben Jahren.

---

58. Eduard V.

(1483.)

Der dreizehnjährige Erbe des Reichs, der nun den Namen des fünften Eduards annahm, befand sich bei seines Vaters Tode auf dem Schlosse Ludlow, an der Grenze von Wales, mit seinem Oheim, seiner Mutter Bruder,

der sein Erzieher war. Eduard IV. hatte diesen zu der Würde eines Grafen von Rivers erhoben, und überhaupt die Familie seiner Gemahlin so mit Ehrenstellen und Reichthümern überhäuft, daß die Eifersucht des alten Adels, an dessen Spitze der Herzog von Buckingham und Lord Hastings standen, lebhaft erwachte. Die letzteren fürchteten, die verhaßten Neulinge würden jetzt, während der Minderjährigkeit des jungen Eduard, alle Gewalt und allen Einfluß an sich reißen, und suchten daher den Herzog Richard von Glocester, Eduards IV. Bruder, auf ihre Seite zu ziehen. Sie stellten ihm vor, daß ihm, als väterlichem Oheim, die Regentschaft gebühre, und boten ihm zur Aufrechthaltung seiner Rechte ihre Hülfe an.

Richard von Glocester, berüchtigt durch die tiefe Entartung der menschlichen Natur in ihm, und allbekannt durch das Bild, welches eine hohe poetische Meisterhand von ihm entworfen, war von kleinem Körper und zurückschreckender Häßlichkeit. Bei der finstern Verschlossenheit seines Gemüths hatten sich, so lange sein Bruder lebte, von der ungemeßnen Herrschsucht, die ihn beseelte, nur wenige Spuren gezeigt. Jetzt hegte er keinen geringern Plan, als den, selbst die Krone an sich zu reißen. Dazu ward erfordert, daß er Eduards Söhne aus dem Wege räumte, aber vor einer Unthat erschrak Richard nicht. Der List und Verstellung bediente er sich nur anfänglich, um die Unternehmung einzuleiten; nachher wirkte er Alles durch die Furcht, und nur während das ganze Reich vor Schrecken starr war, glaubte er sich mit Sicherheit in den Besitz des Thrones setzen zu können.

Die Königin Mutter hatte ihren Bruder Rivers beauftragt, den jungen König mit einer großen Bedeckung von Bewaffneten nach London zu bringen, aber auf Glo-

cesters arglistige Vorstellung, daß dies unnöthigen Argwohn erwecken würde, widerrief sie ihren Befehl, worauf Rivers die Reise mit dem jungen Fürsten an der Spitze eines nur kleinen Gefolges antrat. Zu Northampton stieß er auf Glocester und Buckingham. Der Erstere näherte sich ihm auf das freundschaftlichste, aber kaum hatte Rivers sich wieder entfernt, so ward er auf Befehl desselben gefangen genommen. Herzog Richard führte nun den jungen König mit der größten Höflichkeit nach London, und ward daselbst, eben um seines Begleiters willen, vom Volke mit lautem Beifall empfangen. Aber als die Königin Mutter erfuhr, was ihrem Bruder widerfahren sey, floh sie mit ihren Töchtern und dem jungen Prinzen Richard von York in das Heiligthum der Westminsterabtei. Das Volk stutzte, aber der Herzog wußte es in Furcht zu erhalten. Er verlangte von der Königin die Auslieferung des Prinzen, um auch diesen in seiner Gewalt zu haben; sie verweigerte dieselbe. Darauf sandte er einige Geistliche an sie ab, die ihr vorstellen mußten, der Herzog habe keine andere als freundschaftliche Gesinnungen gegen sie, und die Auslieferung des Prinzen sey um des öffentlichen Gerüchts willen nothwendig. Elisabeth traute den ihr wohlbekannten Männern, die vielleicht selbst Glocesters wahre Absichten dabei nicht ahneten, und übergab ihnen den Prinzen, aber mit einem Strom von Thränen, und nach unzähligen wiederholten Umarmungen, gleich als fühlte sie es, daß sie ihn nicht wiedersehen würde. Glocester ließ sich nun öffentlich vom Parlament zum Protector ernennen. Als die ersten Opfer seiner Herrschsucht fielen der Graf von Rivers und einige Söhne der Königin aus einer früheren Ehe. Er ließ sie in ihrem Gefängnisse hinrichten. Zu

dieser Blutthat erhielt er leicht Buckinghams und Hastings Zustimmung; der weitern Verfolgung seiner Absichten aber stand der letztere im Wege, denn er war ein warmer Freund der Söhne Eduards, auch nebenbei der Vertraute einer vordem sehr einflußreichen Buhlerin des verstorbenen Königs, Jane Shore. Da der Ungeschmeidige nun nicht gewonnen werden konnte, so mußte er fallen. Die Art, wie Richard mit ihm verfuhr, zeigt die Gemüthsart dieses Tyrannen im grellsten Lichte. An demselben Tage, wo Rivers und seine Unglücksgefährten enthauptet wurden (13. Jun. 1483), versammelte er die Räthe im Tower, und erschien selbst mit der heitersten Miene. Man setzt sich, er fängt im vertraulichen Tone an zu sprechen, ja zu scherzen, und geht dann nach einer Weile hinaus. Mit einer wilden Miene und hastigem Schritte kehrt er in das Zimmer zurück, und fragt die Versammlung, welche Strafe Diejenigen verdienen, die sich an ihm, dem Verweser des Reichs und dem Oheim des Königs, vergriffen. Lord Hastings nahm das Wort und sagte: „Die Strafe der Verräther." — „Nun wohl, rief der Protector, diese Verräther sind meines Bruders Weib und seine Buhlerin, Johanna Shore, sammt allen ihren Gehülfen und Mitverschwornen! Seht her, wie mich die Zauberschwestern behext haben." Er entblößte dabei seinen linken Arm, der ganz dürr und verschrumpft erschien. Die erschrockenen Räthe, die recht gut wußten, daß dies ein altes Übel bei ihm war, sahen sich schweigend an, und wußten nicht, worauf das hinaus solle. Endlich sagte Lord Hastings: „Wohlan, Mylord, wenn sie dieses Verbrechens wirklich schuldig sind, so verdienen sie allerdings die härteste Bestrafung" — „Wie? rief Richard, ihr kommt mir noch lange mit wenn und so?

Ihr seyd eben der ärgste Nachtreter dieser nichtswürdigen Shore; ihr seyd selbst der Verräther, und ich schwöre bei Sanct Paul, ich will mich nicht eher zu Tische setzen, als bis mir euer Kopf gebracht ist." Er schlug darauf mit der Faust auf den Tisch, und auf dies Zeichen traten die vorher bestellten Soldaten herein, von denen einer, wie durch Zufall, mit seiner Streitaxt auf den Lord Stanley losschlug, ihn aber nicht tödtlich verwundete. Die übrigen schleppten den unglücklichen Hastings gewaltsam in den Hof des Tower, zogen ihn bei den Haaren auf einen Block Zimmerholzes, und hieben ihm den Kopf herunter. Nachmittags erschien eine Bekanntmachung an das Volk, worin die Nothwendigkeit dieser schnellen Hinrichtung und Hastings ungeheure Verbrechen auf das umständlichste beschrieben waren. Von den übrigen ihm verhaßten Räthen waren bei dieser Gelegenheit gleich die meisten eingezogen worden, so daß nun Niemand mehr übrig war, von dem er bei seinem letzten Unternehmen kräftigen Widerstand befürchten durfte.

Jetzt rückte er seinem Ziele näher, und der nächste Schritt zu demselben war eine schamlose Frechheit. Er beschuldigte seine Mutter, die eine sehr tugendhafte Frau gewesen war, des Ehebruchs, und behauptete, seine beiden älteren Brüder, König Eduard und der Herzog von Clarence, seyen unächte Kinder, er dagegen sey allein der rechtmäßige Sohn und Erbe des Herzogs Richard von York. Diese schändliche Behauptung streute er nicht nur selbst in Gesprächen aus, sondern er stiftete sogar einen feilen Geistlichen, Doctor Shaw, an, sie von der Kanzel zu verkündigen. Mit diesem verabredete er nun, daß er in einer Predigt in der Paulskirche das Volk von diesem Geburtsrechte, so wie von des Herzogs per-

sönlichen Verdiensten, unterhalten solle; er selbst wollte dann, eben wenn jener mit seinem Lobe fertig wäre, wie von ohngefähr in die Kirche treten, und alsdann solle Shaw seine Anrede in der Art an ihn richten, daß alle Zuhörer bewegt werden müßten, ihm laut als ihrem Könige zu huldigen. Diese jämmerliche List erschien in der Ausführung noch elender dadurch, daß dem Herzog das Zeichen zu spät gegeben ward, daß also der Prediger seine schöne Anrede ganz vergebens hielt, und sie zuletzt, da Richard wirklich erschien, ganz außer dem Zusammenhange noch einmal wiederholen mußte. Aber so voll die Kirche auch war, so rührte sich doch Niemand, denn alle waren tief empört über den Tyrannen sowol, als über dessen unwürdiges Werkzeug.

Da der Herzog indessen den mißlungenen Schritt nicht wieder zurück thun konnte, so versuchte er lieber noch einen, der nicht minder mißlich war. Der Lord Mayor von London mußte auf seinen Befehl die Bürgerschaft versammeln, und der Herzog von Buckingham in dieser Versammlung eine Rede halten, die mit der des Doctor Shaw etwa gleichen Inhalts war. Am Ende derselben fragte er die Bürger laut, ob sie den Herzog von Glocester zum Könige haben wollten. Niemand antwortete. Er fragte darauf den Mayor um die Ursache dieses Schweigens. Dieser erwiederte verlegen, man möchte ihn vielleicht nicht recht verstanden haben. Buckingham wiederholte darauf seine Rede und seine Frage mit lauterer Stimme und etwas veränderten Worten, aber eine gleiche Stille erfolgte. Der Lord Mayor, immer verwirrter, sagte nun, er glaube, das Volk wisse nur nicht, wie es einem Manne von Sr. Gnaden Stande antworten solle, denn es sey gewohnt, nur immer von

seinen Stadthauptleuten angeredet zu werden. Hierauf mußte einer von diesen des Herzogs Worte noch einmal wiederholen, aber wieder regte sich keine Zunge in der Versammlung. „Hm! rief Buckingham, das ist eine seltsame Hartnäckigkeit! Sagt doch nur auf irgend eine Art eure Meinung, Freunde. Es geschieht ja ohnehin nur aus einer besondern Gefälligkeit gegen euch, daß wir euch fragen, denn die Lords und Gemeinen haben hinlängliche Gewalt, einen König zu bestimmen. Aber ich wünschte doch auch von euch ausdrücklich zu hören, ob ihr den Herzog von Glocester zu eurem Herrn haben wolltet oder nicht." Nach allen diesen Bemühungen riefen Einige vom niedrigen Pöbel, angespornt durch Buckinghams und Glocesters Bedienten, mit schwacher Stimme: „Gott erhalte den König Richard!" — Das galt dann für die Stimme der Nation, ja für die Stimme Gottes. Zum Überfluß stellte sich Richard noch eine Weile, als könne er es gar nicht glauben, und als er endlich die Krone annahm, that er noch, als ergebe er sich bloß in die Nothwendigkeit und in den gemeinschaftlichen Willen des Volks.

Daß seines Bruders Söhne nun nicht am Leben bleiben konnten, versteht sich von selbst. Im Tower saßen sie bereits, und bald erfolgte an den Befehlshaber dieser Burg, Sir Robert Brakenbury, der Befehl, sie heimlich erwürgen zu lassen. Brakenbury erklärte fest, daß diese Handlung weder mit seiner Ehre noch mit seinem Gewissen bestehen könne. Der Tyrann wandte sich nun an Sir James Tyrrel, der sich williger finden ließ, und diesem mußte nun Brakenbury die Schlüssel zum Tower auf eine Nacht übergeben. Tyrrel wählte sich drei feile Mordgesellen, mit denen er um Mitternacht in das Schlaf-

zimmer der Prinzen drang. Beide schlummerten in tiefer Ruhe. Die Mörder erstickten sie mit Betten und Kissen, begruben die nackten Leichname unter einer Treppe und warfen einen Haufen Steine auf die Stätte *).

---

59. Richard III.

(1483 — 1485.)

Um sich in dem Besitze des durch so viele Verbrechen erworbenen Thrones zu befestigen, dachte der Tyrann nun darauf, seine Gehülfen zu belohnen, und die, welche noch nicht seine Freunde waren, zu gewinnen. Aber bald brachen Spaltungen zwischen ihm und dem Einflußreichsten seiner Verbündeten, dem Herzog von Buckingham, aus, den Richard, wie es scheint, eben darum verderben wollte, weil er das vorzüglichste Werkzeug seiner Erhebung gewesen war. Von Stund an wurde Buckingham aus einem warmen Freunde ein heftiger Feind des Anmaßers. Die Anhänger des Hauses Lancaster richteten damals ihre Augen auf den Grafen Heinrich von Richmond, der mütterlicher Seits aus diesem Geschlechte stammte, und am Hofe des Herzogs von Bretagne lebte, wohin er nach der Schlacht bei Tewkesbury geflüchtet war, um Eduards IV. Verfolgungen zu entgehen. Buckingham hatte den Gedanken, diesen Prinzen auch der Yorkschen Partei dadurch annehmlich zu machen, daß er insgeheim eine Vermählung desselben mit Eduards IV. ältester Tochter Elisabeth in Vorschlag brachte. So hoffte

*) Einige Schriftsteller haben diesen Frevel geläugnet, und Richards Andenken davon reinigen wollen. Ihre Gründe sind geprüft und widerlegt von Lingard, Vol. III. p. 674. Ed. in 4.

er nicht bloß, dem neuen Bewerber alle Stimmen zu verschaffen, sondern auch den langen Streit zwischen der rothen und weißen Rose durch die Vereinigung beider auf immer beizulegen. Die geheimen Unterhandlungen begannen hierauf mit dem Grafen und mit der verwittweten Königin; beide willigten mit Freuden ein; es ward Geld aufgebracht und dem Grafen zugesandt; in den entfernteren Provinzen warben die Lancastrier Truppen, und wer das Unternehmen erfuhr, beeiferte sich, es zu unterstützen.

Als Richard III. von diesen Bewegungen Kunde erhielt, stutzte er nicht wenig. Zuerst spielte er den Unwissenden, und lud den Herzog von Buckingham recht freundlich ein, an den Hof zu kommen, aber dieser antwortete ihm an der Spitze eines Heeres in Wales, mit welchem er dem ganzen Reiche das Zeichen zum Aufstande gab (October 1483). Aber zum Unglück traten jetzt so heftige Regengüsse mit so unerhörten Stürmen ein, daß die Wege ganz ungangbar wurden, die Nahrungsmittel verdarben, und Menschen und Vieh erkrankten. Dies Ungewitter hielten die abergläubischen Landleute für eine göttliche Mißbilligung ihres Vorhabens, und dies und die eintretende Hungersnoth bewog sie, Buckingham zu verlassen. Dieser ward nun von einigen Spionen des Königs überrascht, gefangen und vor Richard geführt. Proceß, Urtheil und Enthauptung waren eins. Noch viele andere Anführer mußten bluten, und dies dämpfte den Aufruhr so schnell, daß selbst der Graf von Richmond, der schon mit der Flotte unterweges gewesen war, für gut fand, schnell wieder nach Frankreich zurückzukehren.

Aber der Entwurf, der jetzt mißlungen war, ward darum nicht aufgegeben, und gelang zwei Jahre darauf

desto glücklicher. Der allgemeine Abscheu vor dem Tyrannen verschaffte dem Grafen immer mehr thätige Freunde; auch der König von Frankreich, Karl VIII., unterstützte ihn mit Geld, und die Lancastrier ließen es an geheimen Werbungen im Lande selbst nicht fehlen. So landete denn Richmond wirklich mit sechstausend Mann in Milford-Haven, an der Küste von Wales (7. Aug. 1485), und sah in kurzem alle Anführer der Lancasterschen Partei in seinem Lager versammelt. Richard, der Zeit gehabt hatte, sich auf diesen Fall vorzubereiten, ging ihm mit einem weit zahlreichern Heere entgegen, und traf ihn in der Ebene von Bosworth, unweit der Stadt Leicester. Am 21. August kam es zur Schlacht. Was Richard befürchtet hatte, geschah; seine eigenen Leute liefen schaarenweise zu dem Feinde über, und der Lord Stanley verließ ihn auf einmal mit siebentausend Mann. In dieser Noth wagte er einen Verzweiflungsstreich. Er suchte seinen Gegner Richmond auf, und stürzte mit eingelegter Lanze wie ein wildes Thier auf ihn los, und Jener würde ihm auch nicht gewichen seyn, wenn seine Freunde den Wüthenden nicht früher aufgefangen und durchbohrt hätten. Nach seinem Falle ward die Flucht allgemein, und der Sieg war für den Grafen entschieden. Noch auf dem Schlachtfelde riefen Freunde und Feinde ihn unter dem Namen Heinrich VII. zum Könige aus, und schmückten ihn mit einer kleinen Krone, die Richard während des Treffens getragen hatte. Den Leichnam des letztern zog man unter einem Haufen von Erschlagenen, ganz unkenntlich und mit Blut besudelt, hervor, beschimpfte ihn noch auf alle Weise, und brachte ihn nach dem nahen Städtchen Leicester, wo er ganz still in einer Kirche begraben ward. So endete die mit König Heinrich II. begonnene Dynastie der Plantagenet auf dem

Englischen Thron, und mit ihr der dreißigjährige Bürgerkrieg zwischen den Parteien der rothen und weißen Rose, in welchem das edelste Blut in Strömen geflossen war. Die jetzt eintretende Ruhe gab den Bestrebungen der Nation allmählig eine neue Richtung, so daß dieser Kampf zugleich als die Grenze zwischen dem Mittelalter und der neuern Zeit in England angesehen werden kann.

---

60. Italien seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts.

Wie nach dem Tode des ersten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti, der Staat desselben dem Untergange nahe war, haben wir oben (Abschn. 23.) gesehen. Zehn Jahre nachher wurde sein ältester Sohn Johann Maria, ein Ungeheuer von Grausamkeit und wildem Blutdurst, der sich die Verbrecher überliefern ließ, um sie von seinen Hunden hetzen und zerreißen zu lassen, ermordet (1412); jetzt aber erhob sich dessen jüngerer Bruder, Philipp Maria, mit unerwarteter Thätigkeit, rächte den Tod Johann Maria's an den Mördern, und strebte nach der Wiederherstellung der Macht seines Vaters. Diesem war er in manchem Betracht an Gemüths- und Denkungsart ähnlich. Wie Johann Galeazzo glühte er von Ehrgeiz, ohne den Muth zu haben, sich an die Spitze eines Heeres zu stellen, übte er eine treulose Staatskunst, die Feinde und Freunde betrog, suchte er auf versteckten und krummen Wegen zu seinem Ziele zu gelangen, aber an Geistesgaben und Willensstärke kam er ihm nicht gleich. Indeß gewann er durch verrätherische List und durch die

kriegerische Tüchtigkeit seines Feldherrn Carmagnola viele Städte wieder, die unter seines Vaters Botmäßigkeit gestanden hatten und während seiner Minderjährigkeit verloren gegangen waren, und trachtete nach neuen Erwerbungen. Genua, der größten innern Zerrissenheit Preis gegeben, und von Carmagnola bedrängt, begab sich unter seine Oberhoheit (1421); als er aber anfing, seines Vaters Absichten auf Toscana zu erneuern, und Forli besetzte (1422), erwachten die Florentiner aus ihrer Ruhe. Sie ergriffen die Waffen, erlitten aber bei Zagonara eine Niederlage (1424), und ein Versuch, den sie machten, mit Hülfe der Ausgewanderten Genua zum Aufruhr und zur Empörung zu bringen, mißglückte gleichfalls. Aber ein großer von Philipp Maria selbst begangener Fehlgriff gab seinen Feinden eine mächtige Waffe in die Hände. Mit dem gewöhnlichen Mißtrauen der Tyrannen fing er an, den Geist, den Reichthum und das Ansehn seines Feldherrn Carmagnola zu fürchten, und suchte ihn zu demüthigen. Carmagnola floh nach Venedig, schreckte diesen Staat durch Enthüllung der ihm wohl bekannten ehrgeizigen Absichten des Herzogs, und unterstützte dadurch die Florentiner, welche Venedig zur Theilnahme an ihrem Kriege zu bewegen suchten *). Venedig ließ sich auch bereitwillig finden, und stellte den Carmagnola an die Spitze seiner Heere (1426). Die erste That, womit dieser sich an seinem alten Herrn rächte, und dem neuen nützte, war die Eroberung von Brescia. Dieser Schlag wirkte. Visconti, der wegen dieses Angriffs auch Forli hatte verlassen

*) „Genua, sagt der Florentinische Gesandte bei Simonetta, weil ihr ihm Hülfe versagtet, machte Philipp Maria zum Herrn, wir, wenn ihr abermals zaudert, werden ihn zum König machen müssen, ihr dann zuletzt zum Kaiser."

müssen, fügte sich einem Frieden, und überließ Brescia den Venetianern. Aber bald bereute er diese, von seinen eignen Unterthanen gemißbilligte Nachgiebigkeit, und ergriff im Vertrauen auf den Geist und das Glück der beiden berühmtesten Condottieri seiner Zeit, des Francesco Sforza und des Piccinino, die Waffen von Neuem; doch seine Heere erlitten bei Maccalo durch Carmagnola eine große Niederlage (1427), und er mußte sich durch die Abtretung von Bergamo und einem Theil des Gebiets von Cremona einen neuen Frieden erkaufen.

Die Florentiner gewannen nichts dabei, als einige Ruhe, um sich zu neuen Kämpfen zu stärken. Denn als sie Lucca angriffen, trat der Herzog wieder gegen sie auf und kam der Stadt zu Hülfe. Venedig schloß sich wieder an die Florentiner an, voll Begierde, jetzt Cremona zu erlangen. Allein Carmagnola's Unglück vereitelte diese Hoffnungen. Er ward bei Soncino völlig geschlagen, und eine ansehnliche, mit großen Kosten ausgerüstete Venetianische Flotte auf dem Po völlig vernichtet. Dieses Unglück stürzte ihn ins Verderben; die Venetianische Regierung opferte ihn ihrem Argwohn und ihrer Rachsucht. Unter dem Scheine, sich mit ihm besprechen zu wollen, lockte man ihn nach Venedig, ließ ihn auf die Folter spannen, um ein Geständniß seiner Schuld von ihm zu erpressen, und enthaupten. Zum Glück war der Herzog von Mailand durch seinen Sieg erschöpft, und ein abermaliger Friede (1433) stellte Alles auf den alten Fuß her.

Aber der rege Ehrgeiz Philipp Maria's ruhete nicht, um die Schranken zu durchbrechen, welche ihm die beiden Republiken setzten. Er begann den Krieg von Neuem; Brescia sollte wiedergewonnen werden, der tapfere und kriegskundige Piccinino erhielt den Auftrag dazu. Aber

diesmal fand dieser einen tüchtigen Gegner an dem Nebenbuhler seines Ruhms und seiner Kunst, dem Francesco Sforza, der in diesem Kriege den Verbündeten seinen Geist und seine Heere lieh. Beide Republiken, besonders Venedig, boten alle ihre reichen Kräfte auf. Das Kriegsglück wechselte; plötzlich aber bot der Herzog, beleidigt von seinen Condottieri, die, weil er kinderlos war, ihn noch bei seinem Leben beerben wollten, und für ihre Dienste Städte und Länder forderten, selbst den Frieden an. Er wandte sich an Sforza, dem er seine uneheliche Tochter zur Ehe versprach, und unter dessen Vermittelung kam der Friede zu Stande, zum größten Schmerz des überraschten Piccinino. Venedig behielt alle seine Eroberungen, und gewann noch Peschiera und einige andere Örter, auf Kosten des Herzogs von Mantua, der mit Mailand verbunden gewesen war (1441). Ravenna mit seinem Gebiet ergab sich freiwillig an Venedig, welches auf diese Weise langsam aber sicher seine Macht auf dem festen Lande ausbreitete, worauf jetzt sein Ehrgeiz gerichtet war. Florenz dagegen ging ohne Erweiterung seines Gebiets aus allen diesen Kriegen hervor, denn selbst der Versuch Lucca zu erlangen, wollte nicht gelingen, und es hatte seine Kräfte nur angestrengt, um sich, nach dem Ausdrucke Macchiavels, in Armuth und Uneinigkeit zu stürzen, den Venetianern aber Herrschaft und Macht zu verschaffen. Statt Mailands mußte daher jetzt Venedig den Florentinern Besorgniß erregen, und dieses zeigte sich schon in der Art, wie sie bei dem Tode des unruhigen Philipp Maria (1447) an dem Kampfe über dessen Herzogthum Theil nahmen.

Ehe wir aber diesen Kampf erzählen, müssen wir der früheren Begebenheiten in Neapel erwähnen. Dem Kö-

nige Ladislaus (oben Abschn. 23.) war in der Regierung dieses Reiches seine Schwester Johanna II., gefolgt, eine wegen ihres Leichtsinns und unsittlichen Wandels berüchtigte Fürstin. Ihr Hof war der Schauplatz großer Ränke und Unruhen, zu welchen ihr Einverständniß mit einem gewissen Pandolfello Alopo, dem sie sich und ihr ganzes Reich überließ, den Grund legte. Da dieser Günstling von niederm Stande war, so erbitterte seine Gewalt die Barone um so mehr, und sie verlangten von der Königin, sie solle, da sie von ihrem verstorbenen Gemahl, dem Herzoge Wilhelm von Österreich, keine Kinder hatte, zu einer zweiten Ehe schreiten. Sie willigte endlich ein, dem Grafen Jacob von Bourbon, Grafen de la Marche, aus dem königlichen Hause von Frankreich, ihre Hand zu geben (1415), dem aber die Bedingung gemacht ward, sich des königlichen Titels und Rechts zu enthalten. So hoffte sich Pandolfello neben ihm behaupten zu können, zumal da er auch den ältern Sforza, der ein berühmter Condottiere und von Ladislaus mit Gütern im Königreiche beschenkt war, auf seine Seite gezogen hatte. Als aber der Graf de la Marche in Neapel erschien, so bedienten sich ihrer Seits die eifersüchtigen Barone gerade seiner, um ihren verhaßten Feind zu stürzen. Sie bewogen ihn, dem Namen und der That nach als König aufzutreten, worauf er, ihren Vorstellungen und Einflüsterungen gemäß, Pandolfello hinrichten, Sforza ins Gefängniß werfen ließ, und die Königin so einschränkte, als ob sie eine Gefangene wäre.

Allein diese Eintracht zwischen dem neuen Könige und den Baronen dauerte nicht lange. Die Franzosen, die ihn umgaben, machten ihn verhaßt, und es entstanden Bewegungen zu Gunsten der Königin, die endlich ihre

Freiheit und ihre Gewalt wiedererhielt. Der König verließ bald nachher das Reich (1419) und ging in ein Kloster. Johanna, ihres Gemahls entledigt, überließ sich um so ungescheuter einem neuen Lieblinge, dem Caracciolo, der an ihrer Statt die ganze Regierung leitete. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch Neid und Haß erregte; besonders fand sich Sforza verletzt und gekränkt. Um sich an dem Günstlinge und der Königin zu rächen, beschloß er, ermuntert von dem durch Caracciolo beleidigten Papst Martin V., die Ansprüche des Hauses Anjou zu befördern, und rief Ludwig III. den Sohn Ludwigs II., der Ladislaus bekämpft hatte, herbei. Die Königin und ihr Anhang bedienten sich in dieser Noth der Eifersucht, die zwischen Sforza und einem andern sehr angesehenen Condottiere, dem Braccio di Montone, herrschte. Sie nahmen den Letztern in ihren Dienst, und um einen noch stärkern Rückhalt zu gewinnen, riefen sie den König Alfons V. von Aragonien, der eben mit der Eroberung von Corsika beschäftigt war, zu Hülfe, indem ihm die Königin die Nachfolge in Neapel versprach (1421). Dadurch gelang es dieser, Ludwig und Sforza, die schon bedeutende Fortschritte gemacht hatten, wieder zurückzutreiben, und sich und ihr Reich zu behaupten.

Aber nun brach Feindschaft zwischen ihr und ihrem Schützer aus. Alfons traf Anstalten, sich des Reichs so zu versichern, daß er den schon sichtbar gewordenen Wankelmuth der Königin und die Eifersucht ihres Lieblings nicht zu fürchten brauchte; er bemächtigte sich der Person des Caracciolo und wollte mit der Königin das Gleiche thun. Aber diese rettete sich, zog nun den Sforza wieder in ihren Dienst, rief jetzt selbst Ludwig von Anjou herbei, und nahm ihn an Kindes Statt an (1423). Jetzt ward

Alfons zurückgedrängt, und behielt nur einige Puncte; Ludwig von Anjou aber mußte in Calabrien zu Cosenza bleiben, um einige Aragonisch gesinnte Barone und Sicilien zu bewachen. Um so ungehinderter schaltete Caracciolo als Herr und Gebieter des Ganzen.

Zwar schienen sich für Alfons neue Aussichten zu eröffnen, als Caracciolo sich endlich durch seinen Übermuth selbst stürzte und Ludwig ohne Kinder starb (1434). Als aber auch die Königin gestorben war (1435), fand man in ihrem Testamente Ludwigs Bruder Renatus zum Erben eingesetzt. Alfons beschloß nun, sein Recht mit den Waffen geltend zu machen, und es nicht allein mit Renatus, sondern auch mit dem Papst Eugen IV. aufzunehmen, der anfangs seine oberlehnsherrlichen Rechte über Neapel für sich geltend machen wollte, zuletzt sich für Renatus erklärte. Die Neapolitanischen Barone waren zwischen beiden Bewerbern getheilt.

Im Anfange schien für Alfons Alles verloren. Denn indem er Gaeta belagern wollte, wurde er von den Genuesern, die dieser Stadt aus Handelseifersucht zu Hülfe kamen, geschlagen, gefangen, und ihrem damaligen Oberherrn, dem Herzoge von Mailand, überliefert. Aber Alfons rettete sich mit Klugheit und Gewandtheit. Er stellte dem Herzoge vor, welche Gefahr daraus erwachsen würde, wenn die Franzosen sich in Neapel festsetzten, weil sie zu ihrer Sicherheit auch nach Genua und Mailand streben müßten und würden *), und überzeugte den Herzog davon so, daß er ihm die Freiheit und seine Freundschaft schenkte. Dazu kam noch, daß Renatus beim Tode der Johanna in der Gefangenschaft des Herzogs von Burgund schmachtete,

*) Wie gegründet diese Betrachtung war, wird die Neuere Geschichte lehren.

und als er daraus entlassen wurde, durch die Bezahlung eines schweren Lösegeldes so in Armuth versetzt ward, daß ihm, als er nach Neapel kam, die nothwendigen Geldmittel fehlten. So gelang es dem Alfons zuletzt, ihn aus dem Reiche zu verdrängen (1442) und bald darauf vom Papste die Belehnung zu erhalten. Nach ferneren Erwerbungen in Italien strebte er nicht, sondern begnügte sich bis an seinen Tod (1458), in die Verhältnisse dieses Landes als bewaffneter Vermittler einzugreifen, und durch seine Verbindungen mit Einzelnen die Störung des Gleichgewichts von Innen abzuwehren, oder durch die Vereinigung Aller, dem Auslande entgegenzutreten.

---

61. Francesco Sforza.

(Geb. 1401, gest. 1466.)

Der erste Italienische Heerführer, welcher statt der fremden Söldnerschaaren, deren man sich im Kriege bediente, einheimische, aus gebornen Italienern bestehende, bildete, war Alberich von Barbiano. Er trat gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf, und erlangte bald einen solchen Ruf, daß der Dienst in seiner Schaar für die beste Kriegsschule galt. Fast Alle, die sich in Italien späterhin auf dieser Bahn auszeichneten, sind aus derselben hervorgegangen. Bei diesen Rottenführern, Condottieri genannt, bildeten sich allmählig andere Zwecke, als bei den früher gebrauchten Ausländern. Wollten diese durch Raub und Plünderung bloß Schätze erwerben, so strebten jene zuletzt nach Land und Herrschaft auf dem heimischen Boden. Eben so zweideutig in ihrer Treue als die Fremden, waren diese Italienischen Condottieri den Fürsten und Re-

publiken, denen sie dienten, aus diesem Grunde um so gefährlicher. Es bedurfte daher einer großen Kunst, welche die Herzoge von Mailand, und Philipp Maria besonders, wohl verstanden, die Spannung und Feindschaft, welche zwischen den Condottieri selbst herrschte, zu benutzen, um den einen durch den andern in Schranken zu halten. Leichter konnte dies geschehen, seit sich förmlich zwei Parteien unter ihnen gebildet hatten, die eine von Braccio di Montone, die andere von dem ältern Sforza geleitet. Bei diesen Beiden sprach sich jenes Bestreben nach Land und Herrschaft auch am bestimmtesten aus, und der Erstere schien sich diesem Ziele am meisten zu nähern. Er hatte den kraftlosen Zustand des Kirchenstaats während des Kostnitzer Conciliums benutzt, das ganze Gebiet zwischen Perugia und Rom in seine Gewalt gebracht, auch auf die letztere Stadt schon seinen Blick gerichtet, ja von einem Italienischen Königthume geträumt. Denn auch die eben erzählten Neapolitanischen Händel, in welchen er von der einen Partei gebraucht ward, wollte er zur Erweiterung seiner Herrschaft benutzen, und zu Capua, das er schon besaß, das sehr wichtige Aquila hinzufügen. Hieran sollte ihn Sforza hindern, der, mit der Würde eines Connetable bekleidet und mit reichen Gütern ausgestattet, in diesem Königreiche gleichfalls schon mächtig war und der andern Partei diente. Allein beide Häupter endeten hier ihre Laufbahn. Auf dem Wege gegen Braccio ertrank Sforza in den Wellen des Pescara, und Braccio verlor gegen Sforza's Heer Sieg und Leben (1424).

Aber Beider Ruhm, Eifersucht und Wünsche vererbten sich, von Braccio auf den Piccinino, von Sforza auf seinen Sohn Francesco. Die oben erzählten Kriege des Herzogs von Mailand Philipp Maria gegen Florenz und

Venedig haben schon gezeigt, wie Beide ihre Eifersucht und ihren Ruhm bewährten. Wenn aber das Glück den Sforza weit mehr begünstigte, und ihn auf den herzoglichen Thron von Mailand hob, so schien es auch dem größern Verdienst zu huldigen. Sforza war der Abgott aller Krieger. Die Würde seiner Gestalt unterstützte seine Beredsamkeit, wenn er seine Schaaren zum Kampfe ermunterte; und wenn er mit seinem blitzenden Schwert den Flüchtigen sich entgegenwarf, wirkte seine durch ihre Stärke ausgezeichnete Stimme, wie der Donner durch das Schlachtgetümmel *). Indem er mit derselben Strenge, mit welcher er sich beherrschte, auch von seinen Soldaten den Gehorsam erzwang, gewann er auch ihre Liebe durch Großmuth und Freigebigkeit und durch die Lust, die er bezeigte, sie geschmückt in Gold, Silber und Seide zu sehen. Im offnen Kampfe der Waffen entwickelte er kriegskünstlerische Einsicht, und in Verlegenheiten einen Reichthum von Hülfsmitteln; in der Behandlung und Leitung der verwickelten Verhältnisse der Italienischen Staaten bewies er sich durch Besonnenheit und Schlauheit als Meister in jener arglistigen Staatskunst, welche der Geist und der Zustand dieses Landes erzeugt hatte.

Alle diese Eigenschaften halfen ihm das große und glänzende Ziel erringen, welches der Tod des kinderlosen Herzogs Philipp Maria ihm setzte. Er hatte, wie wir wissen, die uneheliche Tochter desselben geheirathet, aber mehr als von diesem Anspruche mußte er von der Schärfe seines Schwerts und seines Verstandes die Vernichtung

*) Als die Venetianer einmal während der Nacht sein Lager überfielen, weil sie ihn abwesend glaubten, eilte Sforza den Soldaten voran, und rief mit seiner furchtbaren Stimme: ich bin hier! um Jene dadurch aus ihrem Irrthum zu reißen und zurückzuscheuchen.

der Schwierigkeiten erwarten, welche sich ihm entgegenstellten. Mailand selbst, von dem schrecklichen Joche der Visconti endlich befreit, wollte, um einem neuen zu entgehen, eine freie Verfassung begründen; andere Staaten, wie Florenz, schienen dies begünstigen zu müssen, oder sie suchten, wie Savoyen, Ferrara, Venedig, und sogar Frankreich *), das Mailändische ganz oder theilweise für sich zu gewinnen. Florenz wurde zwar durch die persönliche Freundschaft Sforza's mit dem dort Alles geltenden Cosmus von Medici, zur Begünstigung seiner Zwecke bewogen, übrigens mußte er Alles von seiner Klugheit erwarten. Er trat zuerst mit scheinbarer Verzichtleistung in die Dienste des neuen Mailändischen Freistaates, bemächtigte sich aber doch der Stadt Pavia, in deren Schlosse er einen aufgehäuften Schatz fand, und wußte die gerechten Besorgnisse der Mailänder über diesen Schritt zu beschwichtigen. Sein nächstes Augenmerk richtete er darauf, die Venetianer von der Besetzung Mailands abzuhalten. Es gelang ihm, sie aus Piacenza zu vertreiben; darauf erfocht er einen glänzenden Sieg über ihre Flotte, die der Stadt hatte zu Hülfe kommen sollen, bei Casalmaggiore, und brachte ihnen noch einen dritten Schlag bei Caravaggio bei (1448). In beiden Schlachten erlangte er durch seine Geistesgegenwart und Klugheit den Sieg **).

*) Der Herzog Ludwig von Orleans war, wie schon oben (Abschn. 40.) erwähnt ist, mit Valentina, der Schwester Philipp Maria's, vermählt gewesen, und Karl VII. wollte die daher rührenden Ansprüche dieses Hauses unterstützen.

**) Blutig waren diese Schlachten nicht; die Condottieri begnügten sich, ihre Feinde zu fangen und zu entwaffnen. Nach Macchiavelli's Erzählung soll in einer viel gepriesenen Schlacht bei Anghiari (1440), welche vier Stunden dauerte, nur ein einziger

Die aus allen Eroberungen verdrängten Venetianer mußten für ihr altes Besitzthum fürchten, denn Sforza rüstete sich, Brescia zu belagern, das ihm die Mailänder zu seinem Eigenthume angewiesen hatten. Aber diese selbst fürchteten Sforza schon längst. Nur mit einem großen Aufwande von Schlauheit war er bisher im Stande gewesen, die Ränke seiner Feinde, unter denen die Piccinini besonders rege waren, zu vereiteln; er mußte besorgen, daß Mailand sich mit Venedig gegen ihn verbinden möchte. Er beschloß also, seinen Feinden zuvorzukommen, und machte selbst mit den Venetianern einen Bund, kraft dessen er Alles, was er im Gebiet von Brescia und Bergamo erobert hatte, räumte, und ihnen Crema und die Ghiara d'Adda überließ; Venedig versprach dagegen ihm mit Truppen und Geld zur Eroberung Mailands zu helfen. Vom Pferde herab machte er den versammelten Soldaten diesen Entschluß bekannt, der mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward.

Die Mailänder, jetzt mit einem Kriege und einem Herrn bedrohet, rüsteten sich gegen beides mit höchster Erbitterung, wurden aber durch die reißenden Fortschritte Sforza's immer mehr bedrängt, der sein Lager endlich vor den Mauern ihrer Stadt aufschlug. Doch nun verschaffte ihnen nicht ihr Unglück, sondern Sforza's Glück, Hülfe und Freunde. Die Venetianer, besorgt über die Fortschritte ihres Verbündeten, erkannten jetzt, wie viel nützlicher es für sie seyn würde, Mailand als Republik

---

Mensch geblieben seyn und auch dieser nur, weil er vom Pferde gestürzt und zertreten wurde. Die Italiener waren daher ganz verwundert und empört über die Barbaren, die Franzosen und Savoyarden, welche den Krieg, als sie daran Theil nahmen, mit blutigem Ernst führten.

neben sich zu haben. Nachdem sie noch Lodi durch Sforza's Vermittelung erlangt hatten, kündigten sie ihm ihr mit Mailand geschlossenes Bündniß an, vermöge dessen diese Stadt mit dem ganzen Gebiet zwischen der Adda, dem Ticino und Po, mit Ausschluß von Pavia, einen Freistaat bilden, er aber als Herr von Alessandria, Tortona, Parma, Pavia, Cremona u. a. m. erkannt werden sollte.

Sforza verhehlte seinen Unwillen hierüber besser als seine Soldaten, welche die abziehenden Venetianischen Schaaren beinahe gemißhandelt hätten, und suchte durch List zu seinem Ziele zu gelangen. Scheinbar bereit, diesem Frieden beizutreten, schickte er Abgeordnete nach Venedig, wollte aber dadurch nur Zeit gewinnen und die Venetianer hinhalten, um indeß die Mailänder, welche sich durch diese Unterhandlungen und einen Waffenstillstand, den Sforza eingegangen war, ganz sicher wähnten, rasch zu bezwingen. Und der Plan gelang vortrefflich. Die Mailänder eilten ihre Felder mit dem Korne, welches sie in der Stadt noch vorräthig hatten, zu besäen. Sobald dies, wie es Sforza vorher berechnet hatte, geschehen war, erklärte er, daß er den von seinen Gesandten eingegangen Frieden nicht bestätigen werde, und begann, da der Waffenstillstand abgelaufen war, die Einschließung Mailands von Neuem. Um die Zahl seiner Feinde zu vermindern, brachte er Savoyen durch einige Aufopferungen zur Ruhe. Unterdessen stieg die Noth in Mailand auf den höchsten Gipfel; denn die Schaaren der Venetianer, die der Stadt zu Hülfe kommen sollten, hielt Sforza um so leichter ab, weil weder der Feldherr noch die Regierung von Venedig Alles thaten, was sie hätten thun können, der erstere aus persönlichen Rücksichten, die zweite, weil sie hoffte, Mailand, auf's äußerste gebracht,

werde sich zuletzt lieber ihr als dem Sforza überliefern. Allein alle Parteien in Mailand waren gerade in dem Widerwillen gegen Venedig einig, wie sehr sie auch sonst über den, bei dem man Rettung suchen sollte, uneinig waren. In einer allgemeinen Versammlung schlugen Einige den König von Neapel, Andere den König von Frankreich, noch Andere den Papst dazu vor, allein diese Helfer waren, andere Bedenklichkeiten nicht gerechnet, allzufern; endlich wagte Einer, Sforza zu nennen. Der Gedanke, daß dieser sofort die ungeheure Noth, unter der Alle litten, enden könne, durchfuhr alle Gemüther; der Haß schwieg, das Verlangen nach ihm sprach sich laut aus, und die Thore wurden eröffnet, um ihn zu empfangen. Sforza rückte hierauf mit seinem Heere heran, und ließ die Soldaten sich mit Brot beladen, um das entgegenströmende hungrige Volk zu erquicken. So ritt er, an der Spitze seiner Schaaren und umrauscht von dem Jubel des Volks, in die Stadt ein (26. März 1450). Sein erster Weg ging in die Kirche der Jungfrau Maria, der Beschützerin des Viscontischen Hauses, der er vom Pferde herab, weil die ihn umwogende Menge ihm nicht abzusteigen erlaubte, dankte, während er selbst, so über Alle hervorragend, der Schutzgott schien, dem das frohlockende Volk seine Blicke und seinen Dank zuwendete. Die Venetianer sandten zwar den Jacob Piccinino, den sie in Sold nahmen, wider den neuen Herzog von Mailand, und König Alfons von Neapel, mit ihnen verbündet, griff die Florentiner an, aber Beides blieb ohne Erfolg, und der Krieg endete mit einem gemeinsamen Bunde der vier Mächte, Florenz, Neapel, Mailand und Venedig, um die Ruhe im Innern und Sicherheit gegen Außen zu behaupten.

Diesem Systeme blieb Sforza bis an seinen Tod (1466) auch treu. Als nach Alfons Ableben dessen unehelicher Sohn und Nachfolger in Neapel, Ferdinand I., von dem Papste und den unruhigen Baronen bedrängt ward, und die Letzteren Johann von Anjou, einen Sohn des Prätendenten Renatus, herbeiriefen, hielt Sforza die Florentiner, welche diesen Johann unterstützen wollten, davon ab, vermochte sie und die Venetianer zur Neutralität, und vermählte seine Tochter, die geistreiche und gelehrte Hippolyta, mit Ferdinands ältestem Sohne Alfons. Eine andere uneheliche Tochter hatte er mit Piccinino vermählt, wodurch die alte Feindschaft zwischen der Sforzaischen und Braccianischen Partei beigelegt schien. Piccinino aber ward gleich nach seiner Heirath das Opfer einer schändlichen Treulosigkeit des Königs Ferdinand von Neapel, der ihn zu sich lockte und umbringen ließ. Sforza ward von Vielen beschuldigt, um diese Verrätherei gewußt und sie befördert zu haben, doch wahrscheinlich ohne Grund.

Galeazzo Sforza, seines Vaters Franz Nachfolger im Herzogthum Mailand, war von den Eigenschaften desselben nicht entblößt, besaß aber dabei eine solche Bösartigkeit des Gemüths, daß der Verdacht aufkommen konnte, er habe seine Mutter vergiftet. Er war im hohen Grade prunksüchtig und grausam, und seine freche Lüsternheit brachte in die edelsten Häuser Mailands Schande und Trauer. Der Haß, den ihm diese Unthaten zuzogen, erzeugte eine Verschwörung, als deren Opfer er 1476 in einer Kirche, von Dolchstichen getroffen, fiel. Sein Sohn Johann Galeazzo, erst acht Jahre alt, wurde als sein rechtmäßiger Nachfolger anerkannt.

---

62. Venedig.

Dieser Staat zeichnete sich unter den übrigen Republiken Italiens nicht nur durch großen Reichthum und daher rührende Macht, sondern auch durch eine seltene Klugheit, Ordnung und Festigkeit seiner Staatseinrichtungen aus, welche allmählig zum strengsten Aristokratismus erwachsen, mit der größten Feinheit und Umsicht in einander geschlungen und ausgebildet, mit der ängstlichsten Sorgfalt beschützt und bewacht wurden. Venedig entging dadurch den inneren Stürmen, welche andere Italienische Staaten zerrütteten, schwächten und Tyrannen oder Fremden in die Hände lieferten, aber der Charakter der Regierung gedieh auch zu starrer, liebloser Härte und argwöhnischer Niederhaltung jedes selbständigen Strebens, die nur so lange als den herrschenden Geschlechtern noch Venedigs Größe über Alles ging, keine schädlichen Folgen erzeugten.

Die Dogenwahlen, an denen lange Zeit das Gesammtvolk Antheil gehabt, waren häufig mit tumultuarischen Auftritten begleitet gewesen, und hatten den Parteiumtrieben ein weites Feld eröffnet. Als nun im Jahre 1172 der Doge Vital Michieli, weil er im Kriege unglücklich gewesen und eine Vermögenssteuer ausgeschrieben, in einem Volksaufstande ermordet wurde, gab dies, um ähnlichen Freveln für die Folge vorzubeugen, Veranlassung zu einer großen Staatsveränderung. Es ward verordnet, daß aus den angesehensten Männern elf gewählt werden sollten, um den neuen Dogen zu ernennen, und zugleich ein großer Rath von 450 bis 480 Gliedern eingesetzt, der anfangs als ein vom Volke gewählter, das-

selbe zu vertreten schien, aber doch schon den durch Geburt und Reichthum Ausgezeichneten, die vorzugsweise hinein kamen, als Grundlage überwiegender Macht diente. Die Wahlart des Dogen blieb zwar noch schwankend, aber das Volk konnte den frühern Einfluß darauf nicht wiedergewinnen. Indem auf diese Weise die Aristokratie sich zu bilden begann, richtete sich die Eifersucht des Adels auch nach oben, zur Verminderung der Gewalt des Dogen. Denn in dieselbe Zeit fällt die Bestimmung, welche demselben sechs Räthe nach der Wahl des großen Raths an die Seite setzt, ohne deren Zuziehung er in keiner Staatsangelegenheit entscheiden durfte. Dieser kleine Rath mit dem vorsitzenden Dogen hieß die Signoria; in der Folge wurden auch die drei Häupter des Rathes der Vierzig, einer Criminalgerichtsbehörde, die aber noch außerdem einen großen Wirkungskreis hatte, darein aufgenommen. Noch konnte indeß der Doge den Beschränkungen von Seiten des kleinen Raths dadurch entgegen wirken, daß er verfassungsmäßig in wichtigen Fällen angesehene Bürger (die Pregadi) zur Berathung zusammenrief; noch war auch der Eintritt in den großen Rath jedem Venetianischen Bürger eröffnet; denn diese Versammlung wurde alljährlich durch zwölf Wähler, zu denen jedes der sechs Stadtviertel zwei ernannte, erneuert; und in so fern blieb noch immer ein demokratisches Element in der Verfassung. Aber allmählig wurde es immer mehr zurückgedrängt. Der große Rath, fast nur aus den Familien genommen, die sich durch Adel des Geschlechts oder Reichthum auszeichneten, riß nach und nach die Ernennung aller Magistrate an sich, auch der Pregadi, deren jährlich sechzig bestimmt wurden, deren Auswahl folglich dem Dogen genommen ward; endlich ernannte er auch seine eignen Wähler. Auf diese Weise

war nun eine Geschlechterherrschaft, gleich der der Nobiles im alten Rom vorbereitet, doch eine in so fern schon weit mächtigere, als die Volksversammlungen schon ganz unbedeutend geworden waren, und endlich ganz aufhörten. Aber der Venetianische Adel ging noch weiter, er erhob seine aristokratische Vorherrschaft durch eine förmliche Ausschließung aller Neulinge zu einer festen Staatsinstitution. Dies geschah am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als nach dem Tode des Dogen Johann Dandolo (1289) das Volk ein Oberhaupt nach seiner Wahl tumultuarisch begehrte. Da beschloß der von dem Adel erhobene Doge Gradenigo, über den Vortheil seines Standes den seiner Würde verkennend oder vergessend, durch Befestigung der Herrschaft des Ersteren allein, das Staatsschiff vor künftigen Stürmen dieser Art sicher zu stellen. In Verbindung mit den damals vorzüglich einflußreichen Vierzig setzte er es im Jahre 1296 durch, daß das Recht im großen Rathe zu sitzen auf die damaligen Mitglieder desselben und Diejenigen, die es in den vier vorhergehenden Jahren gewesen, beschränkt wurde. Aus diesen sollten die Vierzig alljährlich durch Wahl den großen Rath besetzen, und zwar so daß alle die hineinkämen, welche in der Kugelung von den vierzig Stimmen zwölf davongetragen. Um die Unzufriedenheit, die eine solche Maßregel nothwendig erregen mußte, zu mindern, und zugleich zu bestimmen, wer nach dem Erlöschen jener Auserlesenen an ihre Stelle treten sollte, wurden Listen von anderen Wählbaren angefertigt, aber bald auf Diejenigen beschränkt, die entweder selbst oder deren Vorfahren einmal Mitglieder des großen Raths gewesen wären. Endlich im Jahre 1319 wurde die neue Gestaltung der Dinge durch den Beschluß vollendet, daß es künftig gar keine Wahl und

keine Erneuerung der Versammlung mehr geben solle. Die Glieder derselben, so wie sie damals bestand, in ein besonderes Register, das goldene Buch genannt, eingetragen, behielten allein das Recht, für immer darin zu sitzen, und übertrugen es ihren Nachkommen; auch sollten, was den Charakter der Erbaristokratie vollkommen bezeichnet, die Söhne, die das fünf und zwanzigste Jahr zurückgelegt hatten, schon beim Leben der Väter an den Sitzungen Theil nehmen dürfen. Diese große Staatsveränderung, in der Venetianischen Geschichte das Schließen des Raths (il serrar del consiglio) genannt, war in so fern ein Werk der Willkühr und Anmaßung, als sich dadurch plötzlich viele angesehene Bürger Venedigs, deren Vorfahren nur seit 1172 nie in den großen Rath gewählt waren, von allem Antheil an der Staatsregierung ausgeschlossen sahen. Um diese von gewaltsamen Widerstreben abzuhalten und ihnen zu zeigen, daß ein geduldiges Erwarten wol noch am sichersten zum Ziele führe, wurden einige neue Adlige, wie sie genannt wurden, gemacht, diese Gunst aber immer seltener ertheilt. Das Murren des Volkes achtete man nicht, und eine Verschwörung, die Marino Bocconio, ein Mann aus dessen Mitte, um eine Gegenumwälzung zu bewirken anzettelte, wurde entdeckt und durch die Bestrafung der Urheber sogleich erstickt.

Gefährlicher schien ein anderes Unternehmen dieser Art zu werden, das aber nicht vom Volke, sondern von einigen edlen Geschlechtern, besonders den Querini und Tiepolo ausging, die den Dogen Gradenigo haßten. Ein Krieg wegen Ferrara, dessen sich die Venetianer bemächtigt hatten, dafür aber von dem Bannstrahle Clemens V. getroffen und wieder daraus vertrieben wurden, gab der Unzufriedenheit neue Nahrung und größere Stärke. Es

kam zu einem Gefechte in der Stadt (1310), in welchem jedoch Gradenigo den Sieg davon trug, so daß der versuchte Umsturz der neuen Ordnung der Dinge nur eine sichrere Begründung derselben herbeiführte.

Nach dieser Befestigung der Aristokratie sank die Macht des Dogen, die schon seit der Einführung des großen Raths manche Verringerung erfahren hatte, immer tiefer herab. Die Furcht, daß der mit dem Namen des Fürsten Begrüßte, dem in so vielen anderen Italienischen Staaten gegebenen Beispiele folgend, nach ünumschränkter Gewalt streben werde, fügte stets neue Beschränkungen hinzu. Der Doge mußte schwören, daß er durch keinerlei Mittel nach Erweiterung seiner Macht trachten, und Andere, die mit solchen Plänen umgingen, wenn er es in Erfahrung gebracht, selbst anzeigen, daß er das Geheimniß der im Rathe verhandelten Dinge bewahren, keinen Brief einer fremden Regierung anders als in Gegenwart seiner Räthe öffnen und lesen, keine Geschenke annehmen, Venedig ohne Erlaubniß nicht verlassen, weder selbst noch durch seine Verwandten und Diener Handel treiben, keine liegenden Gründe außerhalb des Venetianischen Gebiets erwerben wolle, u. s. w. Seine Söhne und Enkel durften bei seinen Lebzeiten in keiner Behörde der Republik Gesetzvorschläge machen und keine Staatsämter bekleiden. Um die Mitwirkung jeder Gunst oder Parteilichkeit bei der Ernennung eines neuen Dogen auf das strengste auszuschließen, war schon im dreizehnten Jahrhundert eine Wahlart ersonnen worden, die Zufall und Überlegung auf das mannigfaltigste mit einander verschlingen sollte *).

*) Dreißig Glieder des großen Raths, durch das Loos bestimmt, verminderten sich durch abermaliges Loosen bis auf neun. Von diesen neun erwählten vier jeder fünf, und fünf jeder vier. Über diese

Dagegen erhob sich der Rath der Zehn zu außerordentlicher Macht. Diese Behörde entstand bei Gelegenheit der Querinischen Verschwörung, als man im Schrecken über die mit Mühe bestandene große Gefahr, neuen Befürchtungen auf alle Weise zuvorkommen wollte. Man erwählte damals zehn Adlige, und übertrug ihnen, um über die Sicherheit des Staats zu wachen, auf zwei Monate eine dictatorische Gewalt. Als diese Frist abgelaufen war, wurde sie verlängert, und dann immer wieder von Neuem, bis dieser furchtbare Rath 1335 für eine immerwährende Staatsbehörde erklärt wurde. Unter dem Vorwande für die Sicherheit der Republik zu sorgen, mischten sich die Zehn in alle Angelegenheiten, in die Verwaltung, Krieg und Frieden u. s. w. Sie gingen endlich so weit, Beschlüsse des großen Rathes zu vernichten, Mitglieder aus demselben zu verbannen, ja über den Dogen zu richten. Jährlich wurde diese Behörde erneuert, und erst nach zwei Jahren waren die Glieder wieder erwählbar.

---

vierzig warde dann ballotirt, und wenn jeder sieben Stimmen der neun erhalten hatte, verminderten sie sich durch das Loos bis auf zwölf. Von den zwölf ernannte der erste drei, jeder der folgenden zwei Personen. Eine neue Kugelung über diese fünf und zwanzig, in der man neun Stimmen haben mußte, folgte, und Verminderung der fünf und zwanzig auf neun. Diese neun ernannten fünf und vierzig, die sich in der Kugelung mit sieben Stimmen behaupten mußten. Wiederum verminderten sich die fünf und vierzig bis auf elf, von denen acht jeder vier und drei jeder drei ernannten, und erst diese ein und vierzig, wenn sie neun Stimmen unter den elf davon getragen hatten, und im großen Rathe von einer absoluten Mehrheit bestätigt waren, waren die eigentlichen Wähler. Sie wurden in einen Saal geführt und hier so lange eingeschlossen, bis sie einen Dogen ernannt hatten. Sobald einer der von ihnen aufgeschriebenen Namen eine Mehrheit von fünf und zwanzig Stimmen erhielt, war es geschehen. Der erste Doge, der auf diese Weise erhoben ward, war Lorenzo Tiepolo im Jahre 1268.

Die Signoria hatte Theil an ihren Sitzungen. Durch sie war der alte Rath der Vierzig nicht nur von der Untersuchung der Anklagen wegen Hochverraths, sondern auch wegen aller anderen erheblichen Verbrechen ausgeschlossen. Wenn den Zehn eine Anzeige gemacht war, so untersuchten die drei Vorsitzer, ob die Sache vor das Gericht gehöre, und traten im Bejahungsfalle selbst als Kläger auf. Der Angeschuldigte erhielt keinen Vertheidiger, durfte weder Verwandte noch Freunde sehen, wurde nie mit den gegen ihn auftretenden Zeugen zusammengestellt. Wurde er verurtheilt, so konnte der Rath nach Gutdünken die Hinrichtung öffentlich oder heimlich veranstalten.

Der Schrecken, welchen ein solches Gericht verbreiten mußte, wurde in der Folge noch durch den von den Staatsinquisitoren ausgehenden übertroffen. Der Rath der Zehn kam oft in den Fall, für Untersuchungen eigene Commissarien zu ernennen, und daraus erwuchs im Jahre 1454 die Einsetzung einer besondern Behörde von drei Richtern, unter dem Namen der Staatsinquisitoren *). Sie wurden aus den Zehn erwählt, und behielten ihre Würde, so lange sie unter diesen saßen. Die Gewalt, die ihnen zugetheilt ward, war unumschränkt, ja sie hatten die Befugniß, sich ihre Geschäftsordnung selbst zu entwerfen, und nach Beschaffenheit der Umstände daran zu ändern. Man kannte das Daseyn dieses schrecklichen Gerichts, aber nicht die Glieder desselben; der Rath der Zehn traf die Wahl, aber wen sie getroffen, blieb ein Geheimniß. Eine unsichtbare Macht breitete ihren furchtbaren, stets zum Treffen bereiten, nie fehlenden Arm über Alle aus, durchdrang alle Verhältnisse der Gesellschaft, der

*) Daru Histoire de Venise, T. II. p. 424.

Freundschaft, des Lebens in seinen mannichfaltigsten Beziehungen. Vom Letzten im Staate bis zum Dogen hinauf war Jedermann der steten Beobachtung und Aufsicht dieses Gerichts und seinen strengen Rügen unterworfen. Ja damit auch die drei Glieder desselben selbst immer die Empfindungen des über dem Haupte schwebenden Schwertes hätten, war ein Stellvertreter unter den Zehn ernannt, den zwei Inquisitoren sich zugesellen konnten, um, wenn es ihnen nöthig schien, über den dritten zu richten. Wer verdächtig geworden war, verschwand auf geheimnißvolle Weise, nur ahnen konnte man, daß er in dem schaudervollen Dunkel der furchtbaren Inquisitionskerker begraben war. Keine Regel band die Inquisitoren bei ihrem Verfahren, als die Übereinstimmung ihres Urtheils; die Mittel der Erforschung, die Geltung der Zeugnisse, die Anwendung der Folter um Geständnisse zu erpressen, die Wahl der Strafen, alles dies war ihnen überlassen. Eherne Rachen, in den Straßen vertheilt, waren stets geöffnet, namenlose Angaben aufzunehmen, heimliche Lauscher schlichen sich in alle Gesellschaften, alle Paläste. Alle Staatsbeamten ohne Ausnahme waren dem fürchterlichen Tribunale Gehorsam schuldig, es schrieb seine Befehle meist mit wenigen Zeilen auf Zettel, von keinem Gliede des Gerichts unterzeichnet; dennoch wurden sie mehr geachtet, als alle Anordnungen der unmittelbaren Behörde, Niemand wagte Widersetzlichkeit.

Durch solche Mittel erkaufte Venedig den festen Bestand seiner Institutionen. Nicht gegen das Volk war die Inquisition hauptsächlich gerichtet; dieses ließ man gewähren, wenn es sich nur jeder Einmischung in die Staatsangelegenheiten begab, und um Regierung und Verwaltung völlig unbekümmert lebte; zumeist aber gegen die

Adligen, die ehrgeizige Absichten blicken, oder nur leise vermuthen ließen, um alle auf Umwälzung gerichteten Pläne schon in den ersten Keimen ersticken zu können. Und so sehr überwog der Standesgeist den Anspruch auf unverletzliche Sicherheit der Personen bei den Einzelnen, daß sie sich das Walten der Inquisition in aller ihrer Machtfülle und Strenge gefallen ließen, weil sie keine geringere Gewalt als eine solche für hinreichend hielten, um jenen Zweck zu erreichen *), und somit der Aristokratie eine unsterbliche Dauer zu sichern.

In den äußeren Verhältnissen Venedigs treten während des vierzehnten Jahrhunderts vorzüglich die Kämpfe mit Genua hervor. Als die Begeisterung für die Befreiung des heiligen Grabes Europa durchdrang, war der Antheil dieser Städte an den großen und schweren Kämpfen von den glänzenden Aussichten auf den irdischen Vortheil neuer einträglicher Handelsverbindungen geweckt und genährt worden, und aus der Durchkreuzung dieser Vortheile nach einiger Zeit gegenseitige Eifersucht und Kampf hervorgegangen. Der Haß wuchs, als es den Genuesern durch die dem Griechischen Kaiser Michael Paläologus gewährte Unterstützung gelungen war, Meister des Handels von Constantinopel und im Schwarzen Meere zu werden. An der nördlichen Küste des letztern besaßen sie Kaffa, eine Stadt, wohin der blühende Handel eine solche Bevölkerung gelockt hatte, daß man sie Klein-Constantinopel

---

*) On a besoin d'une magistrature cachée, parce que les crimes qu'elle punit, toujours profonds, se forment dans le secret et dans le silence. Cette magistrature doit avoir une inquisition générale, parce qu'elle n'a pas à arrêter les maux que l'on connoit, mais à prevenir même ceux qu'on ne connoit pas. Montesquieu, de l'Espr. d. loix. L. II. ch. 3.

nannte*). Der unermeßliche Verkehr dieser Puncte gab einer kleinen, an einer felsigen Küste des Mittelmeeres gelegenen Republik die Mittel, das Meer mit ihren Schiffen zu bedecken und Seeausrüstungen zu machen, denen unter allen damaligen Staaten allein das im Besitz ähnlicher Vortheile befindliche Venedig gleich zu kommen vermochte. So große Hülfsmittel von beiden Seiten gaben den Kämpfen eine aussichtslose, nur wenn augenblickliche Erschöpfung eingetreten war, durch Waffenstillstände unterbrochene Dauer. So war 1349, als die Genueser die Venetianischen Schiffe, die nach dem Schwarzen Meere handeln wollten, wegnahmen, ein neuer Krieg ausgebrochen, in welchem der von den Genuesern beleidigte Johann Kantacuzenus (oben Abschn. 44.) und der mit ihnen wegen des Besitzes von Sardinien und Corsica verfeindete König von Aragonien auf die Seite Venedigs traten. Die verbündete Flotte ging durch die Dardanellen und lieferte den Genuesern im Angesicht von Constantinopel eine Schlacht, in welcher diese den errungenen Sieg durch Ströme ihres edelsten Blutes erkaufen mußten (1352). Weit entscheidender aber war die Schlacht bei Algeri an der Sardinischen Küste im folgenden Jahre, wo ein und dreißig Genuesische Galeeren und viertausend fünfhundert Gefangene in die Hände der siegenden Venetianer und Aragonier fielen. Dieser Schlag versetzte ganz Genua in Schmerz und Betrübniß, alle Staatskräfte waren erschöpft, die Factionen schoben einander gegenseitig die Schuld des Unglücks zu, und damals war es, wo die Republik in ihrer Verzweiflung den Entschluß faßte, sich dem mächtigen Johann Visconti von Mailand zu ergeben (Th. V.

*) Mannert, Geographie der Griechen und Römer, Th. IV. S. 304.

S. 413). Visconti ließ den Venetianern durch den berühmten Petrarca Friedensanträge machen, aber in ihrem stolzen Siegesgefühl wiesen sie sie von sich. So wurde der Krieg auch auf das feste Land versetzt. Genua, welches unter dem kräftigen und dadurch wohlthätigen Einfluß seines neuen Schutzherrn zur Ruhe und Einheit zurückgekehrt war, entwickelte sogleich wieder eine große Macht. Sein Flottenführer Paganini Doria erschien im Adriatischen Meere, und schreckte Venedig durch seine Nähe, so daß die ganze Bevölkerung die Waffen ergriff. Unterdeß kreuzte die Venetianische Flotte unter Nicolo Pisani im Genuesischen Meere, und Doria verließ den Adriatischen Busen wieder. Beide Gegner trafen sich endlich an der Küste von Morea. Hier lag die Venetianische Flotte in der Bai von Sapienza, die Genuesische griff sie an und trug einen glänzenden Sieg davon. Unter den fünf bis sechstausend Mann, welche Doria gefangen nach Genua führte, war auch Pisani. Dieses Unglück machte die Venetianer zum Frieden geneigt. Sie schlossen ihn 1355, und entsagten darin dem Handel nach dem schwarzen Meere, mit Ausnahme von Kaffa, während das neue Bewußtseyn von Kraft, welches die Genueser durchdrang, sie zur Abschüttelung des Mailändischen Joches ermuthigte.

Nach einigen Jahrzehnden faßte die immer glimmende Eifersucht zwischen den beiden Staaten wieder neues Feuer. Die Venetianer, stets darauf bedacht, ihren Nebenbuhlern das Übergewicht im Oriente streitig zu machen, fanden Mittel, sich der wichtigen Insel Tenedos zu bemächtigen, und die von den Genuesern aufgehetzten Griechen suchten sie dem tapfern Befehlshaber Karl Zeno vergebens wieder zu entreißen (1377). Gleich darauf kam

der Griechische Kaiser Johann V. wieder auf den Thron, den ihm sein Sohn Andronikus geraubt hatte. Er haßte die Genueser als Freunde seines aufrührerischen Sohnes und begünstigte ihre Gegner. Dazu kam eine andere Reibung auf der Insel Cypern. Dieses Reich war in zwei Parteien getheilt, von denen die eine es mit den Venetianern, die andere mit den Genuesern hielt. Jede der beiden Republiken hatte dort einen Bailo (Handelsconsul). Bei der Krönung des jungen Königs Peter II. entstand zwischen diesen ein Rangstreit, den der Hof zu Gunsten des Venetianers entschied. Die rachsüchtigen Genueser wagten es, das Fest zu stören, man griff einander an, es floß Blut, und das erbitterte Volk stach mehrere Genueser nieder. In kurzer Zeit erschien eine Genuesische Flotte, Famagusta wurde geplündert, die dortigen Venetianer gefangen genommen, der König selbst rettete sich nur durch die Flucht.

Diese Feindseligkeiten gaben die Veranlassung zu einem neuen Kriege, der von Chioggia genannt (1378—1381), dem heftigsten aller bisher geführten. Es war eine große Verbindung wider Venedig, dessen wachsende Macht und stolze Haltung ihm viele Feinde erregt hatte. Der König Ludwig der Große von Ungern, der sich den Besitz des eroberten Dalmatien versichern wollte, Franz Carrara, Herr von Padua, voll Zorn und Ärger über einen sehr harten und demüthigenden Frieden, den ihm die Republik nur eben erst abgerungen hatte, der Patriarch von Aquileja, der älteste Feind Venedigs, traten auf Genua's Seite. Nur Bernabo Visconti verband sich mit Venedig, machte sich aber nur zur Stellung einiger Hülfstruppen anheischig.

Der Krieg eröffnete sich mit Glück für die Angegrif-

senen. Der große Venetianische Seeheld, Victor Pisani, griff mitten im Sturme bei Capo d'Anzio die Genuesische Flotte an, und erfocht einen Sieg (1378), der noch erfolgreicher und entscheidender gewesen seyn würde, wenn die Signoria seine Kühnheit getheilt und ihm erlaubt hätte, Genua selbst anzugreifen, wo auf die Nachricht von dieser Niederlage ein heftiger Zwist zwischen Adel und Volk ausgebrochen war. Die Republik wollte aber lieber die Gelegenheit benutzen, Dalmatien wiederzuerobern, und Pisani mußte auf die wichtigsten Städte dieses Landes Angriffe machen, die aber nur bei Cattaro und Sebenigo glückten, bei Zara, Trau u. a. dagegen scheiterten, und zugleich die Venetianische Flotte in einen sehr üblen Zustand versetzten. Pisani mußte sich endlich in den Hafen von Pola in Istrien zurückziehen, um von hier aus Venedig gegen etwanige Angriffe der Genuesischen Flotte zu decken. Denn diese, die unter Lucian Doria's Anführung im Adriatischen Meere erschienen war und in den Dalmatischen Häfen Trau und Zara eine sichere Zuflucht und neue bequeme Angriffspuncte gefunden hatte, drohete, den Venetianern die Zufuhr, die ihnen vom Lande her schon fast ganz abgeschnitten war, auch vom Adriatischen Meere her zu stören.

Pisani fühlte das Mißliche seiner Lage, und trug darauf an, mit seiner Flotte in Venedig einlaufen zu dürfen, um seine beschädigten Schiffe auszubessern und seine durch Krankheit und Mangel geschwächte Mannschaft wieder zu stärken. Allein die Signoria befahl ihm zu bleiben, und überlieferte dadurch ihn und sich dem unglücklichen Schicksale, welches er geahnet hatte. Die Genueser überfielen ihn (Januar 1379) in dem Hafen von Pola, und obschon ihr Führer Doria selbst umkam,

zerstörten sie doch den größten Theil der Venetianischen Flotte. Der heldenmüthige Pisani rettete sich, aber um den großen Vortheil, den ihnen dies hätte gewähren können, brachten sich die Venetianer selbst. Der Feldherr, dessen Rathschläge, wenn sie befolgt worden wären, Flotte und Heer gerettet haben würden, ward der Unvorsichtigkeit und der Nachlässigkeit angeklagt, von seinen leidenschaftlichen Richtern verurtheilt, und seine hülfreiche Kraft durch schimpfliche Ketten in dem Augenblick gefesselt, wo die siegesstolze Seemacht Genua's und ihr Bundesgenosse, Franz von Carrara, von zwei Seiten vor Venedigs Lagunen erschienen. Bald war das wichtige Chioggia in den Händen der Genueser, und der unmittelbare Angriff auf die Stadt dadurch um ein Großes erleichtert.

Das Venetianische Volk, von Schrecken und Besorgniß erfüllt, drang in die Signoria, deren Schatz leer war, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Aber Peter Doria's stolze Antwort: „er werde nicht eher Friede machen, als bis er den vier metallenen Pferden auf dem Marcusplatze den Zaum angelegt,“ vernichtete die hierauf gerichtete Hoffnung. In dieser Noth denkt das Volk des Einzigen, der es retten kann; Alles ruft nach Pisani; um sein Gefängniß wogt stürmischer Aufruhr. Der Senat muß ihn endlich den engen Mauern seiner Haft entreißen, und ihm das weite Meer wieder zum Spielraum geben. Ein neuer Geist durchdringt schnell Alles. Die Muthigen weihen ihre Kräfte dem Feldherrn, die Reichen ihre Schätze der Regierung, und das Glück wendet sich wieder zu Denen, die es mit Vertrauen erhoffen.

Den Genuesern mißlang der mit Franz Carrara gemeinsam berechnete Angriff auf Venedig, und bald wurden sie selbst in ihrem Chioggia angegriffen und bela=

gert. Ein hitziger Kampf erhob sich um diesen Punct; von beiden Seiten ward mit angestrengten Kräften gerungen, und die ganze Macht beider Staaten vereinigte sich endlich auf dieser Stelle, wo die Entscheidung des ganzen Krieges zu liegen schien. Genua schickte eine neue Flotte zur Verstärkung der Seinigen; und zum Trost für die Venetianer erschien (1. Januar 1380) der wackere Karl Zeno, der bisher mit einer andern Abtheilung der Venetianischen Flotte an den Küsten von Genua und Sicilien, in Constantinopel und an anderen Stellen des mittelländischen Meeres der Welt noch die Lebenskraft Venedigs gezeigt hatte, während die Stadt selbst schon unter den Todesstreichen seiner Feinde zu erliegen schien. Nun gewannen Pisani's Anstrengungen neue Kraft, und errangen endlich den Sieg. Die in Chioggia eingeschlossenen Genueser mußten sich ergeben.

Venedig war gerettet; das abziehende Kriegswetter entlud sich nur noch in der Ferne durch gefahrlosere Schläge auf das Meer. Den Landkrieg hatten die Venetianer dadurch von sich abgeleitet, daß sie Treviso, welches Carrara und die Ungern belagert hatten, und das seinem Falle nahe war, an den Herzog Leopold von Österreich abtraten. Dieses und die Erschöpfung der beiden kriegführenden Hauptmächte unterstützten die Bemühungen des Herzogs von Savoyen, welcher bemüht war, einen Frieden zu vermitteln, der auch 1381 zu Turin zu Stande kam. Franz Carrara gewann einige Vortheile, Ungern behielt ganz Dalmatien, Genua aber erlangte, daß die Venetianer Tenedos räumten und sich des Handels nach Tana (in der Nähe oder an der Stelle des heutigen Asov) enthielten, woraus der Genuesische Handelsplatz Kaffa großen Vortheil zog. Um sich den Bürgern, die

in der Zeit der Gefahr die größte Anhänglichkeit an das Vaterland bewiesen und den Staat mit Gelde unterstützt hatten, dankbar zu zeigen, nahm die Venetianische Regierung dreißig Familienhäupter in den großen Rath auf.

Keine der beiden großen Handelsrepubliken war in dem denkwürdigen Kampfe besiegt worden, aber ihr Schicksal gestaltete sich fortan völlig verschieden. Genua, welches Vortheile erlangt hatte, wurde durch die Wuth der Factionen dahin gebracht, sich bald nachher (1396) an Frankreich, und späterhin, nachdem die Franzosen verjagt waren, ein zweites Mal an Mailand zu ergeben. Venedig dagegen, welches im Innern keinen Feind zu fürchten hatte, konnte seine ganze, neu erprobte und gestärkte Kraft nach außen richten und die Gelegenheiten auf dem festen Lande Italiens Erwerbungen zu machen, benutzen, wie dieses schon in früheren Abschnitten (23, 60 und 61) erzählt ist.

---

63. Florenz.

Unter den republicanisch regierten Staaten Italiens war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert neben Venedig keiner von so dauernder Wichtigkeit und Bedeutung, als Florenz, welches in seiner Verfassungsform mit jenem Staate den vollsten Gegensatz bildet. Wie dort aristokratische, so herrschten hier demokratische Formen, wie dort, nachdem jenes Streben ein Mal obgesiegt hatte, Beharrlichkeit in den Regierungsgrundsätzen vorwaltete, so war hier dagegen eine stete Beweglichkeit und ein unaufhörlicher Wechsel der Einrichtungen, wie sie außer

Florenz in keiner andern Stadt, als nur noch in Genua erscheinen *). Aber trotz der steten inneren Entzweiungen, aus welchen diese Wandelbarkeit hervorging, stand die Republik in bewundernswürdiger Blüthe da, und in vielen großen und schönen Dingen ging Florenz dem ganzen übrigen Italien als Muster voran.

Nach dem unglücklichen Ausgange Kaiser Friedrichs II. und seines Geschlechts behielten die Guelfen in Florenz über ihre Gibellinischen Gegner die Oberhand, und damit entwickelte sich auch die demokratische Richtung in der Verfassung immer mehr. Jene Erhebung des Gewerbstandes und der Zünfte, die wir schon in Deutschland angetroffen haben (oben Abschn. 29.), erfolgte auch hier, bis die adligen Geschlechter völlig zurückgedrängt und erniedrigt waren. Die Adligen erleichterten selbst dem Gewerbstande diesen Sieg über sie durch ihre eignen Zwistigkeiten; es gab kein adliges Haus, welches nicht mit einem andern im Kampfe gewesen wäre. Dadurch mußten sie allen Einfluß verlieren, und die Frevel, die manche ihrer Glieder verübten, zogen ihnen großen Haß zu. Seit dem Jahre 1282 waren die Häupter oder Prioren der sechs oberen Zünfte (der Wechsler, der Ärzte und Specereihändler, der Kürschner, der Tuchmacher und zwei der Tuchhändler), die immer zwei Monate im Amte blieben, zu überwiegendem Einflusse gelangt. Einer die-

*) Daher schon Dante, nach dessen Zeiten doch noch so mannichfache Erschütterungen und Veränderungen erfolgten, seiner Vaterstadt zuruft (Purgat. VI., 145):

Quante volte del tempo, che rimembre,
Leggi, monete, offici e costume
Hai tu mutato, e rinnovato membre?
E se ben ti ricordi, e vedi lume,
Vedrai te simigliante a quella 'nferma
Che non può trovar posa in su le piume,
Ma con dar volta suo dolore scherma.

ser Prioren, Giano della Bella, wollte seiner Vaterstadt Sicherheit und Ordnung verschaffen, und bewirkte daher 1292 die Einsetzung eines Gerichtsbannerherrn (gonfaloniere di giustizia), um den, wenn er die Blutfahne aussteckte, sich ein Aufgebot von tausend bewaffneten Bürgern sammelte, um Unordnungen und Vergehungen zu steuern, wobei es besonders auf den Trotz und Ungehorsam des Adels abgesehen war *). Doch mit dieser Anstalt zur Bezähmung desselben noch nicht begnügt, wurde Giano Urheber einer Gesetzgebung (der sogenannten Justizverordnungen), der an Herabwürdigung des Adels keine andere gleich kommt. Mit Ausnahme einer Anzahl von Adelsgeschlechtern wurden alle anderen von den höheren Staatsämtern ausgeschlossen. Wer in das Adelsbuch eingetragen war, mußte Sicherheit stellen, daß er gesetzlich leben wolle; für die Strafgelder eines Adligen mußten alle Blutsverwandte bis ins vierte Glied haften; gegen Bürgerliche sollte kein Adliger, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Prioren, eines Zeugnisses fähig seyn; Adlige, die sich um den Staat verdient gemacht, sollten zur Belohnung unter die Bürgerlichen versetzt werden. Alles dieses mußte der Adel über sich ergehen lassen, weil er unter sich selbst in vielfacher Spannung und Feindschaft lebend, ohnmächtig geworden war. Die ganze Heftigkeit seines Hasses richtete sich gegen Giano, der seinen Weg fortwandelte, während sich schon in seinem eignen Stande heimliche Feinde wider ihn erhoben. Viele aus der höhern Bürgerclasse, erfüllt von Neid und Eifersucht über seinen Ruhm und sein Ansehn, beförderten die Anschläge des Adels zum Sturze des Verhaßten. Man bewirkte, daß ein ungerechtes Urtheil gesprochen wurde, um den

*) Machiavelli, Istor. Fior. L. II. Op. T. I. p. 81.

Haufen zu reizen, und als die Menge sich nun zusammenrottete, und mit Toben und Gewaltthat Gerechtigkeit forderte, ward Giano angeklagt, er habe den Aufruhr verschuldet. Ehe sein Urtheil gefällt war, ging er freiwillig in die Verbannung (1294), in der er auch starb.

Indeß erntete der Adel von dem Verderben dieses Mannes keineswegs die Früchte, die er davon erwartet hatte, und sein Haß gegen alle reichen Bürger entbrannte nun mit desto größerer Heftigkeit. Unter diesen zog damals Niemand in einem solchen Grade die Aufmerksamkeit auf sich, als Vieri, das Haupt des Hauses Cerchi, durch seine großen im Handel erworbenen Glücksgüter und den geräuschvollen Gebrauch, den er in Prunk und Aufwand, wie Emporkömmlinge pflegen, davon machte. Es konnte nicht fehlen, daß in einer Stadt wie Florenz, ein solches Haus bald an die Spitze einer politischen Partei kam. Den Cerchi, als noch nicht lange aus der Dunkelheit Emporgekommenen, war der alte Haß zwischen Gibellinen und Guelfen fremd, daher Viele, die noch heimlich zu der erstern Partei gehörten, sich ihnen anschlossen. Der Adel aber faßte einen besondern Ingrimm gegen sie, und besonders trat das alte Adelsgeschlecht der Donati, welches vorzüglich zur Vertreibung des Giano della Bella beigetragen hatte, mit Neid und Spott über die emporgekommenen Bürger hervor. Allerlei Reibungen steigerten die gegenseitige Erbitterung, bis ein von außen hinzukommender Zündstoff die Feindschaft in lichte Flammen emporschlagen ließ.

In Pistoja, von dessen Bewohnern ein Geschichtsschreiber unserer Tage*) sagt, sie seyen vielleicht das hef-

*) Sismondi Histoire des républiques Italiennes du moyen age, T. IV. p. 95

tigste, gewaltthätigste, aufrührerischeste Volk, dessen die Geschichte gedenkt, war lange Kampf gewesen zwischen dem Gibellinischen Geschlechte der Panciatichi und dem Guelfischen der Cancellieri, bis die Ersteren bei der allgemeinen Unterdrückung ihrer Partei in Toscana vertrieben wurden. Da geschah, daß zwei junge Männer aus verschiedenen Zweigen der Cancellieri in einem Gasthause beim Wein in Streit geriethen, und von beiden Seiten die Rache mit so vieler Heftigkeit und Grausamkeit betrieben ward, daß jene beiden Zweige dieses Geschlechts, mit dem Namen der Weißen und Schwarzen bezeichnet, einander bald als die erbittertesten Todfeinde verfolgten und ganz Pistoja in den Strudel ihres mit der ganzen Gluth der Italienischen Sinnesart geführten Kampfes hineinzogen. Die Florentiner, als Vertreter der ganzen Guelfischen Partei in Toscana, fürchteten, daß die Gibellinen die blutige Verwirrung benutzen möchten, um nach Pistoja zurückzukehren, und schlugen sich daher ins Mittel. Ihr Erbieten, den Streit zu schlichten, ward angenommen, und ihnen auf drei Jahre eine außerordentliche Gewalt in der Stadt eingeräumt. Sie zwangen nun die Häupter beider Parteien Pistoja zu verlassen, und wiesen sie nach Florenz, warfen aber dadurch die Brandfackel in die eigene Stadt. Die Weißen wurden von den Cerchi aufgenommen, und gewannen dadurch unvermerkt eine Gibellinische Farbe; die Cerchi aber, klug genug, einen beim Volke verhaßten Namen zu meiden, nahmen die Parteibenennung ihrer Schützlinge an. Natürlich schlossen sich nun die Schwarzen den Donati an, und diese hießen fortan Schwarze. Bei dem ersten Anlaß brach offener Streit und mit großer Heftigkeit aus, so daß die städtische Oberbehörde die Führer beider Factionen aus

der Stadt verwies. Da aber der herrschende Gewerbstand den Cerchi geneigt war, so war es nur mit der Verbannung der Schwarzen Ernst und die Weißen erhielten bald die Erlaubniß zurückzukehren. Ihr Triumph schien entschieden, alle Ämter wurden durch sie besetzt, die Anhänger der Gegenpartei überall verdrängt. Aber wie eine vom Standesgeist erhitzte und verblendete Faction es selten verschmäht hat, Fremde gegen die eigne Vaterstadt aufzurufen, vermochten auch die verbannten Schwarzen den Papst Bonifacius VIII. ihnen auswärtige Hülfe zu verschaffen. Karl von Valois, ein Bruder König Philipps des Schönen von Frankreich, ward dazu erkohren, und froh der dargebotenen Gelegenheit, sich mit den Schätzen der Toscanischen Städte zu bereichern, auch wol Größeres zu erringen, kam er nach Italien, wie ein Menschenalter früher sein Vetter Karl von Anjou. Indeß hätte Florenz die geringe Kriegsmacht, die er herbeiführte, verlachen können, wenn die Weißen sich selbst mehr vertraut hätten, und nicht in einem unseligen Schwanken zwischen Gibellinischen und Guelfischen Gesinnungen halbe Maßregeln ergriffen hätten. Endlich ließen sie den Französischen Fürsten ein (4. Nov. 1301), nachdem er vorher Brief und Siegel gegeben, sich keine Anmaßung, keine Eingriffe in die Verfassung, kein Verfahren gegen bestehende Verfügungen erlauben zu wollen, aber bald mußten sie seine schändliche Treulosigkeit erfahren. Obschon Karl an Eides Statt versichert hatte, daß seine Franzosen keinen Verbannten noch Verdächtigen in die Stadt lassen würden, wurden doch den verbannten Schwarzen schon in der nächsten Nacht die Thore geöffnet. Voll von Rachedurst und Übermuth erbrachen, plünderten, verbrannten sie viele Häuser der Weißen, und wilder Mord

erfüllte die Straßen der Stadt. Nachdem der erste Sturm vorüber war, begann eine geordnete Verfolgung; alle bedeutenden Familien der unterliegenden Partei, voran das ganze zahlreiche Geschlecht der Cerchi, wurden, nachdem sie große Geldstrafen hatten erlegen müssen, aus der Stadt vertrieben. Nachdem Karl seinen Golddurst ersättigt, zog er ab, und überließ Florenz der siegreichen Partei der Schwarzen. Dem Adelsstande erwuchs aus diesem Siege der Donati wiederum kein Vortheil, wol aber wurde und blieb er ein großer und vollständiger Triumph der Guelfen, und Florenz bildete sich immer mehr zum Haupte dieser Partei in Toscana, ja in ganz Italien, wie es denn kurze Zeit nach diesen Ereignissen dem Kaiser Heinrich VII. mit großer Kühnheit entgegentrat (Th. V. S. 364). Noch kühnere und umfassendere politische Pläne entwickelte Florenz nach dem Tode des gefürchteten Castruccio Castracani (das. S. 377). Es hielt sich von dieser Zeit an für berufen, das politische Gleichgewicht in Italien aufrecht zu erhalten, und die Schwachen wider starke Bedränger in Schutz zu nehmen. Der wunderbar lebhafte und regsame Geist der Florentiner erschien dabei im glänzendsten Lichte.

Die Keckheit einer kleinen Republik eine solche Rolle zu übernehmen, schien durch die sich immer vermehrenden Mittel, welche Handel, wachsender Wohlstand, großer Reichthum gewährten, gerechtfertigt. Die Tuchmanufacturen waren in dem blühendsten Zustande, der Handel mit ihren Erzeugnissen eben so ausgebreitet als einträglich. Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts waren die jährlichen Einkünfte der Republik dreimal hunderttausend Goldgulden *), eine Summe, die nur sehr

*) Fast eine Million Thaler unserer Währung, den in jeder Rücksicht vielfach höhern Geldwerth jener Zeiten nicht gerechnet.

wenige der damaligen christlichen Staaten trugen; die Ausgaben beliefen sich in Friedenszeiten, wo keine Söldner zu bezahlen waren, auf den siebenten Theil der Einnahme. Die Bevölkerung von Florenz war so groß, daß es fünf und zwanzigtausend waffenfähige Bürger zählte, und mehrere andere Toscanische Städte waren ihr unterworfen. Die Herrschaft der Zünfte war 1328 durch neue Einrichtungen befestigt worden *). Die sieben oberen Zünfte (zu den oben schon genannten sechs war noch als siebente die der Richter und Notaren gekommen) mit den Familien, die sich zu ihnen hielten, bildeten einen Mittelstand, der an Zahl der Glieder, an Reichthum und bürgerlicher Bedeutung immer mehr zunahm.

Die Unbeständigkeit und das plötzliche Verzagen im Unglück, welche in Demokratien gewöhnlich sind, bewirkten indeß, daß die Florentiner ein selbst gewähltes Übel auf sich luden, wodurch der Wohlstand und die Macht der Republik für einige Zeit zerrüttet wurden. Schon als Castruccio die Republik bedrängte, hatte sie sich, um Schutz zu gewinnen, auf zehn Jahre der Herrschaft des Herzogs Karl von Calabrien (Th. V. S. 375) übergeben, aber der nach drei Jahren (1328) erfolgte Tod dieses Fürsten hatte bei den seiner herzlich überdrüssigen Bürgern nur Freude erregt. Sie gaben sich damals das Wort, nie wieder auf einen so unglücklichen Gedanken zu kommen, hatten aber vierzehn Jahre nachher diesen Entschluß schon vergessen, als ihnen ein Versuch, Lucca zu gewinnen, fehlschlug, und ein bei dieser Gelegenheit verlorenes Treffen das Volk in Bestürzung und Zorn ge-

---

*) Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, Th. III. S. 472.

gen die Signoria *) versetzte. Gerade damals kam Walther von Brienne, Herzog von Athen dem Titel nach, denn das Land selbst hatten die Catalonischen Banden seinem Vater entrissen (oben Abschn. 44), nach Florenz. Diesem, einem Manne von anerkannter Tapferkeit, übergab die Signoria die Führung der Truppen, um das Murren des Volkes zu stillen. Der ehrgeizige und habsüchtige Walther trachtete aber nach Größerm, und die Eifersucht des Adels sowohl als des großen Haufens gegen den begüterten und mächtigen Mittelstand arbeitete seinen Plänen in die Hände. Beide hofften durch den Fremdling die verhaßten Bürgerfamilien, die alle Macht an sich gerissen hatten, zu demüthigen, der Adel, an ihre Stelle zu kommen. Walther verstand es auch, sich einige einflußreiche Bürgerhäuser geneigt zu machen; so mußte die Signoria, von allen Seiten bedrängt, endlich sogar von einem Volksaufstände bedroht und geängstigt, nachgeben und ihn zum Oberherrn von Florenz auf Lebenszeit ernennen (1342). Der Adel und das Volk frohlockten, aber bald wurden sie aus ihrem Traume gerissen. Im Besitze der Gewalt enthüllte Walther sein ganzes treu- und gewissenloses Gemüth, und die Frevel arger Tyrannei traten ungescheut hervor. Er hielt Keinem, dem er Vortheile versprochen, das gegebene Wort, verletzte auf empörende Weise das Recht, erhöhte und vermehrte die Steuern, verwandelte das Regierungsgebäude, in dem er wohnte, in eine Festung, und stellte der Tugend und Ehre der Florentinischen Frauen mit frecher und schamloser Lüsternheit nach. Alle Stände waren be-

*) Sie bestand aus den sechs oben schon erwähnten Prioren der Zünfte, dem Gerichtsbannerträger, dem Volkshauptmann, und zwölf Personen, welche die guten Leute hießen.

leidigt, verletzt, gedrückt, geschädigt und der bitterste Haß gegen den Tyrannen faßte in allen Gemüthern Wurzel. Als der Herzog diese Stimmung gewahrte, ging er mit anderen Italienischen Gebietern Verbindungen ein und glaubte sich nun seiner Willkühr um so ungescheuter überlassen zu können. Aber die Freiheitsliebe der Florentiner war zu lebendig, und gewann unter dem Drucke nur größere Kraft. Drei von einander unabhängige Verschwörungen gegen die Herrschaft und das Leben Walthers bildeten sich, zwei vom Adel, zu deren einer auch der Bischof von Florenz gehörte, eine dritte vom Mittelstande. Der Herzog, gewarnt, ließ einige der Verschwornen einziehen, um sich aber aller Gefahr durch Einen Schlag zu entledigen, nahm er zur List seine Zuflucht. Er ließ auf den folgenden Tag, den 26. Julius 1343, dreihundert der angesehensten Florentiner, die ihm die Gefährlichsten schienen, zu sich in den Palast entbieten, als wolle er Staatsangelegenheiten mit ihnen berathen, und zweifelte nicht, daß er sie in diesem Netze fangen werde. Aber die Eingeladenen schöpften ihrerseits Verdacht, ein Gerücht von bedenklichen Anstalten verbreitete sich, die allgemeine Gefahr eröffnete die Herzen, man theilte einander mit, was man bisher sorgfältig geheim gehalten, erstaunte über die unbewußte Übereinstimmung, über die von einander unabhängig entstandenen Verschwörungen, und die sonst feindlichen Parteien, die entschiedensten Gegner, fanden sich plötzlich zu Einem großen Zwecke verbunden. Allgemein wurde der Beschluß gefaßt, nicht in den Palast zu gehen, vielmehr versammelte Jeder in der Stille seine Freunde und Clienten, und bewaffnete sie. Als der Morgen anbrach, ließ sich das Geschrei „zu den Waffen“ hören, da öffneten sich die Häuser, die Bewaff-

neten stürzten heraus, und füllten die Straßen. Die in der Stadt vertheilten geharnischten Reiter Walthers wurden mit dem Rufe „es sterbe der Herzog, es lebe die Gemeine und die Freiheit" angegriffen, und mußten den Rückweg nach dem Palaste suchen, aber von sechshundert erreichte ihn nur die Hälfte. Walther hielt in dem Schlosse eine achttägige Belagerung aus, bis ihn der Hunger zwang, eine vom Bischofe eingeleitete Vermittelung anzunehmen. Er entsagte allen Ansprüchen auf die Regierung von Florenz, und ward in der Stille und mit einer Bedeckung, um ihn gegen die empörte Menge zu schützen, aus der Stadt und über die Grenzen ihres Gebiets geschafft.

Ein zunächst nach der glücklichen Befreiung der Stadt gemachter Versuch, dem Adel zum Antheil an der Regierung zu verhelfen, scheiterte an dem gleich erwachten Übermuthe desselben und dem Hasse des Volkes gegen ihn. Nach kurzer Erhebung ward er wieder gestürzt, bei dieser Gelegenheit erhielten aber die harten Justizverordnungen einige Milderung, und, mit seltsamer Umkehrung der sonst geltenden Verhältnisse, wurden fünfhundert und dreißig Adlige, die in einem guten Rufe standen, zur Belohnung, aus der Adelsrolle gelöscht und in das Bürgerverzeichniß übergetragen *). Dadurch wurde, was auch wol die Absicht war, der Adelsstand so geschwächt, daß er nie wieder gegen die Bürger mit offener Gewalt etwas versuchte.

*) In demselben Sinne wurden auch Bürgerliche unter den Adel versetzt, um sie ihrer Vorrechte zu berauben. Und dies war nicht in Florenz allein der Fall. In Pistoja verfügten 1285 die obsiegenden Zünfte, wer aus dem Gewerbstande die öffentliche Ruhe stören würde, sollte zur Strafe in das Adelsverzeichniß eingetragen werden, d. h. von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen seyn, und zu den bloßen Beisassen gehören. **Hüllmann** Städtewesen Th. III. S. 150.

Doch behielt er dadurch einen mittelbaren Einfluß auf den Staat, daß kein Gesetz ihn von der alten in Florenz bestehenden Guelfenverbindung ausschloß. Der Ursprung dieser Verbindung fällt in die Zeit des Untergangs der Hohenstaufen, wo die Guelfische Gesinnung in Florenz so mächtig zu werden begann; ihr Zweck war Aufspüren heimlicher Gibellinen, sie hatte eine förmliche Regierung von Hauptleuten und ihr zur Seite stehenden Räthen. Der Sinn, der jene Parteien und ihren Haß ins Leben gerufen hatte, war erloschen, aber die Benennungen waren geblieben und dienten ganz anderen Bestrebungen und Spaltungen und der persönlichen Feindschaft zum Deckmantel. Man erneuerte und schärfte alte Verordnungen wider die Gibellinen, drohte Jedem aus ihrer Mitte, der sich in ein öffentliches Amt würde einschleichen wollen, mit den härtesten Strafen und trug den Hauptleuten der Guelfenverbindung auf, die Gibellinischer Grundsätze verdächtigen Bürger erst zu warnen. Nun hatten Neid, Eifersucht, Haß einen neuen Spielraum. Angesehene und ehrenwerthe Männer erhielten häufig solche Warnungen, wenn sie nur unter der Guelfenfaction, als deren Häupter die Albizzi galten, Feinde hatten, und die „Gewarnten" (Ammoniti) bildeten bald eine bedeutende Zahl von Mißvergnügten. Dieser unerträglichen politischen Ketzermacherei und Verfolgungssucht entgegen zu wirken, verbanden sich mehrere bedeutende Männer. Einer unter ihnen, Salvestro von Medici, trug, als er 1378 Gerichtsbannerträger war, darauf an, die Mißbräuche der Guelfenverbindung abzustellen und die harten Verfügungen gegen die Gewarnten zurückzunehmen. Da er aber schon im Voraus überzeugt war, daß diese Vorschläge bei der herrschenden Partei in der Signoria den stärksten Wider-

spruch finden würden, hatte er sich des Volkes zu versichern gesucht, nicht bedenkend, daß es zwar leicht sey, den Haufen zu einer Bewegung anzuregen, der einmal entstandenen aber Niemand Ziel und Maaß anzuweisen vermöge *). Die vierzehn unteren Zünfte waren zwar bald nach der Vertreibung des Herzogs von Athen zur Theilnahme an der Regierung gelangt, aber doch noch von Eifersucht gegen die oberen erfüllt, und außer diesen gab es noch eine große Zahl anderer Handwerker, die keiner Zunft, d. h. keinem jener zu politischer Bedeutung gelangten Gewerbvereine angehörten, diese Ausschließung tief fühlten, und über Druck und verweigerte Gerechtigkeit klagten. Unter diesen waren bei der großen Ausbreitung der Wollmanufacturen in Florenz die Hülfsarbeiter der Tuchmacher, die Wollkämmer, Spinner, Scherer u. s. w. die zahlreichsten. Aufgeregt durch die Bewegung, welche Salvestro's Anträge verursachten, standen diese Leute in Massen auf, und erfüllten drei Tage hindurch Florenz mit Zerstörung, Plünderung und Brand. Die Signoria von allem Beistande verlassen, war überwältigt, und der wilde Haufe ernannte einen Wollkämmer, Michael Lando, zum Gerichtsbannerträger. Aber die besonnenste Weisheit hätte kaum eine bessere Wahl treffen können. Lando war ein Mann voll Muth, Mäßigung und Rechtschaffenheit. Er traf die kräftigsten Anstalten zur Wiederherstellung und Aufrechthaltung der Ruhe, und wußte das niedrige Gesindel, welches, in seinen Erwartungen getäuscht, seine frechen Gewaltthaten fortsetzen wollte, in Zaum zu halten. Er stellte sich an die Spitze einer Zahl gutgesinnter Bür-

*) Non sia alcuno che muova un' alterazione in una città per credere poi o fermarla a sua posta, o regolarla a suo modo. Machiavelli, T. I. p. 160.

ger und sprengte die Aufrührer auseinander. Nach Ablauf der zwei Amtsmonate legte Lando seine Würde freiwillig nieder. Die Ruhe war indeß keinesweges auf lange Zeit befestigt. Neue Parteiungen, Aufwiegelungen, Zusammenrottungen folgten, bis nach einigen Jahren der höhere Bürgerstand wieder die Übermacht erlangte (1382). Lando mußte seine großen Verdienste um die Vaterstadt durch Verbannung büßen.

---

64. Die Mediceer.

Von dieser Zeit an behauptete die Guelfen-Aristokratie lange das Übergewicht, und das äußere Glück der Republik unter ihrer Verwaltung gab ihrer Herrschaft Glanz und Festigkeit. Pisa, Arezzo und Cortona wurden unterworfen, die Hälfte von ganz Toscana gehorchte der Florentinischen Signoria, Ackerbau und Gewerbe blühten. Die Albizzi übten überwiegenden Einfluß, sie wußten stets ihre Freunde in die Signoria zu bringen, und ihre Feinde davon entfernt zu halten. Doch Eine Familie unter der Gegenpartei nahm ihnen durch kluges Benehmen jeden scheinbaren Vorwand zur Verfolgung. Es war die der Medici, welche das Volk als seinen Trost und seine Hoffnung betrachtete. Ihr damaliges Haupt, Johann von Medici, durch Handelsverbindungen zu unermeßlichen Reichthümern gelangt, zeichnete sich durch Milde, Mäßigung, Freigebigkeit und Klugheit aus, und gewann selbst der herrschenden Faction so viele Achtung ab, daß sie ihn zu bedeutenden Staatsämtern gelangen ließ. So legte er den Grund zu dem großen Einflusse seines Geschlechts,

durch welchen seine Nachkommen aus Kaufherren zu Fürsten wurden. Mit umfassenderen Absichten und Vorsätzen trat nach seinem Tode (1428) sein Sohn Cosmus an die Spitze der Volkspartei, doch mit nicht weniger Milde und Menschenfreundlichkeit als der Vater. Die große Zahl von Freunden und Clienten, die seine Großmuth um ihn versammelte, gab ihm eine nicht geringe Bedeutung. Dies erregte den Haß der Gegenpartei, an deren Spitze jetzt der heftige und leidenschaftliche Rainald von Albizzi stand. Auf Befehl eines diesem Hause ergebenen Gonfaloniere ward Cosmus verhaftet, verrätherischer Verbindungen mit Francesco Sforza beschuldigt, und auf zehn Jahre aus der Republik verbannt (1433). Aber es diente dies nur zu seiner Verherrlichung und zeigte, wie fest seine Macht schon gegründet war. Denn in der Fremde ward er mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und in der Heimath setzten seine Freunde schon im folgenden Jahre seine Zurückberufung durch. Vergebens wollte Rainald von Albizzi sich widersetzen, er mußte seinerseits in die Verbannung gehen, Cosmus aber ward bei seiner Rückkehr mit großem Jubel empfangen. Nunmehr behauptete er sich bis an seinen Tod (1464) dreißig Jahre lang, zwar ohne allen äußern Glanz, aber als das in der That Alles leitende und lenkende Haupt der Republik, mit einem Ansehn, wie nicht leicht Jemand ohne Waffengewalt behauptet hat, allein gestützt auf seine großen Reichthümer, die er mit der edelsten Freigebigkeit zum Besten der Einzelnen und des Vaterlandes verwandte und auf seine Einsicht und Durchschauung der Verhältnisse. Seine Staatsverwaltung war eben so glücklich als glänzend, und das dankbare Florenz erkannte ihm nach seinem Tode den Beinamen „Vater des Vaterlandes" zu. Dieser staatskluge und mächtige

Kaufherr war zugleich ein Mann von großem Geschmack und Gelehrsamkeit und der thätigste Beförderer der Wissenschaften. Die Richtung auf das Fürstliche und Einherrische die bei aller republicanischen Einfachheit in seiner Sinnesart lag, zeigt sich in seiner Lenkung der Florentinischen äußern Politik, die unter der Guelfenaristokratie schwerlich einen Francesco Sforza unterstützt und das Aufkommen einer neuen Fürstengewalt in Mailand begünstigt hätte. Auch im Innern kann er von Härte und Willkühr in der Behandlung der Gegenpartei nach seiner Rückkehr aus der Verbannung nicht freigesprochen werden. Um seinen und seiner Freunde Einfluß sicher zu stellen, bewirkte er meistens, daß, statt der in Florenz verfassungsmäßigen Wahl der Staatsbeamten durch das Loos aus einer Zahl dazu bezeichneter Bürger, ein außerordentlicher Ausschuß, Balia genannt, zum Behufe dieser Wahlen mit dictatorischer Gewalt bekleidet wurde. Eine Maßregel, welche den Demokratismus freilich auf das empfindlichste verletzte, aber um in das stets wankende Regierungssystem einige Beharrlichkeit zu bringen, schon fast unumgänglich nothwendig schien.

Cosmus Sohn Peter schien nun schon durch eine Art von Erbrecht zur Verwaltung der Republik berufen, da er aber des Vaters Großartigkeit und sein Achtung gebietendes Wesen nicht hatte, und dazu die Unvorsichtigkeit beging, die vielen von Jenem ausgeliehenen Gelder plötzlich aufzukündigen, verlor er einen großen Theil seiner Anhänger, und die Feinde seines Hauses erhoben sich mit neuer Stärke. An ihre Spitze trat Lucas Pitti, der schon zu Cosmus Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Es bildete sich eine Verschwörung Peter zu stürzen, vielleicht zu ermorden, sie ward aber vereitelt, und nachdem

es dem Bedrohten gelungen war, Pitti, den wichtigsten Gegner, zu gewinnen, und von seinen Verbündeten zu trennen, endete der ganze Versuch nur mit festerer Begründung des Einflusses und Übergewichts der Medici. Eine abermalige Balia ordnete Alles zu ihren Gunsten, ihre angesehensten Feinde wurden verwiesen (1466). Vergebens wiegelten diese die Venetianer auf, vergebens nahmen auch andere Italienische Staaten an dem Bündnisse Theil, Florenz und die Mediceische Partei, von Mailand und Neapel unterstützt, trotzten dem Sturme.

Einige Jahre nachher (1469) starb Peter, und an seine Stelle traten seine beiden noch sehr jungen Söhne Lorenzo und Julian. Der Erstere, der den Beinamen des Prächtigen (il Magnifico) führt, hat unter allen Gliedern seines gepriesenen Geschlechts den meisten und höchsten Ruhm bei der Nachwelt davon getragen. Er verdankt ihn seiner großen Klugheit und Gewandtheit, der Liebenswürdigkeit seines Charakters, der Vielseitigkeit seines Geistes und seiner Bildung, seinem feinen Sinn für Kunst und Wissenschaft, deren wirksamster Gönner und Beschützer er war, dem hohen Ansehn, dessen er seiner Eigenschaften und seines Einflusses wegen weit über die Grenzen Italiens hinaus genoß. Obgleich er nicht schön war, gaben doch ein großer, starker Körper, ein offener und ernster, durch Freundlichkeit gemilderter Blick, seiner Erscheinung etwas Achtung Gebietendes, seine Anmuth fesselte, sein feiner Witz, seine leicht hinfließende Rede zogen alle Hörer an. Er machte Florenz immer mehr zum Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern aller Art, verschönerte es durch öffentliche Gebäude und andere Anlagen, und bereicherte es mit Kunst- und litterarischen Schätzen.

Indeß bildete sich ohne den Namen des Herrn der

That nach die Alleinherrschaft, die jedoch den Wünschen des Volkes, welches den Lorenzo anbetete, nicht entgegen zu seyn schien, desto mehr aber den angesehenen Bürgern, die nicht zu den Anhängern der Medici gehörten. Zorn und Groll erfüllte besonders das Gemüth der Pazzi, deren Geschlecht eines der vorzüglichsten in Florenz war, und ein von Lorenzo gegen sie persönlich verübtes Unrecht steigerten ihren Haß zur größten Heftigkeit. Die Pläne zum Sturze der Medici, die sie faßten, wurden heimlich vom Papste Sixtus IV. befördert, dessen politischen Absichten Lorenzo gleichfalls im Wege stand. So kam eine Verschwörung zu Stande, die von den Pazzi den Namen führt. Franz Pazzi, der sich einige Jahre in Rom aufgehalten hatte, sein Oheim Jacob, Franz Salviati, Erzbischof von Pisa, Jacob Salviati, dessen Bruder, Jacob Poggio der Sohn eines berühmten Gelehrten und selbst Schriftsteller, und mehrere Andere, verabredeten einen Plan, nach welchem Lorenzo und Julian von Medici den 26. April 1478, an einem Sonntage, in der Kirche der Reparata, die sie zu besuchen pflegten, in dem Augenblick, da der Priester die Hostie dem Volke zeigen würde, ermordet werden sollten. Den Mord des Lorenzo sollte der Condottiere Montesecco vollbringen, den des Julian nahmen Franz von Pazzi und Bernhard Bandini auf sich. Als aber Montesecco erfuhr, daß die That in einer Kirche geschehen sollte, schlug ihm das Gewissen, und er trat sie zweien Priestern ab.

Damit Lorenzo auch gewiß erscheinen möchte, äußerte des Papstes Verwandter, der Cardinal Riario, der sich damals in Pisa aufhielt, das Verlangen, an dem bestimmten Sonntage dem Gottesdienste in jener Kirche beizuwohnen. Lorenzo lud ihn daher nach Florenz ein, nahm

ihn mit gewöhnlicher Pracht und Gastfreiheit auf, und begleitete ihn in die Kirche. Kaum hatte er seinen Sitz eingenommen, so stellten sich die beiden Mörder hinter ihn. Aber die anderen beiden geriethen in desto größere Verlegenheit, da sie sahen, daß Julian nicht mitgekommen war. Als gute Bekannte eilten sie nach seiner Wohnung zurück, um ihn abzuholen; sie umarmten ihn, um zu fühlen, ob er etwa unter der Kleidung einen Panzer trage (denn sein Ausbleiben hatte sie mißtrauisch gemacht), und beredeten ihn dann mit ihnen die Kirche zu besuchen. Endlich erfolgte das gewählte Zeichen: die Glocken wurden geläutet, der Priester hob die geweihte Hostie empor, alles Volk fiel nieder, und Julian auch, aber um nie wieder aufzustehen. Pazzi's Wuth war so blind, daß er sich selbst dabei einen tiefen Stich in die Hüfte gab.

Nicht so glücklich waren die Priester, die Lorenzo's Ermordung auf sich genommen hatten. Der Stoß, der die Kehle zerschneiden sollte, glitt am Nacken hinunter, und in dem Augenblick kehrte der Verwundete sich um, riß mit der Linken seinen Mantel ab, hielt ihn statt eines Schildes vor, und hieb mit dem rasch gezogenen Schwerte so kräftig um sich, daß die Mörder die Flucht ergriffen. Die ganze Kirche brausete von dem Lärm des Aufruhrs. Viele glaubten, das Gebäude sey eingefallen; als man aber hörte, das Leben der Medici sey in Gefahr, stürzten viele auf die Sacristei zu, in welche Lorenzo's Freunde ihn in der ersten Bestürzung sogleich gerettet hatten. Hier fand sich auch ein junger Mensch, Anton Ridolfo, der in der Ungewißheit, ob nicht der Stahl vielleicht möchte vergiftet gewesen seyn, sich aus Liebe zu ihm erbot, die Wunde auszusaugen. Glücklicherweise war die Besorgniß ohne Grund. Beim Ausgang aus der Kirche nahmen die Be-

gleiter schonend einen Umweg, um nicht dem Leichnam seines Bruders zu begegnen.

Während dieses Vorganges hatte der Erzbischof von Pisa mit dreißig Mann sich der Mitglieder der Signoria im Stadthause versichern wollen. Er tritt in den Versammlungssaal, geräth aber, als der Gonfaloniere Cäsar Petrucci ihm mit Würde entgegen geht, gleich völlig außer Fassung. In der höchsten Verwirrung stammelte er etwas von einem päpstlichen Auftrage her, wechselte jeden Augenblick die Farbe, sieht sich erwartend nach der Thür um, und erregt durch dies seltsame Betragen auf der Stelle gerechten Verdacht. Petrucci öffnet hierauf die Thür und ruft die Wache. In dem Augenblick entwischt der Erzbischof. Der Gonfaloniere setzt ihm nach und erblickt den Jacob Poggio, der ihm den Weg vertreten will. Stark, wie er war, reißt er ihn bei den Haaren nieder, und läßt ihn fortschleppen. Die anderen Regierungsbeamten und ihre Diener ergriffen statt der Waffen alles, was ihnen nahe lag, und vertheidigten sich glücklich gegen die Verschwörer, bis diese durch die zahlreich herbeieilenden Anhänger der Medici gänzlich überwältigt wurden. Indeß hatte Petrucci erst erfahren, was geschehen war, und voll Zorn ließ er, mit Beistimmung der Signoria, den Erzbischof, dessen Bruder und Jacob Poggio vor den Augen des ganzen Volks zum Fenster hinaus aufhängen, und andere Ergriffene von oben herab auf die Straßen stürzen. Franz Pazzi ward im Hause seines Oheims gefunden und neben dem Erzbischof aufgehängt. Das erbitterte Volk wüthete gegen alle Verschworne und entschiedene Feinde der Medici, deren es habhaft werden konnte, mehrere Tage hindurch, so daß die Straßen mit Leichnamen und zerstückten Gliedern der Erschlagenen besäet waren. Unter

der Zahl der so Ermordeten befanden sich auch die beiden Priester, die Lorenzo hatten tödten wollen. Mehrere, welche die Flucht ergriffen hatten, wurden aufgefangen, zurückgebracht, und hingerichtet. Dahin gehörten der alte Pazzi und Montesecco. Der Leichnam des Erstern, eines Mannes, der die höchsten Ehrenstellen im Staate bekleidet hatte, wurde vom Pöbel auf alle erdenkliche Weise gemißhandelt und dann in den Arno gestürzt. Der Cardinal Riario betheuerte seine Unschuld und Unwissenheit, und kam mit der Angst davon, aber seine Leute wurden von dem wüthenden Haufen in Stücke zerhauen. Bandini, der den ersten Streich auf Julian geführt hatte, entkam glücklich nach Constantinopel; aber hier hatte Mohammed II. die Aufmerksamkeit für das Haus Medici, daß er ihn in Fesseln nach Florenz sandte, wo er, fast zwei Jahre hernach, hingerichtet ward.

Das Volk hatte gleich nach der ersten großen Bewegung das Haus des Lorenzo bestürmt, um ihn zu sehen. Er zeigte sich ihm und ermahnte es, wiewol vergeblich, die Bestrafung der Verbrecher allein der Obrigkeit zu überlassen. Vier Tage nachher ward seines Bruders Leichenbegängniß mit großer Pracht und allgemeiner Theilnahme gehalten. Man fand nicht weniger als neunzehn Wunden an dem Leichnam. Er hinterließ einen unehelichen Sohn, der in der Folge unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg.

Sixtus IV. gab indeß seine Absichten und seinen Haß wider die Medici nicht auf. Er that die Florentiner in den Bann, weil sie sich an den Gesalbten Gottes vergriffen, einen Cardinal gefangen und einen Erzbischof aufgehängt hätten. In Gemeinschaft mit dem Könige von Neapel wollte er sie auch mit weltlichen Waffen dafür züch-

tigen. Vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten fertigte auf seinen Betrieb Ferdinand eine Gesandtschaft nach Florenz ab, um von den Bürgern die Vertreibung Lorenzo's zu fordern. Aber dies hatte nur eine noch größere und entschiednere Anhänglichkeit an den so hart Angefeindeten zur Folge. Lorenzo berief indeß mehr als dreihundert der vornehmsten Bürger, und ermahnte sie in einer nachdrücklichen Rede, die vorgelegte Bedingung einzugehen, damit nicht um eines Einzelnen willen der ganze Staat Gefahr liefe zu Grunde zu gehen. Die Versammelten aber, von tiefer Rührung zu Thränen bewegt, erwiederten, daß die Stadt seine Verdienste für so groß achte, daß sie mit ihm stehen und fallen wolle, und nur mit dem Untergange des Staates selbst solle sein Ansehn sinken.

Als aber nun der Krieg ausbrach und für Florenz unglücklich lief, als ein Neapolitanisches Heer sich der Stadt selbst näherte, erkaltete diese Stimmung. Man sprach laut davon, daß man diese Drangsale doch eigentlich nur dem persönlichen Hasse des Papstes gegen die Mediceer verdankte, und Lorenzo's Lage war mißlich und beunruhigend. In dieser Noth faßte er einen eben so muthigen als klugen Entschluß. Er ging heimlich aus der Stadt, und schrieb von San Miniato aus an die Signoria einen rührenden Brief, worin er meldete, er sey auf dem Wege nach Neapel, um den König entweder zum Vortheile der Republik zu gewinnen, oder sich seiner Rache Preis zu geben. In der That war der Weg, den er ging, nicht ohne Gefahr, doch hatte er schon Winke erhalten, daß er zu Neapel gut empfangen werden würde. Er kannte den Wankelmuth des Königs Ferdinand und hoffte, ihn von dem päpstlichen Interesse abzuziehen. Dies gelang ihm auch durch kluge Vorstellungen, Bestechungen

und andere Mittel so vortrefflich, daß Ferdinand ihn wie einen ehrenwerthen Gast behandelte und mit Freundschaftsversicherungen überhäufte. Als Lorenzo sein Wort hatte, daß er nichts weiter gegen Florenz unternehmen wolle, eilte er abzureisen, ehe vielleicht ein päpstlicher Legat den König wieder umstimmte. Zum Abschiede drang dieser ihm ein schönes Pferd zum Geschenke auf, welches Lorenzo mit der scherzhaften Äußerung annahm, ein Friedensbote müsse allerdings gut beritten seyn. Darauf schiffte er sich nach Pisa ein, und ward mit lautem Jubel von seinen Mitbürgern empfangen. Noch beharrte der Papst bei seiner Feindschaft; als aber bald darauf, wie oben erzählt ist, die Türken Otranto nahmen, gerieth er in einen solchen Schrecken, und die Eintracht aller Staaten Italiens schien ihm so dringend nöthig, daß er sich auch mit der Republik aussöhnte (1480).

Die Wiederherstellung des Friedens befestigte und erhöhte das große Ansehn Lorenzo's, dessen Ansprüche auf Fürstengewalt in Florenz jetzt offener hervortraten. Der Freistaat hatte seiner wahren Bedeutung nach nur noch ein schwaches Leben. Die verfassungsmäßigen Magistrate waren zu solchen Schattenbildern herabgesunken, daß der Gonfaloniere Neri Cambi, wegen eines in Übereinstimmung mit den Prioren einigen öffentlichen Beamten ertheilten Verweises, mit einer Geldstrafe belegt wurde, weil er es ohne Lorenzo's, des Fürsten der Regierung, Einwilligung gethan.

Durch Lorenzo's große Freigebigkeit, fürstlichen Aufwand, und gänzliche Vernachlässigung der Handelsgeschäfte, die er leichtsinnigen und treulosen Dienern überlassen hatte, zerrann sein großes Vermögen. So sehr aber war der Haushalt des Florentinischen Staates schon mit

dem seinigen verschmolzen, daß die Regierung seine Schulden für die ihrigen erklärte, dabei aber selbst den Zinsfuß ihrer Staatsschulden auf die Hälfte herabsetzte.

Lorenzo starb am 8. April 1492, vier und vierzig Jahre alt. Hochgepriesen von Vielen, besonders von Denen, die es für ein Glück der Freistaaten achten, von einem klugen und milden Vorsteher gezügelt und gelenkt zu werden, ist er dagegen von republicanisch gesinnten Gemüthern angeklagt worden, die freie Verfassung seiner Vaterstadt zerstört und dadurch ihr Herabsinken von der alten Größe verschuldet zu haben.

Von seinen drei Söhnen ist besonders der mittlere, Johann (geb. 1475), merkwürdig. Erzogen von dem gelehrten Polizian, und außerdem in allen schönen Künsten und körperlichen Fertigkeiten von den besten Meistern unterrichtet, verschaffte ihm das große Ansehn seines Vaters schon im dreizehnten Jahre den Cardinalspurpur. Der Papst (Innocenz VIII.) fühlte selbst das Unschickliche dieser Wohlthat, und machte dem Knaben deshalb die Bedingung, er solle die Zeichen seiner Würde erst nach drei Jahren tragen, bis dahin aber mit allem Fleiße den Studien obliegen. Dies that er treulich, und nach Verlauf dieser Frist ging er nach Rom, dem Papste seine Hochachtung zu bezeigen. In der Folge bestieg er selbst den päpstlichen Stuhl als Leo X. und ist besonders dadurch allbekannt geworden, daß Luthers erstes Auftreten in die Zeit seiner Kirchenherrschaft fällt.

---

65. Dante, Petrarca und Boccaccio.

Von allen bisher geschilderten Kämpfen und politischen Schöpfungen der Italiener ging ein weit geringerer Einfluß auf das übrige Europa und seine Entwickelung aus, als von den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen dieses Volkes. Die im vierzehnten Jahrhundert mit neuem Leben erwachende Erinnerung an das alte Rom, und die Sehnsucht nach dieser vergangenen Größe, die schon auf das politische Leben nicht ohne Einfluß blieben, wirkten auf Schrift und Rede viel ungehinderter und mächtiger. Sie führte indeß damals noch nicht, wie es späterhin geschah, zu bloßer Nachahmung der Sprache und Form der Alten, sondern durchdrang die herrschende Gefühlsweise und gab ihr einen neuen Schwung und eine neue Richtung. Daraus ging der kunstmäßige Anbau der Landessprache hervor, wie sie sich in Italien allmählig im Umgange und im Munde des Volkes gebildet hatte. Dies geschah durch die drei großen in der Überschrift dieses Abschnitts genannten Männer, die nicht nur in ihrem Vaterlande den Übergang von der Poesie des Mittelalters zu der neuern Litteratur machen, sondern diesen merkwürdigen Wendepunct für die ganze Europäische Litteratur bezeichnen.

Dante, oder, wie er eigentlich hieß, Durante, aus der Familie Alighieri, war geboren im Jahre 1265 zu Florenz, dieser Stadt, welche wir eben als den Schauplatz großartiger Bestrebungen und der mannichfachsten politischen Erschütterungen kennen gelernt haben. Aber mitten unter diesen Unruhen hatte sich hier auch am frühesten der Sinn für schöne Künste wiederum geregt, und die

Beschaffenheit der Verfassung forderte mehr als irgendwo die Bildung des Einzelnen. Viele ausgezeichnete Geister jener Zeit nannten Florenz ihr Vaterland, aber Keiner erstieg die Höhe, zu der sich Dante emporschwang. Schon als Jüngling setzte er sich, unter der Anleitung seines Lehrers Brunetto Latini, welcher Staatssecretair der Florentinischen Republik war, und durch eignen Fleiß, in vollkommenen Besitz der gepriesensten Kenntnisse seines Zeitalters, der Rhetorik, Astrologie und der tiefgrübelnden Scholastik. Aber der Ernst dieser Beschäftigungen verscheuchte aus seinem Herzen die zarteste Liebe nicht, welche Beatrice Portinari ihm schon in seinem zehnten Jahre eingeflößt. Sie war es, die, ob sie gleich früh starb (1290), doch wie das Ideal schöner Weiblichkeit sein Gemüth reinigte und heiligte, und die Seele seines Lebens wie seiner Werke geblieben ist, die ihn und sie unsterblich gemacht haben.

Seinem Vaterlande diente er in Kämpfen gegen Arezzo und Pisa (1289 und 1290) als Soldat, und späterhin als Staatsmann. Er gehörte zu der Partei der Weißen, und auch ihn traf, als diese, wie oben erzählt ist, durch Karl von Valois ihren Gegnern unterlagen, das Loos der Verbannung. Er sah sich gezwungen, in der Fremde Zuflucht zu suchen, und mußte fühlen, „wie hart der Weg ist, wenn man nur auf fremden Treppen hinauf und herab steigt." Er fand diese Zuflucht zunächst zu Verona bei den Scala, welche (besonders Can della Scala) berühmte Männer aller Art um sich sammelten, und ihnen in prächtigen, den verschiedenen Beschäftigungen ihrer Bewohner gemäß ausgeschmückten, Zimmern und unter fröhlichen Festen, freie Muße gewährten. Hier lebte Dante eine Zeitlang hochgeehrt.

Als Heinrich VII. nach Italien kam, hoffte Dante

eine Zeit neuen Glanzes für das Land, und die Zurückführung seiner Partei nach Florenz. Er schrieb deshalb im Namen der Gibellinen an diesen Kaiser, und forderte ihn auf, nicht in der Lombardei zu verweilen, sondern das aufrührerische Florenz zu bezwingen, und das Zeitalter Saturns nach Italien zurückzuführen. Aber auch diese Hoffnung scheiterte, wie wir wissen. Dante erlangte die Rückkehr in seine Vaterstadt nicht, und lebte als Verbannter bald hier, bald dort. Zuletzt hielt er sich bei Guido Novello da Polenta, Herrn zu Ravenna, auf, bei welchem er auch 1321 starb. Wie dieser ihn im Leben großmüthig geehrt hatte, that ers auch im Tode. Die vornehmsten Bürger Ravenna's mußten auf ihren Schultern den Leichnam zur Grabstätte tragen, und nur das eigne Unglück, das ihn traf, verhinderte Guido an der Vollendung eines großen und kostbaren Denkmals für den Dichter.

Aber hätte es wol größer und dauernder seyn können, als das, welches sich Dante selbst in seinem berühmten Werke, der göttlichen Komödie, errichtet hat? Schwankend zwischen alter und neuer Zeit, wollte er es anfangs in Lateinischer Sprache schreiben, dann aber, da er die Bestimmung des Werkes ahnete, veränderte er seinen ersten Entschluß, und bediente sich der Italienischen Sprache, des zu seiner Zeit von den Gelehrten verachteten sogenannten Volgare, für welches dieses Gedicht selbst der Quell geworden ist, aus welchem der anmuthige und tiefe Strom desselben hervorbrach. Es mußte auch nothwendig durch die Sprache dem frischen Leben der Zeit angehören, der es entquollen. Denn es ist Abbild und Spiegel des ganzen Zeitalters; die romantische Poesie und die scholastische Philosophie, die geistliche und die weltliche Macht, die Erinnerung an die alten Götter und Heroen

und die herrschende katholische Religion glänzen darin in herrlicher Gemeinschaft. Alle diese der Zeit angehörenden Formen sind zugleich von dem tiefsinnigen Dichter gebraucht worden, um die ewigen und unvergänglichen Verhältnisse der Menschheit darin auszuprägen; daher die tiefe Allegorie des Gedichts, in Beziehung auf welche Boccaccio sehr schön sagt, es gleiche einem Strome, durch welchen ein Löwe schwimmen und ein Lamm gehen könne, womit er auf die Selbständigkeit der historischen und allegorischen Bedeutung anspielte, obgleich beide wieder ein innig verbundenes Ganze sind.

Den Inhalt des Ganzen macht die Beschreibung einer Reise des Dichters durch Hölle, Fegfeuer und Himmel aus, weßwegen es auch, weil es mit dem Schrecklichen anhebt und mit dem Erfreulichen endet, den Titel einer Komödie führt *). Diese Art der Einkleidung war der Zeit Dante's nicht fremd. Erzählt doch der Florentinische Geschichtschreiber Villani, daß man dort einst, bei Gelegenheit einer Feierlichkeit, auf mehreren Barken, die auf dem Arno schwammen, Vorstellungen von den Qualen der Hölle gab, und unter Trompetenschall die Einladung ergehen ließ, wer von der andern Welt etwas wissen wolle, solle nur auf die Brücke des Arno kommen.

Eben so benutzte der Dichter das Jahr 1300, in welchem Bonifacius VIII. ein allgemeines Jubiläum zur Vergebung aller Sünden ausschrieb, und Unzählige nach Rom strömten mit reuigen Herzen und reichen Schätzen. Denn dieses Jahr setzt auch Dante, als das wo er aus dem Irrthume der Leidenschaften sich losreißt und zu dieser

*) Daß dieser Name hier ganz willkührlich gebraucht wird, ist klar; denn, wie ein großer Kenner sagt, dies Werk ist so einzig in seiner Art, daß es sich unter den Begriff keiner Gattung fügt.

Reise aufgefordert wird, damit er sich und Andere auf einem andern Wege zur Buße ermuntere und zum höhern Leben weihe; die Wiedererzählung der Reise soll wie ein Strom seyn, der über die höchsten Gipfel dahinfährt, um Allen zu erscheinen.

Beatrice, welche dem Dichter sein neues Leben*) durch die Schönheit ihrer Seele und durch die Liebe geschaffen hat, ist es, die ihn zu dieser Reise auffordert, indem sie zugleich in der allegorischen Weise des Dichters als das Symbol der christlichen Weisheit dargestellt und gepriesen wird. Sie giebt ihm zum Führer den Römischen Dichter Virgil, der zugleich das Symbol der menschlichen, durch die Theologie noch nicht aufgeklärten Vernunft ist, weswegen auch Virgil den Dante nur bis zum irdischen Paradiese führen kann. Von da an muß Beatrice selbst ihn durch den nur dem Christen offenstehenden Himmel leiten.

In dieser wichtigen Rolle, die hier Virgil spielt — dessen Gedichte der erste und schönste Wiederhall waren, der jener mit Sehnsucht in die Gräber des verschütteten Alterthums rufenden Zeit entgegentönte — zeigt sich die Liebe Dante's und seiner Zeit für die alte Welt. Dieselbe Liebe ist es auch, welche Cato von Utica, als das Symbol der Freiheit, ohne deren Bewußtseyn keiner zur Läuterung seiner selbst gelangt, an den Eingang des Fegefeuers setzt. Ja des Dichters Verehrung zeigt sich durch die öfter von ihm vorgelegten Zweifel, warum die edlen Helden jener vergangenen Zeit niemals ins Paradies gelangen können, die ihm aber die Philosophie nicht lösen kann, sondern als ein unerklärliches Geheimniß darstellt.

Es ist hier nicht der Ort, in das Einzelne dieses

*) Unter diesem Titel (vita nuova) hat Dante selbst die Geschichte seiner Liebe dichterisch beschrieben.

wunderbaren Gedichts einzugehen, und den Dichter auf seiner Reise zu verfolgen, wie er in den mannichfaltigen Gestalten, die er in die Hölle, in das Fegefeuer, und in den Himmel versetzt, die Menschheit darstellt, als der strafenden oder belohnenden Gerechtigkeit Gottes unterworfen, je nachdem sie mit Freiheit recht oder unrecht handelt. Nur wie die großen Kräfte der geselligen Welt, deren Kampf und Reibung wir in der Deutschen und Italienischen Geschichte dargestellt haben, sich in dem Geiste und Werke des großen Dichters abspiegeln, mag hier erwähnt werden.

Dante, obgleich ein Gibelline, stehet gleichsam über dem Gegensatz, und mit Unparteilichkeit schilt er beide (Paradies I.), daß sie ihren eignen Zwecken das Wohl der ganzen Menschheit aufopfern. Denn ihm schien, wie die Glückseligkeit des Einzelnen durch das Gleichgewicht seiner irdischen und geistigen Natur, eben so die des Ganzen durch die Erhaltung der Gegensätze, deren Kampf die bisherige Geschichte dargestellt hat, bedingt zu seyn. Die geistliche und weltliche Macht sollten durch ihr Gleichgewicht eine friedliche Einheit bilden.

Darum prangt in diesem Werke auf der einen Seite die geistliche Macht, die von dem Statthalter Christi anhebt, und durch alle Zweige der geistlichen Würde hinabsteigt, umgeben von den beiden Mönchsorden, den Franciscanern und Dominicanern, die gleichsam „die Räder des Wagens sind, auf welchem die Kirche kämpfend fährt" (Parad. XII.), und der scholastischen Philosophie, deren Verehrer und Bearbeiter in der Sonne (denn die Seligen sind in den verschiedenen Planeten) wohnen, wodurch das Licht, welches von dieser Wissenschaft ausgeht, angedeutet wird. Dabei tadelt der Dichter hart die Verweser der geist-

lichen Macht, welche von dem Geiste, der ihrem Stande zum Grunde liegt, abgewichen sind, und nicht ohne Unmuth sieht er den geistlichen Bannfluch als Waffe in weltlichen Kämpfen gebraucht. Er scheuet sich nicht, den Papst Nicolaus III. in die Hölle zu setzen, weil er sich der Simonie schuldig gemacht, und so übt er noch an mehreren Anderen strenge Gerechtigkeit.

Diesem geistlichen Reiche gegenüber steht das Römische Kaiserthum, welches, wie Justinian (Parad. VI.) erzählt, von den Römern auf die Deutschen gekommen ist. Unter dem Kaiser, diesem höchsten Monarchen *), sollten alle übrige Könige und Fürsten regieren, damit so der höchste Friede und die höchste Glückseligkeit herrschen. Friedrich II. brennt daher in der Hölle (X.), weil er, nach der Ansicht des Dichters, gestrebt hat, im Kampfe gegen die geistliche Macht jenes Gleichgewicht zu stören, und Rudolf von Habsburg büßt mit zerknirschtem Herzen (Fegefeuer VII.) die Schuld seiner Lässigkeit, die ihn abhielt, sich um Italien und die Kaiserkrone zu bekümmern; Heinrich VII. und Can della Scala werden dagegen als die möglichen Retter und Hersteller dieses Reichs gepriesen; dagegen die Könige von Frankreich als stete Feinde des Kaiserthums getadelt, und dieser Tadel trifft auch Florenz, das Vaterland des Dichters, weil es sich den gelben Lilien (der Französisch-Neapolitanischen Partei) anschließt, und dem allgemeinen Panier (dem Kaiserthum) sich entgegenstemmt.

Schon diese wenigen Andeutungen über die göttliche

*) Dante hat selbst eine Abhandlung geschrieben, in welcher er das Daseyn dieser Universalmacht aus geschichtlichen Gründen gelehrt, und ihre Nothwendigkeit aus philosophischen Gründen mit Scharfsinn darstellt.

Komödie werden es erklärlich machen, daß die Zeitgenossen dieselbe als eine Welt im Kleinen mit der höchsten Begeisterung aufnahmen. Schon 1373 gab der Florentinische Staat Befehl, öffentliche Vorlesungen darüber zu halten, und Boccaccio, selbst einer von denen, dessen Werke diese neue Litteratur verherrlicht haben, bekleidete zuerst diese Lehrstelle, und entwickelte die allegorischen und historischen Beziehungen der göttlichen Komödie mit aller der Gelehrsamkeit, die eine solche Erklärung erforderte, und er besaß.

Ein verwandter, doch verschiedener Geist, lebte in Franz Petrarca, der den 20. Julius 1304 zu Arezzo geboren wurde. Sein Vater war, als zur Partei der Weißen gehörig, zugleich mit Dante gezwungen worden, Florenz zu verlassen, und begab sich, als Petrarca acht Jahre alt war, nach Avignon. Von hier sandte er seinen Sohn nach Carpentras auf die Schule, und dann zur Erlernung der Rechte auf die berühmten Universitäten Montpellier und Bologna. Auf der letztern lehrte Cino von Pistoja, der zugleich ein berühmter Dichter war. Aber diese Verbindung der Poesie mit dem trocknen Rechtsstudium, welches nicht historisch, sondern bloß scholastisch betrieben wurde, wollte Petrarca nicht gelingen. Der Lesung der alten Schriftsteller hingegeben, vergaß er jenes Studium darüber so sehr, daß sein Vater selbst nach Bologna eilte, und die Bücher, die ihn so fesselten, ins Feuer warf. Nur die heißen Thränen des Jünglings retteten den Virgil und die Rhetorik des Cicero aus den Flammen. Der bald erfolgte Tod seines Vaters führte Petrarca wieder dem Alterthume zu, aber die Liebe zu seiner Laura, die er in Avignon kennen lernte (1327) und durch seine Gesänge so berühmt gemacht hat, band ihn an die neuere Zeit und die Gegenwart.

So stand er zwischen zweien Welten, welche zu vermitteln das Bestreben seines ganzen Lebens geblieben ist. Fesselte ihn die erste Liebe an sein geliebtes Italien, welches der Schauplatz des Alterthums gewesen war, so sehr, daß er nicht gern gestehen mochte, es gäbe in Frankreich irgend einen so schönen Platz als dort, so trieb ihn die Sehnsucht nach seiner Laura mitten aus jenen Erinnerungen zurück nach Avignon, und ein Kuß Karls IV. auf die Stirn seiner Laura erhob ihn selbst zur Begeisterung. Drängte ihn jene Empfindung seines Herzens, die Römische Geschichte zu schreiben, damit er die Gegenwart wieder in der Vorwelt einheimisch mache, oder in einem großen epischen Lateinischen Gedicht, Africa genannt, sich und den Scipio zu verherrlichen, so entströmten der andern Empfindung süße, über Alles melodische Lieder auf Laura, in Italienischer Zunge. Aber wie sehr diese die Zeitgenossen auch entzückten, Petrarca selbst hielt sie für geringer, und hoffte nur von den Werken, die das Erzeugniß seiner Gelehrsamkeit waren, Ruhm bei der Nachwelt. Während er die Werke der alten Litteratur mit dem größten Fleiß sammlete und las, bekümmerte er sich wenig um die Schriften, welche seine Zeit hervorbrachte. Obgleich seit langer Zeit Freund Boccaccio's, las er doch erst in den letzten Jahren seines Lebens den Decamerone dieses Dichters, und zwar nur flüchtig. Dante's Komödie war lange von ihm ungelesen geblieben, und bei allem Lobe, das er ihr in einem Briefe giebt, erkennt man nicht undeutlich, wie wenig er auf den Ruhm hielt, den dieses Gedicht, eben weil es in der Sprache und dem Geiste des Volks und der Zeit redete, bei der Welt fand. Die Nachwelt hat weder seine Ansichten noch seine Hoffnungen bestätiget. Während seine herrlichen Italienischen Lieder im

Munde seines Volkes und vieler Gebildeten des Auslandes bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben sind, werfen nur zuweilen noch Gelehrte einen Blick auf seine Lateinischen Schriften.

Aber eben diese Vermischung alter und neuer Zeit, eben dieser Doppelgeist frischer Poesie und alter Gelehrsamkeit, erhoben, weil sie in dem ganzen Zeitalter lagen, Petrarca's Ruhm über Alle, und als er sich nach einer weiten Reise in sein reizendes Vaucluse zurückgezogen hatte und sein Gedicht Africa anfangen wollte, erhielt er (1339) an Einem Tage von Paris und Rom zugleich die Aufforderung, sich als Dichter krönen zu lassen. Über die Wahl des Ortes hatte er keinen Zweifel, wol aber über die Meinung der Zeitgenossen von seiner Würdigkeit. Dies zu erfahren, reisete er zum Könige Robert von Neapel, der nach seinem eignen Ausdrucke lieber die Wissenschaften ohne Diadem, als das Diadem ohne Wissenschaften haben wollte; dieser sollte ihn prüfen. Es geschah in einer öffentlichen Versammlung, vor welcher Petrarca drei Tage hinter einander in allen Zweigen des Wissens befragt und des dichterischen Lorbeers für würdig erklärt wurde. Hätte nicht das Alter den König verhindert, so würde er selbst mit nach Rom gegangen seyn, um mit eignen Händen die Krönung vorzunehmen. Sie geschah von einem der beiden Senatoren Roms, dem Grafen Orso von Anguillara, am ersten Ostertage 1341. In einem Purpurkleide, das der König Robert ihm geschenkt, mit einer Begleitung, zu der sich die Jugend der vornehmsten Römischen Geschlechter gedrängt hatte, und unter dem Schalle schmetternder Trompeten stieg der entzückte Dichter die Stufen des Capitols hinauf. Oben angekommen, wandte er sich zurück nach der Menge und rief: Gott erhalte das Römische

Volk, den Senat und die Freiheit! Das Volk, eben so geehrt und geschmeichelt durch diese Feierlichkeit, als es nur der Dichter werden konnte, war herbeigeströmt und jauchzte, als der Senator dem vor ihm knienden Dichter die Lorbeerkrone auf das Haupt setzte.

Keiner war daher auch geschäftiger als Petrarca, den Schwärmer Cola di Rienzi zu preisen, der sein geliebtes Rom wieder aus dem Grabe erwecken wollte. Obgleich ein Freund der Colonna, nahm er sich desselben an, und ohne persönliche Feinde zu fürchten, vertheidigte er ihn zu Avignon am Päpstlichen Hofe mit kühner Begeisterung. Aber auch sein Schmerz und seine Scham waren nicht gering, als der schmähliche Ausgang des Unternehmens kund wurde.

Voll eben so froher Hoffnungen begab er sich zum Kaiser Karl IV., der, öfters durch Briefe von ihm eingeladen, das Römische Reich in Italien und Rom wiederherzustellen, endlich nun in Mantua angekommen war (1354), und Petrarca zu sich entbieten ließ. Mit der Demuth, die er gegen Männer zeigte, die seine Ideen ausführen sollten, näherte er sich dem Kaiser, aber mit der Kühnheit, die das Bewußtseyn dieser Ideen gab, sprach er zu ihm. Als Karl IV. wünschte, daß das noch nicht vollendete Werk Petrarca's über die berühmten Männer unter seinem Namen erscheinen möchte, sagte Petrarca ganz ernst: „dazu bedarfs von meiner Seite der Muße, von eurer der Tugend." Um ihn zu dieser zu ermuntern, zeigte ihm Petrarca Münzen von Römischen Imperatoren, und erzählte ihm Züge aus ihrem Leben zur Nachahmung für ihn, wobei Karl mit Wohlgefallen und Theilnahme zuhörte, nicht verletzt von dieser Kühnheit, die noch höher stieg, als der Kaiser, ohne Petrarca's Hoffnungen erfüllt zu haben,

nach Deutschland zurückkehrte. „So gehe denn, schrieb ihm der Dichter, weil du es willst, aber vergiß nicht, daß kein Fürst vor dir einer so schönen, nahen und herrlichen Hoffnung entsagt hat. Dein Großvater und dein Vater dachten anders, aber ich sehe, daß die Tugend sich nicht vererbt."

Mit gleicher Kühnheit und Kraft sprach er mehr als einmal zu den Päpsten, indem er sie aufforderte, die falsche Geliebte, Avignon, zu verlassen, und in die Arme der rechtmäßigen, aber verlassenen Gattin, Rom, zurückzukehren. „Papst bist du überall, aber zu Rom bist du Bischof. Zeige, daß du ein wahrer Hirt und kein Miethling bist" — schrieb er noch zuletzt an Urban V. (1366), der auch, wie wir schon wissen, nach Italien kam. Hoch gefeiert und geehrt erreichte Petrarca ein Alter von siebzig Jahren. Am 8. Julius 1374 fand man ihn des Morgens todt in seiner Bibliothek, mit dem Gesicht auf einem Buche ruhend.

Der Letzte in diesem großen Italienischen Dreigestirn war Boccaccio (geb. 1313, gest. 1375), der entweder zu Florenz oder zu Paris geboren, zuerst von seinem Vater zum Kaufmannsstande bestimmt ward, und diesem Geschäft bis zum acht und zwanzigsten Jahre oblag, bis der innere Drang seines Geistes zur Dichtkunst und seine Liebe für die Litteratur Roms und Griechenlands ihn bewogen, seinen bisherigen Beruf aufzugeben. Er erlernte nun mit unermüdetem Eifer die Lateinische und die damals noch wenig bekannte Griechische Sprache, und diese Begeisterung für die alte Welt ward ein inniges Bindungsmittel zwischen ihm und Petrarca *). Wie dieser

*) Das Vermächtniß einer Summe Geldes, welches Petrarca in seinem Testamente für Boccaccio zu einem warmen Anzug bei seinen Nachtstudien bestimmt, und der Zusatz, daß es ihn schmerze,

suchte auch Boccaccio alte und neue Zeit, besonders aber alte und neue Kunst zu verschmelzen. Mehrere seiner Werke versuchen, die Götterlehre der Alten in christliche Geschichten einzuflechten, wie der Ritterroman Filocopo; aber sein Decamerone, worin die Italienische Prosa sich eben so herrlich entfaltete, wie in Petrarca's Liedern die Poesie, ist es, welcher ihn so unsterblich gemacht hat, wie Jenen seine Sonette.

66. Litteratur und Kunst.

In Italien war es auch, wo im vierzehnten Jahrhundert zuerst ein außerordentlicher Eifer, die Schriftsteller des Alterthums kennen zu lernen, hervortrat, der im funfzehnten an Stärke noch gewann und sich auch über die Grenzen dieses Landes immer weiter ausbreitete. Was von den Werken der alten Römer noch aufzufinden war, wurde mit der größten Emsigkeit hervorgezogen, mit Begierde und Bewunderung gelesen und als höchstes Muster für die Behandlung der Wissenschaften und schönen Redekünste betrachtet. Diese Richtung der Geister war von großen und folgenreichen Wirkungen, und alle Zweige des menschlichen Wissens, so wie die Erzeugnisse der Kunst sind mehr oder minder davon berührt worden. Man hat diese Epoche sogar die Wiederherstellung der Wissenschaften genannt, eine Bezeichnung, aus der man schließen müßte, daß die Wissenschaften und Künste (wie es denn in der That auch von Manchen so dargestellt worden ist) ein Jahrtausend

für einen so großen Mann so wenig zu hinterlassen, ist bezeichnend für Beide.

lang im tiefsten Schlummer und mit düstrer Grabesnacht der Barbarei bedeckt gelegen haben, bis sie um diese Zeit erweckt und als etwas Neues und Unerhörtes wieder ins Leben gerufen worden seyen. Daß dies aber eine völlig irrige Vorstellung ist, geht schon aus einigen Abschnitten in unserer bisherigen Darstellung hervor. Wissenschaften und Künste wurden schon viel früher mit großem Eifer getrieben; ja es fehlte nicht an Männern, welche die Alten gar wohl kannten, und in deren Werken der Einfluß dieser Bekanntschaft leicht zu entdecken ist. Auch verdient diese Epoche in so fern jenen pomphaften Namen nicht, als sie keinen der außerordentlichen Geister erzeugt hat, die in der Philosophie, Naturwissenschaft u. s. w. als Begründer einer neuen Zeit für Jahrhunderte da stehen. Nichts desto weniger hat sich jene thätige Begeisterung für das Alterthum besonders dadurch sehr wirksam gezeigt, daß der Geschmack durch sie verfeinert wurde und die Behandlung der Wissenschaften an Form, Ordnung und Klarheit außerordentlich gewann. Dieses und daß der Inhalt der alten Schriften vor den Augen Vieler eine neue, ihnen bisher unbekannte Welt eröffnete, regte die Geister zum Selbstdenken an, und half die Fesseln hemmender Autorität lösen. Aus den Zellen der Klöster traten die Wissenschaften ins Leben hervor. Wie aber jede einseitig verfolgte Richtung immer zugleich nachtheilige Wirkungen herbeiführt, blieben sie auch hier nicht aus. So hat in Italien die fast ausschließliche Beschäftigung mit dem Alterthum die neu erwachte einheimische Dichtkunst mehr gehemmt als gefördert.

Unter den Erweckern und Beförderern jenes neuen Eifers verdient Petrarca die erste Stelle. Wir haben schon gehört, mit welcher Liebe er sich der Lesung der Alten hin-

gab; seine Begierde, immer mehr von ihnen kennen zu lernen und Abschriften ihrer Werke aufzutreiben, war außerordentlich. Durch Italien, nach Frankreich, England und Spanien, ja nach Griechenland sandte er Briefe und Gelder zu diesem Zwecke. Aus dem letztern Lande erhielt er einen Homer, den er aber, weil er kein Griechisch verstand, erst auf seine Kosten ins Lateinische übersetzen lassen mußte. Auf seinen Reisen zog er keinem Kloster vorbei, ohne nachzuforschen, ob es nicht etwas für ihn enthalte. „Als ich, schreibt er in einem seiner Briefe, in meinem fünf und zwanzigsten Jahre die Schweiz und die Niederlande durchreisete, blieb ich eine Zeitlang in Lüttich, weil ich gehört hatte, daß hier ein beträchtlicher Vorrath von Büchern vorhanden wäre. Ich fand wirklich zwei Reden des Cicero, die ich noch nicht kannte, und die ich nachher durch ganz Italien verbreitet habe. Die eine schrieb ich, die andere ein Freund mit eigener Hand ab. Es kostete aber in dieser barbarischen Stadt viele Mühe, nur ein wenig Dinte aufzutreiben, und die ich endlich erhielt, war ganz safrangelb." So wurden damals manche Trümmer des großen Schiffbruchs der alten Litteratur aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen. Wäre dieser Eifer um einige Jahrhunderte früher erwacht, so wäre die Ausbeute bedeutend größer gewesen. So erzählt Petrarca, daß er in seiner Jugend Schriften des Cicero und Varro gesehen, die er in reiferm Alter nirgends habe wiederfinden können.

Petrarca's Beispiel entzündete in ganz Italien Nacheiferung seiner Bestrebungen. Unter seinen unmittelbaren Schülern war Johann von Ravenna der vorzüglichste. Dieser lehrte die Lateinische Grammatik und Rhetorik in Venedig, Padua und von 1397 an in Florenz. Er zog viele

ausgezeichnete Schüler, welche nachher in den berühmtesten Städten Italiens mit dem größten Beifall lehrten. Die Liebe für die Römischen Schriftsteller mußte nothwendig eine nicht geringere für die Griechische Litteratur erwecken, auf welche die Römische als auf ihre Quelle und ihr Urbild immer hinweis't. Aber die Griechische Sprache war in Italien noch sehr wenig bekannt, und es war schwer, gründlichen Unterricht darin zu erhalten. Als daher zwei gelehrte Griechen, Demetrius Cydonius und Manuel Chrysoloras, im Jahre 1393 nach Venedig kamen, um den Gefahren zu entgehen, welchen Constantinopel damals während Bajazeths Belagerung ausgesetzt war, reiseten zwei edle Florentiner, eifrige Schüler Johanns von Ravenna, nach Venedig, sie um Unterricht in der Griechischen Sprache zu ersuchen. Einer der Letzteren bewog nachher auch seine Landsleute, den Chrysoloras, der wieder nach Constantinopel gereis't war, nach Florenz zu rufen. Chrysoloras nahm den ehrenvollen Ruf an, und ward 1397, also mit Johann von Ravenna zu gleicher Zeit, als öffentlicher Lehrer der Griechischen Grammatik und Litteratur mit einer Besoldung von hundert Goldgulden angestellt. Ganz Italien beneidete Florenz um diesen Mann; man beeiferte sich, ihn an sich zu locken, und wirklich hat er späterhin in Pavia, Venedig und Rom das Griechische gelehrt und treffliche Schüler gebildet. Eine solche Bemühung um die Kenntniß dieser herrlichen Sprache herrschte damals in Italien, aufgeregt durch die Richtung, welche die Zeit nach dem Alterthume hin genommen hatte, so daß die vor den Türken fliehenden Griechen mehr ein zufälliges Beförderungsmittel als die Ursache dieser Begierde waren.

Es gab um diese Zeit in Italien wenige Fürsten und andere besonders angesehene Männer, die nicht eine Ehre

darin gesucht hätten, die Kenntniß der Römischen und Griechischen Schriftsteller zu befördern, Gelehrte zu belohnen, zu ermuntern und in ihren Umgang zu ziehen. Vorzüglich zeichneten sich in diesem Bestreben, wie schon bemerkt ist, die Mediceer aus. Als Gemisthus Pletho, ein gelehrter Grieche, bei Gelegenheit der Kirchenversammlung zu Florenz dort öffentliche Reden über die Philosophie des Plato, den er mit Begeisterung verehrte, hielt, wurde Cosmus davon so ergriffen, daß er eine besondere Akademie stiftete, deren Mitglieder die Verpflichtung übernahmen, die Quellen dieser erhabenen Weisheit zu studiren und zu erklären. Dem Sohne seines Arztes, dem Marsilius Ficinus, ließ er eine Erziehung geben, die ihn zu einem vollkommenen Platoniker machen sollte, wie dieser sich denn in der That um das Studium und die Verbreitung der Platonischen Philosophie hohe Verdienste erwarb. Der Lieblingsneigung des Cosmus, die übrig gebliebenen Werke der Griechischen und Römischen Schriftsteller zu sammeln, kamen sein Reichthum und seine durch mehrere Länder Europa's und Asiens verbreiteten Handelsverbindungen trefflich zu Statten. Er ließ Gelehrte bloß in der Absicht reisen, durch sie diese kostbaren Überreste, wo sie sie fänden, aufkaufen zu lassen. Der Berühmteste derselben ist der Geschichtschreiber Poggio Bracciolini, der auch im Auffinden sehr glücklich war. Auch König Alfons von Neapel war ein so großer Bewunderer der Alten, daß eine Handschrift des Livius, die Cosmus ihm sandte, zwischen Beiden Versöhnung einer langwierigen Feindschaft stiftete, und der König ließ sich selbst durch die Besorgniß seines Leibarztes, daß die Blätter vergiftet seyn könnten, nicht abhalten, sogleich in derselben zu lesen. Lorenzo von Medici erwarb als Förderer und Freund der Wissenschaften und Künste

einen noch höhern Ruhm als sein Großvater Cosmus. Unter seinen gelehrten Freunden strahlt besonders Angelus Politianus hervor, der an Ruhm alle Litteratoren seiner Zeit übertraf und als Lehrer eben so geschätzt war, wie als Schriftsteller ausgezeichnet. Florenz war damals der Mittelpunct der Griechischen Litteratur in Italien und der in derselben dort ertheilte Unterricht so berühmt, daß er Jünglinge aus allen Ländern anzog. Unter Lorenzo's Schutze dauerte auch die von seinem Großvater gestiftete Platonische Akademie fort, die das Andenken ihres Meisters alljährlich am siebenten November, dem angeblichen Geburts- und Sterbetage Plato's, durch ein großes Gastmahl feierte.

Der nämlichen Zeit, welche nach den litterarischen Schätzen des Alterthums so eifrig forschte, that sich auch der Sinn für die Überreste der bildenden Kunst desselben auf. Wie die Bibliotheken nach Handschriften, so wurden die Schutthaufen Roms und anderer Orte nach Statuen in Marmor und Erz durchwühlt, und so nach und nach jene kostbaren Reste und Fragmente ans Licht gezogen, welche die Bewunderung und das Studium der Künstler und Kenner sind. Indeß finden sich schon früher Spuren von der Einwirkung der alten Werke auf eigenthümliche Erzeugnisse der Kunst. Denn auch in den bildenden Künsten fing sich im dreizehnten Jahrhundert in Italien ein neues Leben zu regen an. In der Architektur, noch mehr aber in der Bildhauerkunst, geschah dieses durch Nicolo Pisano (gest. 1270), von dem sich zu Pisa, Florenz, Siena, Padua, Venedig, Neapel und an anderen Orten Bauwerke und Sculpturen finden. Seine Gebäude gehören großentheils der sogenannten Gothischen Baukunst an, obgleich die Einzelheiten immer an antike Meister

erinnern. In der Bildhauerkunst war er entschieden derjenige, welcher aus der Beschauung der Antiken zuerst einen erheblichen Vortheil für seine eignen Werke zog. In der Malerei nimmt dieselbe Stelle Giotto zu Florenz ein, Zeitgenosse und Freund Dante's, der ebenfalls in den meisten Hauptstädten Italiens große Werke, in einer von der bisher allgemein üblichen, sogenannten Byzantinischen Weise, verschiedenen und viel freiern Art ausführte. Die durch diese Männer gebrochene Bahn ward jetzt vielfach betreten und weiter geführt; doch treffen wir in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts erst wieder auf Genien erster Größe, welche an der Spitze einer zweiten Epoche stehen. Wir nennen hier nur für die Architektur den Filippo Brunelleschi zu Florenz, der am dasigen Dome eine Kuppel von noch nicht gekanntem Umfang und Künstlichkeit wölbte; für die Bildhauerkunst den Lorenzo Ghiberti, der die berühmten Thüren am Baptisterium in derselben Stadt, mit Reliefen in Bronze, in einem höchst edlen Stil ausführte, und die verschiedenen Theile der Kunst schon mit großer Freiheit beherrschte; für die Malerei den Masaccio, der zu Florenz und Rom Werke von solcher Großheit im Charakter malte, daß sie lange Zeit Muster darin blieben. Um dieselbe Zeit lebten in den Niederlanden die beiden berühmten Brüder Hubert und Johann van Eyck, welche eine neue, höchst vorzügliche Weise in Öl zu malen aufbrachten *), und in der treff-

*) Johann van Eyck ist nicht in so fern Erfinder der Ölmalerei, als er der erste war, welcher Farben zum Behufe des Malens mit Öl gemischt, sondern in dem Sinne, in welchem diese Erfindung eine große Bedeutung für die Kunstgeschichte gewann, dadurch nämlich, daß er zuerst die Farben in der Ölmalerei auf eine Weise behandelte, welche ungleich vorzüglicher und vollkommner als die bisher ausschließlich geübte Art der Malerei in Tempera (d. h. mit

lichen Ausübung derselben auch den meisten übrigen Anforderungen an die Kunst der Malerei auf eine bis dahin noch nicht dagewesene Weise entsprachen, so daß sie auf fernere Entwickelung dieser Kunst in den Niederlanden, in Deutschland und Italien den größten Einfluß hatten.

Die Entwickelung der Tonkunst war weit schwieriger als die der bildenden Künste, weil sie nicht auf dem Boden des Alterthums fortbauen konnte, und eine Menge bestimmter Hindernisse jedem Fortschritte im Wege standen. So kannte man z. B. nur lange und kurze Noten, wie in der Prosodie lange und kurze Sylben; es fehlte das überall hindurchgehende Grundmaß des Taktes, so wie richtige Einsicht in die Behandlung der Consonanzen und Dissonanzen; endlich litt die musikalische Schreibkunst an den größten Unvollkommenheiten.

Der erste erhebliche Schritt zur Abstellung dieser Mängel geschah zur Zeit Kaiser Heinrichs V. durch Guido von Arezzo, indem er die musikalische Schrift verbesserte, die Schlüssel zur Anwendung brachte, die Zwischenräume zwischen den Linien benutzte u. s. w.

Ohne Vergleich wichtiger für die Geschichte der Musik ist Franko aus Köln, ein Zeitgenosse Kaiser Friedrichs I. Er erhöhte die Zahl der Noten auf vier von verschiedener Länge, und erweiterte gleichmäßig die Notenschrift; vor allem aber muß er als Begründer des Mensuralgesanges, des Taktes, genannt werden. Dies ist der Archimedische Punct, von dem aus die musikalischen Kunstmittel sich buchstäblich ins Unendliche vermehren lassen. Nun erst lösete sich die Musik von dem höchst beschränkenden Zwange

---

(Eigelb und Leim) war, und diese in einem Zeitraume von funfzig Jahren in ganz Europa verdrängte. S. Waagen, über Hubert und Johann van Eyck, S. 124.

des bloß prosodischen Maßes, von dem mechanischen Schritte der eins und zwei, von der trockenen Einstimmigkeit oder dem langweiligen Mehrklange der Quinten und Octaven. Melodie und Harmonie fanden seitdem ihre Entwickelung; Taktarten, Perioden, Nachahmungen, Fugen entspringen unaufhaltsam aus jenem Boden; so daß die Musik in Wahrheit erst seitdem eine eigene, unabhängige, allen Nachrichten zufolge von der antiken ganz verschiedene Kunst geworden ist *).

Johann de Muris aus der Normandie, und Franchinus Gastor (geb. 1451 in Lodi) erweiterten und vervollkommneten Franko's Lehre; und so wie sich neben der Italienischen Malerschule im funfzehnten Jahrhundert eine Niederländisch-Deutsche entwickelte, so treten Obrecht, Ockenheim und Josquin als Häupter der gleich merkwürdigen Niederländisch-Deutschen Schule der Tonkunst hervor.

---

67. Castilien bis auf den Tod Alfons XI.

(1284—1350.)

Die Reiche der Pyrenäischen Halbinsel griffen auch während dieser Periode noch wenig in die Verhältnisse des übrigen Europa ein, nicht nur wegen der Abgeschiedenheit ihrer Lage und des mannichfachen Gährungsstoffes in ihrem Innern, sondern auch wegen des im Bereiche ihrer natürlichen Grenzen zwar auf einem beschränkten Gebiete und mit geringer Furchtbarkeit aber doch unabhängig fortbestehenden Maurischen Staates von Granada, der sich zuweilen noch durch die Kraft seiner Glaubensgenossen

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Bd. V. S. 522.

jenseits der Meerenge zu verstärken suchte. Dadurch war den Spanischen Christen die völlige Überwältigung dieses fremdartigen Bestandtheils noch als eine in ihrer Heimath zu lösende Aufgabe gestellt.

Als Sancho IV. von Castilien, Alfons X. Sohn und Nachfolger (Th. V. S. 261.), den Thron bestiegen hatte, erschienen Gesandte des Königs Abu Jusef von Marocco vor ihm, mit der Frage, in welchem Verhältniß er mit ihrem Herrn stehen wolle. Sancho antwortete: „In einer Hand halte ich das Brot, in der andern den Stock.“ Aufgebracht durch diese Erwiederung, welche er für eine Beschimpfung hielt, begann Abu Jusef Krieg, aber Sancho schlug ihn zu Lande und auf dem Meere, und gab ihm nur gegen Zahlung einer großen Geldsumme den Frieden.

Innere Unruhen führte der Parteigeist des Adels herbei. Besonders standen zwei mächtige Häuser, die Lara und die Haro, einander mit großer Eifersucht gegenüber. Sancho hatte den Grafen Lope de Haro in seinen Rath und durch Vermählung seines Bruders, des Infanten Johann, mit der Tochter desselben, in seine Familie aufgenommen. Er gewann bald ein solches Ansehn, daß ihn der König selbst fürchtete und, um ihm ein Gegengewicht zu geben, den durch Reichthum und Verbindungen mächtigen Alvaro de Lara an seinen Hof zog. Darüber zürnte de Haro heftig, und in seinem Trotz ging er so weit, daß er auf einer Versammlung zu Alvaro, wo der König die Auslieferung vieler Schlösser von ihm verlangte, das Schwert wider denselben zog (1288). Er ward auf der Stelle von den Umstehenden niedergemacht und sein Eidam Johann, der ihn vertheidigen wollte, verwundet. Von Rachsucht erfüllt, wandten sich die Verwandten de Haro's und alle ihre Anhänger an den König von Ara-

gonien, Alfons III., in dessen Lande sich die Infanten de la Cerda befanden, von deren Ansprüchen auf den Castilischen Thron in der Geschichte des vorigen Zeitraums die Rede gewesen ist. Sie riefen den ältesten dieser Prinzen, Alfons, zum König von Castilien aus und der König von Aragonien rückte zur Unterstützung desselben mit einem großen Heere in Castilien ein. Zugleich drohte Frankreich, denn Blanca, des Thronbewerbers Mutter, war eine Vatersschwester Philipps des Schönen, und Sancho's eigener Bruder Johann war unter den Empörern. Sancho mußte nach allen Seiten hin thätig seyn; aber seiner Beharrlichkeit gelang es, die Feinde zurückzutreiben, und seiner Klugheit, sie gänzlich zu entwaffnen. Er bewog nach dem Tode Alfons III. von Aragonien, den Bruder und Nachfolger desselben, Jacob II., zum Frieden, und Philipp den Schönen brachte er durch eine Unterredung zu Bayonne zu dem Versprechen, daß er den Infanten de la Cerda nicht ferner unterstützen wolle.

Der König von Marocco Abu Jacub hatte zwar versucht, von diesen Verwirrungen Vortheil zu ziehen, aber ohne Erfolg. Sancho schlug ihn mit Hülfe einer Genuesischen Flotte, eroberte darauf Tarifa, und behauptete diese Eroberung gegen seinen aufrührerischen Bruder, der sich zu Abu Jacub begeben hatte, und ein Africanisches Heer gegen die Stadt führte, durch die an altrömische Gesinnungen erinnernde Hochherzigkeit des Perez de Guzman *).

*) Durch einen unglücklichen Zufall war Guzmans Sohn in die Hände des Infanten und der Mauren gefallen. Diese drohten, denselben zu enthaupten, wenn Guzman sich nicht ergeben würde. Der Vater ließ sich dadurch nicht schrecken, ja er warf ihnen ein Schwert von der Mauer hinab, womit sie ihr schändliches Vorhaben ausführen möchten, wenn sie es nicht lassen könnten, und ging dann zurück, um sich zum Frühstück zu setzen. Bald darauf hörte er die auf den

Indem auch die Africanischen Mauren das von ihnen bisher besetzte Algeziras, diese Pforte zu Spanien, dem König von Granada zurückgaben, schienen sie alle fernere Einmischung in die Spanischen Angelegenheiten aufzugeben. Doch der König von Granada, obgleich von dieser Hülfe verlassen, behauptete sich in der zunächst folgenden Zeit ohne Mühe, da in der Hitze und Leidenschaftlichkeit der bürgerlichen Kriege der Eifer gegen die Feinde des Glaubens zu fechten so sehr schwand und vergessen ward, daß in den innerlichen Unruhen, die nach Sancho's Tode (1295) erfolgten, dieser Maurische König sogar als Bundesgenosse der übrigen christlichen Fürsten erscheint, welche das Castilische Reich ganz zu zerstückeln droheten.

Sancho hinterließ einen unmündigen Sohn Ferdinand IV. unter der Vormundschaft seiner Wittwe Maria. Da die Ehe des verstorbenen Königs mit dieser Gemahlin von dem Papste wegen allzunaher Verwandtschaft gemißbilliget war, so gründete der jetzt aus Africa zurückgekehrte Johann darauf die Hoffnung, seinen Neffen vom Thron zu verdrängen; weil er aber nicht hoffen konnte das Ganze mit eignen Kräften zu erhalten, wollte er mit fremder Hülfe wenigstens einen Theil erlangen. Indem er sich nur Leon, Galicien und Sevilla ausbedung, sollte Alfons de la Cerda Castilien haben, der König von Aragonien Murcia, Don Pedro, der Infant von Aragonien, die Gebiete von Cuenca, Alarcon und Moya; die Könige von Frankreich, Portugal und Granada versprachen, natürlich auch nicht ohne Vor-

---

Wällen befindliche Besatzung ein großes Geschrei erheben, indem vor ihren Augen das unschuldige Kind auf Befehl des Infanten Johann enthauptet ward; er eilte herbei, und da er die Ursach erfahren, sagte er ganz ruhig: „ich dachte gar, die Feinde wären schon in die Stadt gedrungen."

theile zu erwarten, Unterstützung. Die Heere rückten ein; zuerst ward Leon genommen, und hier der neue König ausgerufen. Murcia ward von einem andern Aragonischen Heere besetzt, der König von Granada verheerte Andalusien und hoffte Tarifa wieder zu gewinnen. Die Portugiesen zogen mit einem Heere gegen Salamanca und wollten den jungen König in Valladolid belagern; endlich fiel der Französische Statthalter in Navarra mit der Absicht ein, Eroberungen an der Grenze zu machen.

Unter diesen Umständen, wo auch der Infant Heinrich, ein Bruder Alfons X., als Verweser des Reichs unthätig verharrte, zeigte allein die verwittwete Königin männlichen Muth. Sie vermochte die Städte, die sie nach Valladolid zusammenberufen hatte, sie mit Gelde zu unterstützen, und aus dem treugebliebenen Adel brachte sie ein Heer von viertausend Reitern zusammen. Zugleich bot sie alle Kunst der Unterhandlung auf, die da am besten wirkt, wo mannichfaltige Zwecke und Vortheile mit einander vermengt und verschlungen sind. Sie gewann zuerst den König von Portugal durch die Heirath ihres Sohnes mit einer Portugiesischen Fürstin; dann unterwarf sich Johann, der gefährlichste Gegner des königlichen Hauses, seinem Neffen (1301). Das Jahr darauf starb der bisherige König von Granada, und es folgte ihm ein Sohn, der ihm an kriegerischer Tüchtigkeit nicht gleich und durch eine Augenkrankheit in jeder Thätigkeit gehemmt war. Dieser bot daher selbst den Frieden an, in welchem er sich verpflichtete, den alten herkömmlichen Tribut zu bezahlen. Endlich wurde auch der mächtigste unter Ferdinands Feinden, der König von Aragonien, durch den König Dionysius von Portugal zu dem Frieden von Campillo bewogen, in welchem er, seines Beinamens des Gerechten würdig, Murcia wie-

der herausgab, die Infanten de la Cerda aber nöthigte, mit einigen Städten, die ein geringer Ersatz für ihre Hoffnungen und Rechte waren, zufrieden zu seyn. Auch die mächtigen Häuser Lara und Haro wurden durch Versprechungen und Geschenke beschwichtigt und dem königlichen Hause wiedergewonnen.

Diese mühsam erlangte Ruhe schien dem Reiche zur glücklichen Stunde zu werden. In Granada war gegen den König ein Aufruhr ausgebrochen, und die Parteien, welche dieses Reich theilten und schwächten, eröffneten für die Christen eine schöne Aussicht, die Mauren vielleicht ganz aus Spanien zu vertreiben. Die Könige von Aragonien und Castilien vereinigten sich zu einem gemeinschaftlichen Angriffe von zwei verschiedenen Seiten, um des Erfolges desto sicherer zu seyn. Die Aragonier wollten Almeria, die Castilier Algeziras belagern. Allein diese Erwartungen waren glänzender als der Erfolg. Die Mauren fanden in ihrem Glaubenseifer und ihrer Verzweiflung Kraft genug zum Widerstande. Man mußte von beiden Städten unverrichteter Sache abziehen; die Castilier eroberten indeß Gibraltar, und nöthigten den König von Granada, sich wieder zur Zahlung eines jährlichen Zinses zu verstehen. Da aber über den Abschluß dieses Friedens in Granada eine mächtige Partei mißvergnügt war, sich gegen den König empörte und ihn vom Throne stieß, so wollten die christlichen Fürsten Spaniens den Krieg von Neuem beginnen; auch wurden alle Anstalten dazu getroffen, aber mitten unter den Zurüstungen starb Ferdinand plötzlich und unerwartet in seinem sieben und zwanzigsten Jahre (1312).

Dieser frühzeitige Tod erzeugte neue Unruhen und Gefahren. Alfons XI., Ferdinands Sohn, war beim Tode

seines Vaters kaum zwei Jahre alt, und da sich Peter, der Oheim, und Johann, der Großoheim des königlichen Knaben, um die Vormundschaft stritten, so erhielten die Mauren anfangs wieder frischen Muth und neues Vertrauen. In einer Schlacht bei Tiscar (1319) verloren die beiden Infanten gegen sie Sieg und Leben, und ihr Tod erneuerte und vergrößerte zugleich den Streit über die Reichsverwaltung und Vormundschaft, so daß Castilien in die größte Gefahr hätte gerathen können, wenn das Maurische Reich nicht, wie gewöhnlich, an ähnlichen Bürgerkriegen gelitten hätte.

Endlich ergriff der kaum funfzehnjährige Alfons XI. das Heft der Regierung mit starker Hand, stellte allmählig durch blutige Strenge, durch welche er den Beinamen des Rächers erhielt, im Innern die Ruhe wieder her, und nöthigte durch Siege über die Mauren den König von Granada zu einem Waffenstillstande und zur Tributzahlung. Aber bald suchte dieser, um sich von einer solchen Schmach zu befreien, wie viele seiner Vorgänger, in Africa Hülfe. Hier hatte der damals herrschende Merenide Abul Hassan, zwei andere Dynastien, die Abuhaffier und die Zianiden überwältigt, und fast alle Länder der Araber in Nordafrica bis an die Grenze von Ägypten unter seine Herrschaft vereinigt. An diesen Fürsten, dessen Ehrgeiz noch nicht gesättigt war, wandte sich der König von Granada, und fand geneigtes Gehör. Da Abul Hassan selbst noch durch Kriege in Africa zurückgehalten wurde, schickte er seinen Sohn voraus, der durch die Wegnahme von Gibraltar, zu einer Zeit, wo Alfons noch immer gegen die Häupter der mißvergnügten Großen in Castilien, Don Juan Manuel und Nuñez de Lara, in Waffen seyn mußte, seines Vaters Furchtbarkeit und Glück ankündigte (1333).

Endlich erschien dieser Fürst selbst nach außerordentlichen Zurüstungen. Der Krieg gegen Spanien war den Mauren durch die Imame in allen Moscheen als eine Pflicht für die Ehre der Religion und des Vaterlandes an das Herz gelegt worden, und zahlreiche Schaaren hatten die Waffen ergriffen. Die von Aragonien und Castilien gemeinsam ausgerüstete Flotte war nicht im Stande die Landung der Ungläubigen zu verhindern, deren erstes Unternehmen die Eroberung von Tarifa seyn sollte, dieser Vormauer Castiliens.

Die Christen, welche in dieser Gefahr ihre unaufhörlichen Zwistigkeiten auf einige Augenblicke vergaßen, beschlossen diese Stadt zu retten, und brachen mit vierzehntausend Reitern und fünf und zwanzigtausend Mann Fußvolk aus Sevilla auf. Bei ihrer Annäherung hoben die Mauren die Belagerung auf und zogen ihnen zum Kampfe entgegen. Am kleinen Flusse Salado erfolgte am 30. October 1340 ein Treffen, in welchem die Könige von Castilien und Portugal als die muthigen Führer eines muthigen Heeres einen glänzenden Sieg erfochten, ausgezeichnet durch die Menge der gebliebenen Feinde und die unermeßliche Beute, und höchst folgenreich durch den Schrecken, den er den Besiegten einflößte. Denn es folgte nun die Eroberung vieler wichtigen Städte in Granada, zwei Siege der Castilischen Seemacht an der Africanischen Küste, und der Fall von Algeziras (1344), welches als ein Schlüssel zu Spanien von den Africanischen Mauren hartnäckig vertheidigt, als ein Stützpunct aller Unternehmungen gegen Africa von den Christen unermüdlich bestürmt, und endlich als die herrlichste Frucht dieser Siege gewonnen ward. Die Hoffnung, die Mauren jetzt ganz zu vertreiben, erwachte mit neuer Stärke. Die Belagerung von

Gibraltar, welche jetzt unternommen wurde, sollte den Weg dazu bahnen, als Alfons in seinem acht und dreißigsten Jahre an der Pest vor dieser Stadt sein Leben endete (1350).

Die großen Kosten dieser vielen Kriege und die daher entstehende Geldverlegenheit der Regierung führten unter Alfonsens Regierung zur ersten Einführung der Alcavala in Castilien. Es war dies eine schon früher bei den Arabern gebräuchliche Steuer, die nach einem bestimmten Satze von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen, so oft es verkauft oder vertauscht ward, erhoben wurde. Seitdem hat diese Auflage in Spanien fortgedauert, wenigstens bis auf die Umwälzungen unserer Tage. Wie hemmend eine solche Steuer auf Handel und Verkehr wirken muß, ist leicht einzusehen, daher auch mehrere Schriftsteller behaupten, daß sie an dem Verfalle Castiliens einen wesentlichen Antheil gehabt.

---

68. Peter der Grausame und Heinrich der Unächte.

(1350—1379.)

Alfonsens Tod hemmte nicht allein die Belagerung von Gibraltar, sondern auch alle fernere Unternehmungen gegen die Ungläubigen, weil jetzt in Spanien innerliche Unruhen begannen, in welche sich Englands und Frankreichs Feindschaft mischte. Zum Glück ward nach der Niederlage am Salado die Macht Abul Hassans und des ganzen Mereniden-Staates in Africa, durch innere Empörungen zertrümmert, und auch Granada's Fürsten wurden durch vielfachen Thronwechsel verhindert, mehr als das

wichtige Algeziras wiederzugewinnen (1369), troß der langen Dauer der Spanischen Verwirrungen.

Diese begannen mit Alfonsens Tode und mit der Thronbesteigung seines kaum sechzehnjährigen Sohnes Peter. Dieser Fürst, sonst nicht ohne gute Eigenschaften, war von einer rachsüchtigen, stolzen und harten Gemüthsart, und diese schlimmen Keime erwuchsen in ihm durch die Verhältnisse zu einer solchen Bösartigkeit, daß er mit vollem Rechte den Beinamen des Grausamen erhalten hat *). Diese unglücklichen Verhältnisse waren darin gegründet, daß Peters Vater seine rechtmäßige Gemahlin, die Portugiesische Prinzessin Maria, Peters Mutter, vernachlässigt, und sich der Liebe zu der schönen und reichen Eleonore de Guzman überlassen hatte, von welcher ihm unter anderen Kindern drei Söhne geboren waren, Heinrich, Friedrich und Tello. Peter war von seiner Mutter in Haß und Mißtrauen gegen diese ihre Nebenbuhlerin und deren Geschlecht und Anhänger erzogen worden. Kaum war daher Alfons gestorben, als Sohn und Mutter die Eleonore gefangen setzen ließen, und ihre Rache durch Hinrichtung derselben sättigten. Eine Krankheit, die den jungen damals noch kinderlosen Fürsten dem Tode nahe brachte, und Berathungen der Großen über die Nachfolge veranlaßte, wobei Mehrere, nur nicht Eleonorens Kinder in Vorschlag kamen, gab dem wiedergenesenen Könige neuen Stoff zu Mißtrauen. Als nun Peter durch Verfolgungen und Hinrichtungen dem alten und neuen Miß-

*) Mariana macht im Eingange der Geschichte Peters die Bemerkung: „Die Milde der Fürsten hängt nicht immer allein von ihrer persönlichen Gesinnung und Eigenthümlichkeit, sondern auch von der Beschaffenheit ihrer Untergebenen ab,“ und will einen Theil von Peters Schuld auf den unruhigen und veränderlichen Geist (destemplanza) der Großen werfen.

trauen blutige Opfer brachte, wirkliche Feinde erzeugte, wo er nur vermuthete bestraft hatte, selbst seine eignen Anhänger von sich abwandte, indem er die Gemahlin, die er auf ihren Rath genommen, Blanca, die Tochter des Französischen Herzogs von Bourbon, einer Buhlerin, Maria de Padilla, wegen, schon am Tage nach der Vermählung gefangen setzen, und den Großmeister des Ordens von Calatrava ermorden ließ, um den Bruder jener Buhlerin an seine Stelle zu setzen, endlich als er seine eigne Mutter verfolgte; da erhob sich ein mächtiger Bund seiner natürlichen Brüder und mehrerer Großen des Reiches gegen ihn. Doch Peter überwältigte dieses Mal noch seine Feinde, und ließ Die, deren er habhaft werden konnte, hinrichten. Der gefährlichste seiner Gegner, sein Halbbruder Heinrich von Trastamare, flüchtete nach Frankreich; seine bedauernswürdige Mutter zog sich nach Portugal zurück.

Bürgerliche Unruhen im Innern der Spanischen Staaten führten fast immer zu Kriegen derselben unter einander, so wie die Kriege zu inneren Unruhen. So kam es auch jetzt zu einem Kampfe zwischen Aragonien und Castilien. Der König des erstern Landes Peter IV. war mit seinen Stiefbrüdern in Zwist gerathen, und diese waren nach Castilien geflüchtet, so wie aus Castilien Viele aus Furcht vor ihres Königs Grausamkeit ihre Zuflucht nach Aragonien nahmen. Die daraus entstandene Spannung zwischen beiden Staaten wuchs so, daß Peter der Grausame endlich Peter IV., der damals gerade mit einem Aufruhr in Sardinien sehr beschäftigt war, den Krieg ankündigte (1356). Der Letztere rief nun Heinrich von Trastamare zu sich, und stellte ihn an der Spitze eines Heeres nicht sowol den Castiliern als ihrem Könige entgegen.

Dieser brachte seine Unterthanen immer mehr wider sich auf, weil er, aus Hang zur Grausamkeit und um geargwohnten Abfällen zuvorzukommen, eine Blutthat nach der andern verübte. Er ließ seinen Halbbruder Friedrich, den Infanten Johann von Aragonien, dessen Mutter seines Vaters Schwester ermorden, und fügte diesen Schlachtopfern auch seine Gemahlin Blanca hinzu, weil ihre Leiden und ihre Verdienste ihr viele Freunde erworben hatten. Die Stimmung, welche durch alle diese Frevel in Castilien erzeugt ward, kam dem Könige von Aragonien nun sehr zu Statten. Denn nur indem auf solche Weise der Boden zu schwanken begann, auf dem Peter stand, wankte auch erst das Kriegsglück, dessen er sich im Ganzen zu Wasser und zu Lande bisher zu erfreuen gehabt. Er hatte Eroberungen in Aragonien gemacht, und drohete sogar mit der Belagerung von Valencia. Da er aber nach dem Tode seines natürlichen Sohnes Alfons dessen Schwester Beatrix für die Erbin des Reiches erklärte, kam der Haß in Castilien zum Ausbruch. Die Großen beschlossen, sich von ihrem Dränger mit Heinrichs Hülfe zu befreien, und diesen auf den Thron zu heben. Heinrich verband sich zur Ausführung dieses Zweckes auch mit dem Könige von Navarra, Karl dem Bösen, der, hier so zweideutig wie in Frankreich, bald dieser bald jener Partei anhing.

Diese Verbindung ward eingegangen, eben als Karl V. von Frankreich, nach geschlossenem Frieden mit allen seinen Feinden, sich nach einem Auswege umsah, die zügellosen Söldnerhaufen los zu werden. Da erschien Heinrich von Trastamare, der nebst dem Könige von Aragonien schon in freundschaftlicher Verbindung mit Frankreich gestanden hatte, wie England mit Castilien, und forderte diese wilden Schaaren, um sie für sich und seinen

Dienst nach Spanien zu führen. Der erfreute Karl bewog sie, wie schon oben (S. 104 u. 112.) erzählt ist, durch Bertrand du Guesclins Einfluß unter dessen Führung den Zug zu unternehmen. An ihrer Spitze rückte nun Heinrich in Castilien ein (1366), und fand überall so vielen Zulauf, daß der König Peter an jedem Widerstand verzweifelte, und mit seinen Schätzen und Kindern nach einem Galicischen Hafen flüchtete, von wo er nach Frankreich ging, um dort die Hülfe des schwarzen Prinzen gegen seinen als König von Castilien allgemein anerkannten Bruder anzuflehen.

Eduard war nicht abgeneigt die Bitte zu erfüllen, wie wenig Peter selbst auch dessen würdig seyn mochte. Seinem ritterlichen Sinne machten die alten schon bestehenden Verhältnisse zwischen Castilien und England, so wie die Vorstellung der Schmach, daß ein Bastard einem ebenbürtigen Königssohne Krone und Reich rauben sollte, diese Hülfe zur Pflicht. Er ward von seinem Vater in diesen Gesinnungen bestärkt, und seine Barone ließen sich durch Aussicht auf reichen Ersatz für ihre Dienste willig finden, ihn zu unterstützen. So ausgerüstet rückte Eduard mit seinem Schützling an die Spanische Gränze. Der von Peter durch Geld und Aussicht auf Ländererwerb gewonnene König von Navarra öffnete ihnen die Pässe seines Landes.

Heinrich, der dem Englischen Prinzen an Muth gewachsen war, rückte seinem mächtigen und kriegsgewandten Gegner *) keck und rasch entgegen. Wie tapfer aber er und du Guesclin auch fochten und die Ihrigen zum Fech-

*) Là (bei den Engländern), sagt Froissard, est la fleur de la chevalerie de tout le monde.

ten ermunterten, so entschied sich doch in der Schlacht bei Navarette (1367) zuletzt der Sieg für den schwarzen Prinzen, und erfüllte alle Welt mit erhöhter Bewunderung des Helden von Crecy und Poitiers, nur den König Peter, der diesem Sieg doch den Thron verdankte, nicht mit Dankbarkeit gegen seinen Retter. Denn als es nun darauf ankam, sein gegebenes Wort zu erfüllen, behauptete er, weder die schuldigen Geldsummen bezahlen, noch Biscaya abtreten zu können, und entließ Eduard mit leeren Versprechungen, obgleich seine Lage fortdauernd eines solchen Helfers wol bedurft hätte. Denn er hatte durch den Sieg bei Navarette die Gemüther der Spanier nicht gewonnen, und sein Gegner Heinrich seine Hoffnungen nicht verloren, vielmehr war dieser erst nach Aragonien, dann nach Frankreich geflüchtet, wo er von Neuem Hülfe und Unterstützung suchte. Er bemühte sich auch nicht vergebens, besonders in Frankreich, durch Bertrand du Guesclins Einfluß unterstützt; bald sah er sich im Stande, an der Spitze eines Heeres durch die Pässe Aragoniens nach Castilien zu eilen. Als er an die Grenze dieses Landes gekommen war, stieg er vom Pferde, machte ein Kreuz in den Sand, küßte dasselbe und schwur, Spanien nie wieder zu verlassen, sondern darin zu sterben. Und schon hatten sich darin überall Bewegungen zu seinem Vortheil erhoben. Die meisten Städte öffneten ihm die Thore, in anderen war wenigstens eine starke ihm günstige Partei. Heinrich rückte vor Toledo, welches zu den letzteren gehörte, um seinen Anhängern das Übergewicht zu verschaffen, daher auch Peter es für nöthig hielt dorthin zu eilen, um die Übergabe zu verhindern. In diesen gegenseitigen Bestrebungen näherten sich beide Nebenbuhler einander auf der Ebene von Montiel, und hier geschah der letzte

Entscheidungskampf am 14. März 1369. Peter hatte zwar ein zahlreicheres Heer, aber die Juden und Mauren, die sich darunter befanden, unterlagen bald dem raschen und heftigen Angriffe der Gegner, und die Schlacht ging für ihn verloren. Er flüchtete in ein nahes festes Schloß, welches aber von Heinrich sogleich belagert wurde, und da er nicht hoffte, einen langen Widerstand leisten zu können, wollte er in der Dunkelheit der Nacht entwischen, ward aber erkannt, gefangen, und in Heinrichs Lager gebracht und von diesem mit eigner Hand getödtet.

Heinrich, wegen seiner Geburt der Unächte genannt, ward nun von den Meisten, die es noch mit Peter gehalten hatten, als König anerkannt. Seine ritterlichen Tugenden, seine Leutseligkeit und Freigebigkeit gewannen ihm die Herzen aller Castilier. Dadurch gelang es ihm auch die Absichten der Könige von Portugal und Aragonien, die den Zustand von Unsicherheit und Verwirrung in Castilien zu einer Theilung dieses Reiches benutzen wollten und auch Granada in ihren Bund zogen, zu vereiteln. Heinrich behauptete seinen Thron, und, dankbarer als Peter, leistete er dem Könige Karl V. von Frankreich in dessen wiederausgebrochenem Kriege mit England die wichtigsten Dienste. Er fand noch mehr Veranlassung sich an Frankreich anzuschließen, da die Brüder des schwarzen Prinzen, die Herzoge von Lancaster und York, sich mit zwei hinterlassenen Töchtern des ermordeten Peter vermählten, und der Erstere den Castilischen Thron in Anspruch nahm. Um ihn zu erringen verband er sich mit Portugal und Aragonien; aber Heinrich bot allen diesen Feinden die Spitze. Er starb (1379) in der Blüthe des Mannesalters und hinterließ den Ruhm, für den seiner Geburt anhängenden Mangel durch ächte Herrscher-

tugenden den schönsten und vollsten Ersatz gegeben zu haben. *)

---

69. Portugiesischer Erbfolgestreit.

Wir haben Portugal am Ende des vorigen Zeitraums (Th. V. S. 265.) die Besiegung der Mauren auf seinem Gebiete vollenden sehen. Alfons III. Sohn und Nachfolger, Dionysius der Gerechte (1279—1325), war ein weiser Fürst; er beförderte die Landescultur, begünstigte die Gewerbe und den Bürgerstand, und gab dem Lande eine Universität (erst in Lissabon, dann in Coimbra). Sein Sohn Alfons IV. (gest. 1357) erwarb durch seinen Antheil an dem Siege am Salado Ruhm, befleckte ihn aber, indem er Ines (Agnes) de Castro ermorden ließ. Diese schöne Castilierin war an seinen Sohn Peter, der seine Gemahlin durch den Tod verloren hatte, heimlich verheirathet, weswegen dieser keinem Vorschlage seines Vaters, zu einer neuen Ehe zu schreiten, Gehör geben konnte. Endlich wurde dem aufgebrachten Alfons von den Feinden und Neidern des Prinzen die Erlaubniß zur Ermordung der unglücklichen Ines entlockt. Dafür traf sie Peters mit Grausamkeit geübte Rache, als er zur Regierung gelangt war. Er starb 1367, und hinterließ den Thron einem mit seiner frühern Gemahlin erzeugten

*) Vir adversis aeque ac prosperis admirabilis, constans adversus fortuita, acer consilio, manu promptus, veste cultuque corporis vix a caeteris distinctus; vindicatis maternis fraternisque manibus aemuli sanguine regnoque ablato felix; clarissimum exemplum obscuritatem natalium virtuti non officere; si libidinis intemperantia abesset, antiquis regibus par. Mariana XVIII, 2.

Sohne Ferdinand, einem unkräftigen, wankelmüthigen, der Üppigkeit ergebenen Fürsten. Da er in weiblicher Linie vom Könige Sancho IV. von Castilien abstammte, so machte er nach dem Tode Peters des Grausamen Ansprüche auf dieses Reich, verband sich auch, wie schon erwähnt ist, mit dem Herzoge von Lancaster gegen Heinrich den Unächten, wurde aber von diesem geschlagen und zum Frieden genöthiget. Ein erneuter Angriff auf Heinrichs Sohn und Nachfolger Johann I. lief eben so schlecht ab, und endete sogar mit einem Frieden, durch welchen sich dem Letztern Aussichten auf den Portugiesischen Thron eröffneten.

Ferdinand nämlich, der nur eine unächte Tochter Beatrix hatte, ließ dieselbe zur Erbin des Reichs erklären, und vermählte sie mit Johann. Allein als bald darauf sein Tod erfolgte (1383), zeigten die Portugiesen einen solchen Haß gegen die Castilier, daß sie keinen Fürsten aus diesem Volke wollten, sondern ihre Augen auf einen natürlichen Bruder des verstorbenen Königs, Johann, Großmeister des Avisordens, warfen. Sie erklärten ihn vorläufig zum Regenten des Reiches und verfolgten alle Castilisch Gesinnten mit der heftigsten Wuth, der auch selbst der Erzbischof von Lissabon geopfert wurde.

Johann von Castilien erschien nun zwar mit einem großen Heere und belagerte Lissabon zu Wasser und zu Lande; allein Geldmangel und Krankheiten vereitelten allen Erfolg dieses Unternehmens, und die Portugiesen, kühner und heftiger geworden, machten nun ihren Regenten auf einer Versammlung zu Coimbra zum Könige (1384). Als solcher heißt er in der Geschichte Johann I. der Unächte. Aber eine Castilische Flotte erschien vor Lissabon, ein Landheer rückte über Ciudad Rodrigo heran. Die Ca-

stilier waren zahlreich und voll übermüthigen Selbstvertrauens. Die Portugiesen, nur in sehr geringer Anzahl, hatten bei Aljubarrota eine vortreffliche Stellung genommen, in welcher die Castilier sie angriffen. Stolz und Haß entflammten die Gemüther zum heftigsten Kampfe, und die beiden Könige nahmen persönlich den thätigsten Antheil. Der Castilische, obgleich kränklich, ließ sich in einer Sänfte durch die Reihen seiner Krieger tragen; der Portugiesische aber, als beim ersten Angriff seine vorderste Linie zu weichen begann, stellte sich mitten im Getümmel den Fliehenden entgegen, und führte sie zum Kampf zurück und damit zum Siege, der ihm und seinem Volke zuletzt zu Theil wurde (1385).

Die große Überlegenheit der Kräfte, trotz deren die Castilier unterlegen waren, erhob die Portugiesen zum stolzesten Selbstgefühl, und rasch suchten sie den Sieg so gut als möglich zu benutzen. Franzosen und Engländer, damals noch in ihrem Kriege begriffen, mischten sich ein. Der Herzog von Bourbon führte den geschlagenen Castiliern ein Französisches Heer zu; der Herzog von Lancaster wollte mit den Siegern an der Beute Theil nehmen. Aber der Letztere landete erst 1386, und als er endlich verbunden mit den Portugiesen einen erfolglosen Einfall in Castilien gemacht hatte, schloß er gegen ihre Wünsche Frieden, und gab für eine Heirath seiner Tochter mit dem Castilischen Erbprinzen und gegen eine ansehnliche Summe Geldes seine und seiner Gemahlin Ansprüche an Castilien auf, ohne doch diesen Staat von dem Französischen Bündnisse trennen zu können.

Der König von Portugal setzte indeß den Krieg eifrig fort, bis 1390 ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Bald darauf starb König Johann von Castilien plötzlich

an einem Sturz vom Pferde, erst drei und dreißig Jahre alt (1390), ohne von seiner Portugiesischen Gemahlin Beatrix Kinder zu hinterlassen. Die mit Verwirrungen und Unruhen erfüllte Minderjährigkeit seines Nachfolgers setzten Johann von Portugal in den Stand, sich auf seinem Throne zu befestigen. Der Friede, in welchem Castilien seine Rechte anerkannte, wurde jedoch erst 1411 geschlossen.

---

70. Aragonien, bis zum Ende des Barcelonischen Stammes.

(1276 — 1410.)

Dieses Reich nahm seit Jakob I. (Th. V. S. 264.) nicht mehr den Antheil an der Vertreibung und Bekriegung der Mauren, welcher jenem Könige so großen Ruhm gebracht hatte. Der Nachfolger desselben, Peter III., (1276—1285) erwarb, wie wir schon wissen, Sicilien (Th. V. S. 150.), gab aber eben dadurch den Kräften seines Reiches eine andere Richtung und verwickelte sich darüber in weitschichtige Händel mit den Königen von Neapel und Frankreich, mit den Päpsten, und auch mit seinen eignen Unterthanen, da die Auflagen, welche der Krieg nöthig machte, bei allen Ständen Unzufriedenheit erregten. Die Barone waren noch überdieß durch den Stolz des Königs, sie bei wichtigen Angelegenheiten nicht um Rath zu fragen, beleidigt. Als nun Peter auf dringende Vorstellungen des vereinten Adels und Bürgerstandes eine stolze und abweisende Antwort gab, schlossen die Stände einen Verein zur Aufrechthaltung ihrer Freiheiten und erklärten,

daß sie dem Könige den Gehorsam aufsagen würden, wenn er Jemand, weil er dem Bunde beigetreten sey, willkührlich strafen sollte. Zum Glück für Peter wußte er zur rechten Zeit nachgiebig zu seyn. Als er die große Einigkeit der Stände sah, gewährte er ein General-Privilegium, welches vorzüglich in einer Bestätigung aller früheren Rechte, Gesetze und Freiheiten des Reiches bestand.

Diese Vorrechte waren sehr groß, und des Königs Gewalt durch den Reichstag (die Cortes) sehr beschränkt*). Kein Gesetz konnte erlassen oder aufgehoben, keine Steuer auferlegt werden ohne Zuziehung der versammelten Stände. Die Cortes von Aragonien waren vierfach gesondert; sie bestanden aus den Prälaten, dem hohen Adel, dem niedern Adel (Hidalgos oder Infanzonen) und den Abgeordneten der Städte. Schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts finden sich die letzteren unter den Cortes. Der Grund dieser frühen politischen Wichtigkeit des Bürgerstandes in Aragonien ist mehr in der geschichtlichen Entwickelung des Reiches als in der Bedeutung des bürgerlichen Gewerbes zu suchen. Als befestigte Ortschaften gewährten sie bei dem langen gefährlichen Kriege mit den Mauren die sicherste Zuflucht, und auch die den Mauren abgenommenen Städte bedurften, um die Bevölkerung

---

*) Berühmt ist eine Formel des Huldigungseides der Aragonischen Stände geworden, deren Quelle Antonio Perez ist (Obras y relaciones Ed. Colon. 1676. p. 143), und die so lautet: Nos, que valemos tanto como vos, os hazemos nuestro Rey y Senor, con tal que nos guardeys nuestros fueros y libertades, y si no, no. (Wir die wir eben so viel gelten als Ihr, machen Euch zu unserm Könige und Herrn, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Gesetze und Freiheiten unverletzt erhaltet, wenn aber nicht, nicht.) Die Zuverläßigkeit dieser Angabe ist indeß mit guten Gründen bezweifelt worden. S. Lindau, Darstellungen aus der Geschichte von Spanien, Bd. I. S. 147.

wieder zu heben, besonderer Begünstigungen *). Daß sich aber die Stadtgemeinden in dieser Stellung erhielten und die gewonnene Bedeutung zu behaupten wußten, hatten sie allerdings auch hier der Blüthe zu danken, die aus Handel und Gewerbsthätigkeit hervorging. Die Catalonier wurden durch die Nothwendigkeit, ihre Küsten gegen die Seeräubereien der Araber zu schützen, auf das Meer geführt, bald fanden sie sich auf diesem Elemente heimisch und entwickelten ein großes Geschick, es zu einem weit verbreiteten Handelsverkehr zu benutzen. Besonders gelangte Barcelona durch seinen Handel, den es bis nach Griechenland, Syrien und Ägypten hin trieb, zu einem großen Flor. Die hier geltenden Gewohnheiten und Gesetze, nach welchen ein schon im dreizehnten Jahrhundert eingesetztes Handelsgericht die entstehenden Streitigkeiten schlichtete, zeugen von eben so vieler Einsicht als Erfahrung **).

Nach Peters Tode herrschte sein Sohn Alfons III. in Aragonien, ein zweiter, Jakob, in Sicilien. Gegen Alfons erhob sich schon auf dem ersten Reichstage ein Theil der Aragonischen Stände, und verlangte, daß der König fortan seine Räthe mit Zuziehung und Einwilligung der Stände wählen solle, da unter der vorigen Regierung Fremde aus Italien und Sicilien ungebührlichen Einfluß gewonnen hätten. Andere, welche in dieser For-

---

*) Schmidt, Geschichte Aragoniens im Mittelalter, S. 395 u. 400.

**) Schon im Jahr 1227 war der Handel so lebendig, daß der König jedem fremden Fahrzeuge verbot, in Barcelona Ladungen nach Syrien, Ägypten und der Berberei zu nehmen, so lange noch im Hafen der Stadt ein Schiff wäre, das solche Reisen unternehmen könnte. Eine Navigationsacte vierhundert Jahre vor der Englischen. Lindau, a. a. O. S. 30.

derung nur eigennützige und persönliche Absichten sahen, widersprachen, und Alfons, dadurch ermuthiget, zeigte anfangs eine feste Haltung, als aber die Unzufriedenen sich zu einer neuen Union vereinigten, Zwietracht und Verwirrung immer höher stiegen und schon offener Krieg zwischen den Parteien begann, der dem Reiche die tiefsten Wunden zu schlagen drohte, gab er nach und bewilligte den Ständen auf einem Reichstage zu Saragossa 1287 zwei Privilegien, Unionsprivilegien genannt, die ihnen der That nach gesetzliche Unabhängigkeit verliehen. Denn das eine derselben erlaubte ihnen, in dem Falle, daß der König ohne richterlichen Spruch der Reichsversammlung gegen ein Glied Strafen verhängen würde, sich einen andern Herrn und König zu wählen, und das zweite setzte fest, daß die Wahl der königlichen Räthe von den Ständen abhängen solle.

Nachdem Alfons mit so schweren Opfern die Ruhe im Innern seines Reiches erkauft hatte, wünschte er auch den äußern Frieden mit den Königen von Frankreich und Neapel und dem Papste herzustellen, um so mehr, da er, wie oben schon erzählt ist, den Infanten de la Cerda gegen den König Sancho IV. von Castilien Beistand leistete. Mit Jenen kam denn auch zu Brignoles 1291 der Friede zu Stande; Alfons verpflichtete sich, seinem Bruder Jakob weder öffentlich noch insgeheim Beistand zu gewähren, wofür der Papst ihn vom Bann lossprach. Aber kaum war der Vertrag geschlossen, so starb Alfons (18. Jun. 1291) ohne Kinder zu hinterlassen, und Jakob II., bisheriger Herr von Sicilien, bestieg der väterlichen Verordnung gemäß den Thron von Aragonien. Sicilien ließ er unter der Statthalterschaft seines Bruders Friedrich. Wie sehr er nun aber auch vorher seines Bru-

ders Alfons Verfahren beim Abschluß des Friedens getadelt hatte, so fühlte er als König von Aragonien doch in gleichem Sinne und erneuerte denselben (1295), indem er Sicilien abzutreten versprach, und zur Entschädigung dafür von dem Papste mit Sardinien und Corsica belehnt wurde. Aber die Ausführung dieses Friedens fand große Schwierigkeiten. Die Sicilianer weigerten sich, unter die Neapolitanische Herrschaft zurückzukehren. Sie wählten ihren Statthalter Friedrich zum Könige, der sich auch gegen alle Angriffe der Neapolitanischen Macht, an denen selbst sein eigner Bruder Jakob Theil nahm, behauptete. Und jene beiden Inseln waren von Bonifacius VIII. leichter verschenkt, als von den Aragoniern in Besitz genommen. Die Genueser und Pisaner stritten sich schon seit langer Zeit darum; jetzt wußten sich die letzteren, herabgesunken von ihrer alten Macht, gegen die Genueser und den auf beiden Inseln übermächtigen Adel kaum mehr zu behaupten. Sie wurden daher auch bald besiegt, aber den Genuesern und dem unabhängigen Adel die Inseln abzugewinnen, war für Jakob eine sehr schwierige Aufgabe. Mit Corsica gelang es ihm auch nie, denn es unterwarf sich feierlich der Oberherrschaft Genua's. Sardinien ward 1316 besetzt, indeß mußten Jakobs Nachfolger darüber mit Genua lange, kostspielige, immer wieder erneuerte Kriege führen, ehe es ihnen gelang, ihre Herrschaft zu befestigen.

Jakob, der von seinen Unterthanen als ein tapferer, großmüthiger und gerechter König allgemein verehrt ward, starb 1327. Es folgte ihm sein Sohn Alfons IV., welcher seiner milden und liebevollen Gesinnungen wegen der Gütige genannt war. Dennoch mußte auch er den Trotz der Stände erfahren, einiger Schenkungen wegen, die er sei-

ner zweiten Gemahlin und einem von ihr geborenen Sohne gemacht. Die Einwohner von Valencia ergriffen darüber sogar, als der König sich in ihrer Stadt befand, die Waffen, und einer ihrer Bürger führte vor Alfons so drohende Reden, daß die Königin mit den Worten herausfuhr: ihr Bruder, der König von Castilien, würde denen, welche so gesprochen, den Kopf abschlagen lassen. Alfons aber, ohne seinen Gleichmuth zu verlieren, erwiederte: „Unser Volk, Königin, ist frei und nicht so unterworfen wie das Castilische. Die Aragonier achten uns als ihren Herrn, und wir sie als gute Vasallen und Gefährten.“ Und hierauf erklärte er sich bereit, die meisten dem Infanten gemachten Schenkungen zu widerrufen.

Diese über alles gerechte und nützliche Maaß hinausgehende Gewalt der Stände wurde durch Alfonsens Nachfolger, den harten, kraftvollen und schlauen Peter IV. (1336—1387) gebrochen. Peter wollte auf den Fall, daß er keine Söhne erhalten sollte, seinen Bruder Jakob von der Thronfolge ausgeschlossen wissen und sie seiner Tochter zuwenden, erregte aber dadurch eine solche Unzufriedenheit, daß in Aragonien eine Union wider ihn zusammentrat, welche die Wenigen, die ihr nicht angehören wollten, als Feinde des Vaterlandes verfolgte, und sich bald mit einer andern in Valencia entstandenen eng vereinigte. Peter sah sich gezwungen, die Unionsprivilegien zu bestätigen, und die der Verbindung mißfälligen Räthe zu verstoßen. Aber vor einigen Zeugen erklärte er insgeheim, daß er nur gezwungen handle, und dieser Absicht, sich an sein Versprechen nicht zu binden, gemäß, suchte er durch List die Verbündeten zu trennen. Unterstützt wurde er dabei besonders von dem unerschütterlich treuen, tapfern und einsichtsvollen Bernaldo von Cabrera,

der in seiner Umgebung geblieben war, einem Manne, welcher die feste Überzeugung hegte, daß Jeder, welcher dem Könige rathe, in die Minderung seiner Würde und Macht zu willigen, tödtlich sündige, und daß mit aufrührerischen Vasallen kein Vertrag geschlossen werden dürfe*). Bald hatte Peter einige der Angesehensten gewonnen, seine Partei wuchs von Tage zu Tage, und als es nun zu offener Fehde kam, trug sie in einer entscheidenden Schlacht den Sieg davon. Peter war indeß klug genug seinen Vortheil nicht zu mißbrauchen, nur Wenige traf seine Strenge, und in die Freiheiten des Landes erlaubte er sich keinen andern Eingriff, als daß er die Unionsprivilegien aufhob (1348). Er soll, als er eine der Urkunden mit einem Dolche zerschnitt, sich dabei, heftig wie er war, in der Hand verwundet, aber schnell gefaßt dem Zufalle die Deutung gegeben haben: ein Freiheitsbrief, der mit dem Blute so vieler tapferen Männer errungen wäre, würde billig mit Königsblute ausgelöscht. Noch mehr ward die Ruhe befestigt, als die Königin bald darauf einen Sohn gebar und die Partei des Infanten sich nun von selbst auflös'te.

An die Stelle der bisherigen gewaltsamen Mittel, den König von verfassungswidrigen Schritten abzuhalten, sollte nun ein friedliches treten. Zu diesem Ende ward dem Aragonischen Oberrichter, dem Justitia, der anfangs der königliche Hofrichter gewesen war, ein höherer und erweiterter Wirkungskreis angewiesen. Schon früher hatte er mit dem Beirath des Reichstages in Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Baronen oder Infanzonen Recht gesprochen, jetzt wurde er die eigentliche Behörde für die

*) Schmidt, a. a. O. S. 232.

Entscheidung solcher Zwistigkeiten. Er war die Quelle des Gesetzes für zweifelnde Beamten, und hatte die Gewalt, jedes Verfahren königlicher Richter, gegen welches seine Hülfe angerufen ward, zu hemmen. Über die königlichen Beamten erkannte er, ohne daß von seinem Ausspruche Appellation Statt fand. Der Justitia mußte aus dem Ritterstande genommen werden, dem hohen Adel durfte er nicht angehören. Um einer so großen Macht die nöthigen Schranken zu setzen, wurden auf den Reichstagen Ausschüsse niedergesetzt, Klagen wider den Justitia anzunehmen, und ihn zur Strafe zu ziehen.

In den späteren Regierungsjahren Peters gaben ihm besonders Sardinien und Sicilien Beschäftigung. Das Erstere mußte gegen immer neue Empörungen behauptet, Sicilien aber, das, unter schwachen und ohnmächtigen Königen durch ununterbrochene Zwistigkeiten zwischen den mächtigen Häusern Chiaramonte, Palizzi, Alasco u. a. zerfleischt, mehr als ein Mal in Gefahr war, von Neapel aus wieder bezwungen zu werden, mußte wenigstens für eine künftig mögliche Wiedervereinigung mit Aragonien erhalten werden. Peter brachte daher eine Vermählung zwischen seiner Tochter und dem Sicilischen Könige Friedrich III. (seit 1355) zu Stande, und als dieser 1377 starb, nahm er den Titel eines Königs von Sicilien an, ohne Rücksicht auf die von Friedrich hinterlassene Tochter, seine Enkelin Maria.

Diese unmündige Fürstin besaß auch zwischen den Kämpfen der Mächtigen unter einander so wenig Gewalt, daß sie von einem Aragonisch Gesinnten, in Einverständniß mit Peter, gewaltsam nach Aragonien entführt ward. Peter wollte sie nun mit seinem ältesten Sohne Johann verheirathen. Und obschon dieser gegen seines Vaters Wil-

len sich mit einer andern Fürstin vermählte, Maria aber nach seines Vaters Tode mit seinem Neffen Martin verband, so ward doch Peters Wunsch, die Vereinigung Aragoniens mit Sicilien, endlich erreicht. Denn Johann I., der aller kriegerischen Thätigkeit fremd seine Zeit nur zwischen dem Vergnügen der Jagd und dem Anhören provenzalischer Dichter theilte, die er mit verschwenderischer, von seinen Großen hart getadelter Freigebigkeit um sich versammelte (Th. V. S. 238.), starb nach kurzer Regierung 1395 ohne Erben. Ihm folgte sein Bruder Martin, der 1409, wo sein gleichnamiger Sohn starb, der Gemahl der früher schon gestorbenen Sicilischen Marie, Sicilien erbte, selbst aber schon im folgenden Jahre ins Grab sank und den Barcelonischen Mannsstamm, der dem Aragonischen Staate eine Reihe ausgezeichneter Regenten gegeben, beschloß.

---

71. Spanien und Portugal im funfzehnten Jahrhundert.

Johann I. Nachfolger auf dem Throne von Castilien war sein erst elfjähriger Sohn Heinrich III. Diese häufigen Minderjährigkeiten wurden dem Castilischen Reiche um so verderblicher, weil die Großen hier nicht weniger trotzig und nach Unabhängigkeit lüstern waren, als die Aragonischen, was aber in Aragonien diesem Übel mächtig entgegen wirkte, der eigenthümliche Geist der Verfassung, und das in den Kämpfen durchleuchtende Bestreben, zu einer festen gesetzlichen Ordnung zu gelangen, in Castilien fehlte. Heinrichs erste Regierungsjahre waren mit Zwietracht und Zerrüttung erfüllt, bis der junge Fürst,

als er sein vierzehntes Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, die Zügel der Regierung selbst ergriff. Durch die Entschlossenheit und Festigkeit, mit denen er zu allgemeinem Erstaunen auftrat, wurde er dieser Bewegungen Meister; erneuerte Empörungsversuche dämpfte er mit Kraft und Klugheit. Die gewonnene Ruhe im Innern wollte er zu einer Unternehmung gegen Granada benutzen, um der Maurischen Herrschaft in Spanien ein völliges Ende zu machen. Schon wurden die thätigsten Vorbereitungen gemacht, als der Tod den kühnen Heinrich im sieben und zwanzigsten Jahre seines Lebens der so schön begonnenen Laufbahn entriß (1406). Der Maurische Staat erhielt dadurch eine neue Frist für sein Daseyn auf Europäischem Boden.

Johann II., der seinem Vater auf dem Castilischen Throne folgte, war ein zweijähriger Knabe. In den ersten Jahren der Minderjährigkeit, so lange Heinrichs Bruder, der edle und wackre Ferdinand, der die ihm selbst von den Großen angebotene Krone edelmüthig ausschlug, in Verbindung mit Johanns Mutter die Vormundschaft führte, wurde im Innern der Frieden gesichert, und der Krieg gegen die Mauren mit einigem Erfolge geführt; mehrere Städte, unter andern Antequera wurden erobert. Indeß starb König Martin von Aragonien, und da auf einen unächten Sohn des jüngern Martin von Sicilien, trotz der Wünsche des Großvaters für ihn, keine Rücksicht genommen wurde, so kam es nun auf die Entscheidung zwischen den verschiedenen Bewerbern an, welche den erledigten Thron wegen ihrer Verwandtschaft mit dem erloschenen Königshause durch weibliche Abstammung in Anspruch nahmen. Diese Bewerber waren: der eben genannte Infant Ferdinand von Castilien, als Sohn einer

Tochter Peters IV., der Graf von Urgel, und die Herzoge von Calabrien und Gandia. Die beiden Letzteren traten gegen die Ersteren sogleich in den Schatten, zwischen diesen aber schwankte die Wage, denn der günstige Eindruck, den Ferdinands Würdigkeit auf Viele machte, wurde bei Andern durch des Grafen von Urgel Geschenke und Versprechungen aufgewogen. Der gefährlichste Gegner des Grafen war der Erzbischof von Saragossa, der, dem Infanten geneigt, seinen Einfluß aufbot, die Entscheidung des Streits durch einen richterlichen Ausspruch zu bewirken. Diesen würdigen, allgemein geachteten Prälaten ließ der Graf, von dem Glanze der Krone geblendet, verrätherisch überfallen und ermorden. Aber der Frevel, durch den er den Thron zu besteigen hoffte, trug am meisten dazu bei, ihn davon auszuschließen. Denn es wurde bald bekannt, wer der Urheber des Mordes gewesen, und der Abscheu, den die That erregte, raubte ihm viele Anhänger. Endlich kam es dahin, daß auf den ständischen Versammlungen der drei Bestandtheile des Reichs, Aragoniens, Valencia's und Cataloniens, neun durch Einsicht und Rechtskunde ausgezeichneten Männern, dreien aus jedem Lande, aufgegeben ward, die Ansprüche eines jeden Bewerbers zu untersuchen. Nach vielfältiger Prüfung des Rechts und Herkommens und alter Urkunden, entschieden diese endlich, mit einer Mehrheit von sechs, unter großen kirchlichen Feierlichkeiten für den Infanten Ferdinand. Der neue König empfing zu Saragossa die Huldigung der Stände, auch Sicilien und Sardinien erkannten ihn an, so daß er das Aragonische Reich in einem Umfange wie noch keiner seiner Vorgänger beherrschte. Einen Empörungsversuch des Grafen von Urgel dämpfte er mit kräftiger Hand, und um die ganze Christenheit er=

warb er sich das Verdienst, daß er unter den Königen, die noch zur Obedienz des Papstes Benedict XIII. gehörten, der erste war, der diesen halsstarrigen Greis verließ, und demnach zu dem vom Kostnitzer Concil betriebenen Kirchenfrieden wesentlich beitrug.

Aber leider war das Leben dieses trefflichen Fürsten von kurzer Dauer. Er starb schon 1416, und sein Tod war für Aragonien — wo ihm sein uns aus der Italienischen Geschichte bekannter Sohn Alfons V. folgte — nicht so verderblich, als für Castilien. Der junge König dieses Reiches war seinem großen Berufe nicht gewachsen. Durch seine Mutter, welcher Ferdinand die Erziehung hatte überlassen müssen, war er ganz verweichlicht worden. Als er nach dem Tode derselben (1418) sich selbst überlassen blieb, zeigte er nur Empfänglichkeit für die Genüsse, die ihm Jagd und Turnier, Musik und Dichtkunst (in welcher er sich selbst nicht ohne Glück versuchte) gewährten, aber nicht Kraft und Lust zum Wirken im Staat und im Kriege. Auf einen solchen König Einfluß zu gewinnen, mußte bald der Gegenstand ehrgeiziger Bestrebungen werden. Ein junger Mann, Alvaro de Luna, der zur Gewandtheit in Allem was den König anzog, große Kraft des Geistes, Muth und List fügte, hatte schon unter den Kinderspielen sein Herz gewonnen. Johann ernannte ihn zum Connetable des Reiches, und war völlig in seinen Händen. Aber die jüngeren Söhne des verstorbenen Königs von Aragonien, Johann, Heinrich und Sancho, die durch den ererbten Besitz väterlicher Güter mächtige Vasallen des Castilischen Reiches waren, beneideten ihn um diese Stellung. Anfangs benutzte der schlaue Alvaro die Eifersucht, welche die Brüder selbst gegen einander zeigten, seine Macht recht zu befestigen, endlich aber erregte

die Größe seiner Gewalt allgemeine Unzufriedenheit. Die Infanten wurden die Häupter einer Verschwörung, die den Sturz des Günstlings bezweckte und erreichte. Alvaro mußte den Hof und den König verlassen (1427), welcher nun ganz unter dem Einflusse der siegenden Partei stand. Aber so klug wirkte Alvaro von seiner Verbannung aus, und so ungeschickt benutzten seine Gegner ihren Sieg, daß er nach kurzer Zeit, von dem Volke als Schützer ersehnt, im Triumph zurückkehrte. Gegen wiederholte Versuche der Infanten, denen auch jetzt ihr älterer Bruder, der König Alfons von Aragonien, zu Hülfe kam, behauptete er sich fortwährend, wiewol diese beständige Aufmerksamkeit auf das Innere Schuld war, daß er einen großen Sieg, den er bei Cabo de las Ginetas gegen die Mauren erfocht (1431), und der die Zerstörung Granada's hätte nach sich ziehen können *), nicht so benutzte, wie es möglich gewesen wäre. Aber seine ungeheuren Einkünfte, seine völlig unbeschränkte Macht über den König, welche seine Zeitgenossen als die Wirkung einer Zauberei betrachteten, sein Betragen, das den Stolz der Mächtigen oft beleidigen mochte, alles dies vermehrte die Zahl seiner Gegner, und bewog sie zu neuen Versuchen wider ihn. Auch der Sohn des Königs, der Prinz Heinrich von Asturien, oder vielmehr dessen Liebling Pacheco, traten zu dem Bunde gegen ihn. Alvaro unterlag abermals, der König ward ein völliger Gefangener des Infanten Johann (1442); so lange er aber noch des Kö-

*) Mariana setzt den Verlust der Mauren auf 10,000, andere Spanische Schriftsteller gar auf 30,000 Gebliebene. Dazu kamen Thronstreitigkeiten und Parteiungen im Granadischen Reiche selbst; ein Thronbewerber befand sich bei dem Castilischen Heere. Alvaro's Feinde behaupteten, er habe sich von den geschlagenen Mauren bestechen lassen.

nigs Liebe behielt, vernichtete er immer nach kurzer Zeit alle Gewalt seiner Gegner wieder, und kehrte auch diesmal siegreich auf seinen Platz zurück.

Endlich gelang es seinen Feinden, auch dieses Band zu zerreißen und ihn völlig zu stürzen. Eine neue Gemahlin Johanns, eine Portugiesische Prinzessin, war vorzüglich thätig, seinen Untergang herbeizuführen, obgleich ihre Vermählung das Werk des Connetable gewesen war. Des Königs große Liebe zu seinem Günstlinge wurde, wie die Zeitgenossen behauptet haben, durch die noch größere nach seinen Schätzen, den Früchten der königlichen Freigebigkeit, unterdrückt. Das gefährliche Unternehmen, den Mächtigen, der eine eigne Leibwache von zweitausend Mann hatte, gefangen zu nehmen, ward zu Burgos ausgeführt. Der König verrieth den schimpflichen Beweggrund seines Handels, indem er sich gleich nach der Verhaftnehmung des Günstlings mit der größten Eil seiner Schätze bemächtigte; seinen Tod bewirkten seine Gegner durch ein eben so eiliges und zugleich regelloses gerichtliches Verfahren. Auf dem Markte zu Valladolid empfing Alvaro mit großer Würde und Unerschrockenheit den Todesstreich (1453).

Der ein Jahr darauf erfolgende Tod des von Reue, Schmerz und Schaam *) gefolterten Königes ersparte ihm die Schmach und Noth, welche die durch diesen Sieg übermüthig gewordenen Vasallen ihm bereiten wollten; desto stärker empfand sie sein Sohn, Heinrich IV. Eben so schwach und unselbständig wie sein Vater, ergab er sich ebenfalls seinem Lieblinge Pacheco, nunmehrigem Marquis

*) Ganz durchdrungen von der Nichtigkeit seines Lebens, starb er mit den Worten: „Wollte Gott, ich wäre nur der Sohn eines Ritters, oder ein Mönch im Kloster Abrojo gewesen."

von Villena. Aber unwürdiger als Johann, ward er auch noch schimpflicher behandelt, weil ihm dieser Liebling in dem Kampfe des Königthums mit den Mächtigen nicht, wie Alvaro seinem Vater, treu blieb, da freilich auch der eben so wankelmüthige König seine Gunst Anderen, besonders dem Bertrand de la Cueva, schenkte. Die trotzigen Großen verlangten von dem kinderlosen Könige, daß er seinen Bruder Alfons zum Kronerben erklären sollte (1459). Da nun seine zweite Gemahlin bald darauf (1462) eine Tochter gebar, Johanna, so ward die Sache dadurch nur verwickelter, weil man sie nicht für sein Kind halten wollte. Ein gefährlicher und mächtiger Bund der Großen, dem Pacheco und der König von Aragonien beitraten, nöthigte ihn, seine Tochter ihrer Thronrechte, und seinen Liebling Bertrand de la Cueva seiner Ämter zu berauben; ja man schritt endlich zu seiner Absetzung *) und erhob seinen Bruder Alfons zum Könige (1465).

Der plötzliche Tod dieses Fürsten (1468) führte Heinrich IV. auf den Thron zurück, aber nur weil seine männliche Schwester Isabella, der die Mißvergnügten die Krone antrugen, sie ausschlug. Der König versöhnte sich nun wieder mit seinen Gegnern, indem er, mit Übergehung seiner Tochter, diese seine Schwester zur Nachfolgerin erklärte. Pacheco kehrte in die Nähe Heinrichs zurück, und war in einem neuen Zwiste auf der Seite desselben, oder vielmehr der König auf der seinen. Pacheco wollte näm-

*) Die Großen verfuhren dabei mit einer recht ausgesuchten Beschimpfung des Königs. Sie stellten eine ihn vorstellende Figur mit allen Zeichen der königlichen Würde geschmückt auf ein großes im freien Felde bei Avila errichtetes Schaugerüst, ließen dann Heinrichs Vergehen öffentlich vorlesen, nahmen der Figur dabei allmählig Krone, Scepter und den übrigen Schmuck, und stießen sie endlich unter großen Schmähungen vom Gerüst herunter.

lich die Prinzessin Isabella mit einem Portugiesischen Infanten vermählt wissen, wogegen der Erzbischof von Toledo eine Verbindung mit dem Aragonischen Königssohne Ferdinand betrieb.

Johann II., König von Aragonien, den wir schon als Gegner Alvaro's de Luna kennen gelernt haben, war der Nachfolger seines Bruders Alfons V. in diesem Reiche und in Sicilien; daß Neapel an Ferdinand, einen natürlichen Sohn Alfonsens, gekommen war, ist schon erwähnt. Johann hatte von seiner ersten Gemahlin Blanca (einer Enkelin Karls des Bösen), die Erbin von Navarra war, einen Sohn Karl, Herzog von Viana, der nach dem Tode der Mutter in ihrem Erbreiche folgen sollte. Darüber entstand späterhin Zwist zwischen Vater und Sohn; Johann ging so weit, daß er diesen, zu Gunsten des vorhin genannten Ferdinand (den er in einer zweiten Ehe erzeugt hatte) enterben wollte. Aber die Stände erklärten sich dagegen, und die Catalonier ergriffen für den Prinzen Karl die Waffen. Johann mußte nachgeben, aber Karl starb schon 1461. Die Catalonier wollten seinen Tod, den sie als das Werk seiner Stiefmutter ansahen, rächen; sie begannen daher Krieg gegen die Königin und ihren Sohn Ferdinand, der sich trotz seiner Jugend an die Spitze seiner Partei stellte, da sein Vater alt und blind war.

Unter diesen Umständen ward die Vermählung mit Isabellen eingeleitet. Da Alles hier auf Schnelligkeit und Benutzung der günstigen Gelegenheit ankam, so eilte Ferdinand, trotz des bedenklichen und wichtigen Krieges in Catalonien, nach Valladolid; hier fand er auch Isabella, welche sich, aus Furcht von Pacheco aufgehalten zu werden, von Ocaña dorthin geflüchtet hatte. Beide feierten nun ihre Vermählung (1469), und benachrichtigten als-

dann erst den König Heinrich und seinen Günstling Pacheco von diesem Schritte. Diese wünschten nun nichts eifriger, als die Neuvermählten aus Castilien zu vertreiben, und suchten dazu die Dienste der Castilischen Großen zu erkaufen.

Aber über den schlaffen König, die verachtete Königin und den gehaßten Günstling, siegten die schlaue Thätigkeit Ferdinands, die würdige Haltung Isabellens, und das geistliche Ansehn des Erzbischofs von Toledo. Ihr Anhang wuchs täglich. Dies vermochte Heinrich IV., sich mit seiner Schwester auszusöhnen, und zu Segovia führte er das Pferd, worauf Isabella durch die Straßen ritt, zum Zeichen dieser Versöhnung, am Zügel.

Allein Pacheco, der den Verlust seines, zum Theil aus den eingezogenen Gütern der Aragonischen Infanten entstandenen Reichthums fürchtete, hörte nicht auf, die Abneigung des Königs gegen Ferdinand und Isabellen aufzuregen, und wiewol er um diese Zeit starb, so war es noch die Folge seiner Rathschläge, daß Heinrich auf dem Sterbebette (1474) seine Tochter Johanna für seine Nachfolgerin erklärte. Doch sein letzter Wille war so kraftlos, wie sein ganzes Leben gewesen war, und Alfons V., König von Portugal, suchte vergeblich die Rechte der Johanna, mit der er sich verlobte, zu verfechten. Isabella behauptete den Thron von Castilien, und in Aragonien, wo Johann die Catalonier bezwungen hatte, folgte nach dem Tode desselben (1479) Ferdinand als König. So war durch die Ehe dieser Herrscher der Grund zur Vereinigung der beiden Reiche zu einem Ganzen gelegt, aus welcher der große und glänzende Antheil hervorging, den die Spanier nun an den Welthändeln nahmen, wie der folgende Band lehren wird.

Für das Portugiesische Volk begann unter der Regierung Johanns des Unächten eine Epoche des Glanzes und Ruhmes. Johann ging nach Africa hinüber, und entriß den Mauren Ceuta; unter der Leitung eines seiner Söhne, des Infanten Heinrich, welcher in der Geschichte den Beinamen des Seefahrers führt, begannen die höchst folgenreichen Entdeckungen der Portugiesen im Weltmeere und an der Africanischen Küste, von welchen im folgenden Bande, im Zusammenhange mit dem Fortgange derselben, die Rede seyn wird. Nach einer acht und vierzigjährigen Regierung starb Johann, und hinterließ den Thron seinem Sohne Eduard I. (1433—1438). Dieser wollte die Eroberungen in Africa fortsetzen, und schickte ein Heer unter der Anführung seiner Brüder Ferdinand und Heinrich zur Eroberung von Tanger ab. Aber die Portugiesen waren unglücklich, erhielten nur gegen das Versprechen, Ceuta zurückzugeben, freien Abzug, und mußten den Infanten Ferdinand als Geisel zurücklassen. Ceuta wurde nicht geräumt, und Ferdinand starb darüber in harter Gefangenschaft*). Eduards Sohn und Nachfolger Alfons V. war glücklicher, und eroberte 1471 Tanger. Daß es ihm mit der Erwerbung Castiliens nicht gelingen wollte, ist schon bemerkt. Er starb 1481 an der Pest, woran auch sein Vater und Großvater gestorben waren.

*) Dieses tragische Schicksal Ferdinands, der nachher heilig gesprochen wurde, hat dem Spanischen Dichter Calderon den Stoff zu seinem berühmten Trauerspiel „der standhafte Prinz" gegeben.

72. Preußen.

Der Staat der Deutschen Ordensritter in Preußen, den wir erst am Ende der vorigen Periode haben ins Leben treten sehen (Th. V. S. 162), durchlief in dem gegenwärtigen schnell seine Bahn, und sah eine Zeit hoher, herrlicher Blüthe, die aber nach kurzer Dauer in tiefen, bejammernswerthen Verfall überging.

Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts war Preußen so entschieden die wichtigste Besitzung des Ordens geworden, daß die Hochmeister zu der Überzeugung kommen mußten, ihr Sitz, den sie nach dem Verluste des heiligen Landes für einige Zeit in Venedig aufgeschlagen hatten, gehöre dorthin. Der Gedanke fand anfangs bei den Ordensgebietigern in Preußen, deren Wirksamkeit und Stellung durch die Anwesenheit des Hochmeisters verringert werden mußten, Widerspruch, und es entstand darüber eine Spaltung im Orden. Als aber der um diese Zeit erfolgte schreckliche Untergang des Tempelherrenordens die Gemüther mit einer bangen Ahnung von dem erfüllte, was auch ihnen ohne genügende Mittel zum Widerstande und ohne innere Einigkeit wol bevorstehen könne, fühlten sie das Bedürfniß ihre Kräfte zu concentriren. Ohne Hinderniß verlegte nun der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen im Jahre 1309 seinen Sitz nach Preußen und zwar nach der Marienburg. Diese war schon 1274 an einem trefflich gelegenen Orte angelegt worden, jetzt erhoben sich neben dem Comthurhause noch zwei andere Burgen, deren mittlere als des Hochmeisters Fürstliche Hofburg an Pracht, Kunst und Erhabenheit alle Ordenshäuser des Landes schon bei ihrem Aufbau bei wei-

ten übertraf*). Der Ordenssenat in Preußen erhielt von diesem Augenblicke an erst seine rechte Bedeutung, wo das Haupt und die wichtigsten Glieder nicht mehr getrennt lebten, wo der innige Zusammenhang zwischen beiden die Wirksamkeit des Ganzen erst recht lebendig und kräftig machte. Die Regierung durch den Orden gewährte, so lange der Geist, in dem er gestiftet war, in ihm lebte, eigenthümliche Vortheile. Durch den strengen Gehorsam, welchen das Ordensgelübde dem Ritter gegen den Meister auferlegte, war dieser in den Stand gesetzt schnell und nachdrücklich zu handeln. Das Generalcapitel, dem er verantwortlich war, hemmte seine Schritte nicht, wenn er das Gute und Rechte wollte und es auszuführen verstand. Als dieses Verhältniß sich änderte, trat auch der Verfall des Ordens unaufhaltsam ein.

Die Beschuldigungen von Selbstsucht, Grausamkeit, Tyrannei und Habsucht, welche dem Orden häufig gemacht worden sind, finden für die Zeit seines bessern Daseyns die eindringlichste Widerlegung durch den herrlichen Zustand, dessen sich das Land erfreute, wie er wahrlich nicht das Ergebniß einer despotischen Regierung seyn kann, am wenigsten, wenn der Staat in allen seinen Verhältnissen eine junge Schöpfung dieser Regierung ist. Während des vierzehnten Jahrhunderts, der schönen und glücklichen Zeit des Ordens in Preußen, herrschte im Lande

*) Es haben sich von dieser berühmten Burg noch sehr bedeutende Überreste erhalten, an welchen die Kenner den trefflichen Stil der Baukunst bewundern. Durch die Sorglosigkeit und den Mangel an Sinn späterer Zeiten ging dieses erhabene Denkmal schon der völligen Zerstörung entgegen, als es in unseren Tagen noch zu rechter Zeit gerettet und für seine Erhaltung besonders durch die Mitwirkung und Unterstützung eines edlen Fürsten auf würdige Weise gesorgt worden ist.

großer und allgemeiner Wohlstand, blühten Ackerbau, Gewerbe und Handel. Schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurden die, weite Strecken einnehmenden, Sümpfe an der Nogat und Weichsel mit unbeschreiblicher Mühe durch einen bewundernswürdigen Dammbau ausgetrocknet, und der so gewonnene Boden durch Anpflanzer und Bearbeiter in den fruchtbarsten von ganz Preußen verwandelt. Welche Hülfsmittel müssen den Regierern und Regierten zu Gebote gestanden, mit welcher Einsicht müssen sie sie benutzt haben, wenn sie im Stande waren, in wenigen Menschenaltern mehr als funfzig Städte, mehrere tausend Kirchen und Klöster zu erbauen! Die wichtigsten Handelsstädte des Landes, Danzig, Thorn, Elbing, Braunsberg, Kulm, Königsberg, waren Glieder des Hanseatischen Bundes und nahmen an allen Vortheilen und dem großen Ansehn desselben Theil. Preußen war damals wol der einzige Staat in Europa, wo kein Faustrecht galt, wo Beleidigungen nicht durch eigenmächtige Thaten gerächt wurden, sondern Prälaten, Adel und Städte ihre Streitigkeiten vor die Regierung brachten, die Kraft genug besaß, ihr höchstes Ansehn geltend zu machen. Wie das vierzehnte Jahrhundert überhaupt die Periode der Kraft und des Gedeihens für den Ordensstaat ist, so ist in diesem wiederum die Zeit des trefflichen Meisters Winrich von Kniprode (1351—1382) die der schönsten Entfaltung dieser Blüthe, die goldne Zeit der Deutschen Ritter in Preußen. Alle Künste des Friedens gediehen, auch geistige Bildung und Gelehrsamkeit blieben nicht zurück.

Als Beherrscher eines Deutschen, mitten unter Slavischen, zum Theil sogar noch heidnischen, Völkern gelegenen Staates mußten die Ritter, um sich zu befestigen, nach Ausbreitung ihrer Macht und Erweiterung ihrer

Grenzen streben. Dies gelang ihnen besonders durch den Ankauf von Pommerellen, Esthland und späterhin der Neumark, so daß die Herrschaft des Ordens sich in den Zeiten ihrer größten Ausdehnung von der Oder bis an den Finnischen Meerbusen erstreckte. Es schien die Bestimmung des Ordens zu seyn, dieses große Küstenland mit fortschreitender, für seine Selbständigkeit nothwendiger Ausbreitung auf immer bei Deutscher Bildung und Deutscher Oberherrschaft festzuhalten, und die Slavenvölker so auf das Binnenland zu beschränken, daß von ihren Angriffen nichts zu befürchten stehe. Wäre den Rittern dieses in seinem ganzen Umfange gelungen, so würde der Osten Europa's eine andere Geschichte haben. Aber ihre Kräfte, welche der Aufgabe schon vom Anfang an kaum gewachsen gewesen, waren, als sie ungleich schwieriger geworden, am meisten freilich durch eigene Schuld, geschwächt und zerrüttet. Schon um das 1310 erworbene Pommerellen hatte der Orden mit Polen, welches Ansprüche darauf zu haben behauptete, Krieg zu bestehen, indeß leistete Kasimir der Große im Frieden zu Kalisch (1343) Verzicht darauf. Aber die Bezwingung Lithauens, die dem Orden für die feste und sichre Verbindung von Preußen mit Kurland und Livland durchaus nöthig, auch, so lange die Lithauer noch im Heidenthum verharrten, im Sinne seiner Stiftung und Bestimmung Pflicht war, gelang ihm nie. Die Lithauer, ein rohes, streitbares, treuloses Volk, bewohnten ein Land voll undurchdringlicher Wälder und Sümpfe, welches die Angriffe eben so schwierig als gefährlich machte; von den Polen und Russen, welche vor der Vergrößerung des Ordens zitterten, wurden sie bereitwillig unterstützt. Während des vierzehnten Jahrhunderts dauerte der verheerende, von beiden Seiten mit

außerordentlicher Erbitterung geführte Krieg zwischen dem Orden und den Lithauern fast unaufhörlich fort, nur selten ward er durch Waffenstillstände unterbrochen. Seit Jagello mit seinem Volke zum Christenthum übergetreten war, hatte der Kampf aufgehört, Glaubenssache zu seyn, wodurch der Orden des Zuzuges von Deutschen Kreuzfahrern entbehrte. Schlimmer war, daß der ränkevolle, schlaue Jagello zugleich den Polnischen Thron bestieg (oben Abschn. 47.), und der Vortheil beider Völker nun enger verknüpft wurde. Auch hatte Jagello den Polen bei seiner Wahl versprochen, Kulm und Pommerellen wieder an das Reich zu bringen. Zwar erwarb der Orden in dieser Zeit noch Samogitien, und ein 1404 mit Jagello geschlossener Friede bestätigte ihn im Besitz desselben; aber ein bald darauf von Neuem ausbrechender Kampf, den der kriegerische Hochmeister Ulrich von Jungingen nicht vermied, wurde die große Schicksalswende für den Orden. Mit einem Heere von 142,000 Polen, Lithauern und Tataren und 21,000 Böhmischen und Deutschen Söldnern fiel Jagello in Preußen ein, Ulrich rückte ihm mit 83,000 Streitern entgegen. Am 15. Julius 1410 geschah bei Tannenberg die verhängnißvolle Schlacht. Schon hatten sich die Lithauer, die den Angriff ihrer Gegner nicht zu ertragen vermochten, in wilde Flucht gestürzt, als die unbesonnene Hitze, mit welcher die Ordensschaaren die Flüchtigen verfolgten, sie um alle Früchte der errungenen Vortheile brachte. Die Polen gewannen einen zwar durch sechzigtausend Gebliebene erkauften, aber höchst vollständigen Sieg, welcher die Macht des Ordens plötzlich von ihrer Höhe in einen Abgrund stürzte, aus dem sie sich nie wieder bis zu der früher behaupteten Stufe emporrichten konnte. Vierzigtausend seines Heeres lagen er-

schlagen, unter ihnen der Hochmeister selbst und sechshundert Ritter. Von diesen waren wenig mehr als Greise und Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachsen, übrig. Viele glaubten des Ordens letzte Stunde gekommen, Angst und Besinnungslosigkeit stiegen so hoch, die Treue wankte so sehr, daß Burgen und Städte, Ritter und Bürger sich dem Feinde ohne Widerstand ergaben.

In der That wären die Früchte dieses Sieges für Polen schon damals weit größer gewesen, wenn Jagello ihn schneller und kräftiger benutzt, und wenn nicht unter die Erschreckten und Verzweifelten ein Held getreten wäre, der mit ungebrochenem Mannesmuth und kühner Seele es auch jetzt noch unternahm, das Haupthaus wider den stolzen Feind, der schon mehr als die Hälfte aller Städte und Schlösser in seiner Gewalt hatte, zu vertheidigen und so dem Orden das Herz seines Daseyns, aus dem wieder frische Kraft in die Glieder strömen könne, zu erhalten. Es war dies Heinrich Reuß von Plauen, Comthur von Schwetz, dem Ulrich von Jungingen die Hut Pommerellens anvertraut hatte, und der sich nun mit weniger Mannschaft in Marienburg warf, wo er sogleich zum Statthalter des Hochmeisters erwählt ward. Zum Glück kamen des Polenkönigs erste Schaaren erst am zehnten Tage nach der Schlacht vor der Feste an, so lange hatte das Heer auf dem Wahlplatze bei der Plünderung, auf dem Weiterzuge bei der Eroberung einzelner Städte und Burgen verweilt *). Während nun in der Nähe und Ferne brennende Dörfer die furchtbare Spur der verheerenden Lithauischen und Tatarischen Horden bezeichneten, während Verrath im Lande den belagernden Feind mit

*) Voigt, Geschichte Marienburgs, S. 270.

Zufuhren von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen unterstützte, leitete der Statthalter die Vertheidigung der Marienburg so tapfer und einsichtsvoll, daß der Feind ihm keinen Vortheil abzugewinnen vermochte. Die Anträge, die Heinrich machte, gegen bedeutende Aufopferungen den Frieden zu erhalten, wurden schnöde verworfen, bald aber fand Jagello Ursache, diesen Übermuth zu bereuen. Sein Volk erlitt in den täglichen Gefechten großen Verlust, gefährliche Seuchen, durch schlechte Nahrung und die drückende Hitze erzeugt, brachten noch größern hervor. Mit diesen immer wachsenden Übeln kämpfte Jagello, als er Nachrichten erhielt, daß sich von der einen Seite her der Marschall von Livland mit einem starken Heere, von der andern Söldnerhaufen aus der Mark und Pommern nahten, endlich auch, daß die Ungern in Polen eingebrochen seyen, denn König Siegmund hatte dem bedrängten Orden Hülfe zugesagt. Nichts blieb dem Könige übrig als die Belagerung, nachdem sie zwei Monate gedauert, aufzuheben und mit bitterm Unmuth über die getäuschte Hoffnung im Herzen zurück in sein Land zu ziehen. Bis auf wenige Burgen wurden den Feinden ihre Eroberungen sofort wieder abgenommen, und bald darauf Heinrich von Plauen durch einstimmige Wahl zum Meister des Ordens ernannt, den er durch seinen Muth und Geist vom Untergang gerettet hatte. Im folgenden Jahre kam ein Friede mit Polen zu Stande, in welchem der Orden nur Samogitien und noch eine andere, unbedeutende Provinz verlor.

Aber die Heilung der tausend Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen, blieb eine Aufgabe, deren Lösung unendlich größeren Schwierigkeiten als die Stiftung des äußern Friedens unterlag. Die Häuser des Landmanns

waren niedergebrannt, sein Vieh geraubt, das städtische Gewerbe gehemmt. Der Staatshaushalt war völlig zerrüttet und die Verlegenheit um so dringender, weil dem Könige von Polen vertragsmäßig eine bedeutende Summe gezahlt werden mußte, auch Ungern und Böhmen Forderungen machten, und zahlreiche Söldnerführer ihren Lohn verlangten. Und der Orden selbst war keinesweges mehr der alte. Die Bande des Gehorsams waren erschlafft, die Strenge der Sitten, die Demuth verschwunden; Hochmuth, Zwietracht und Trotz rissen unter den Rittern mehr und mehr ein und untergruben den Grund, auf den das ganze Ordenswesen gebaut war. Heinrich sah sich genöthigt durchzugreifen, zu strafen, dem Hang zum Wohlleben und zur Bequemlichkeit, dem sich die Ritter ergaben, mit Ernst entgegen zu wirken. Die wachsende Geldnoth nöthigte ihn, die Kirchengefäße einzuschmelzen, von den Ordensgebietigern Alles was von Werth noch entbehrlich war, einzufordern, von dem Adel die früher vorgestreckten Gelder einzutreiben und dem Lande eine Schatzung aufzuerlegen. Aber diese Maaßregeln erzeugten im ganzen Lande Unzufriedenheit, und in Verbindung mit jener Strenge zur Wiederherstellung der alten Zucht bei den Ordensrittern einen Haß gegen den Meister, welchem er endlich erlag. Sein durch die Umstände gebotenes oft rasches und entschiedenes Verfahren gab Anlaß ihn des Strebens nach Eigenmacht und der Willkühr anzuklagen, seine Duldsamkeit gegen Wiklefiten und Hussiten ihm Ketzerei zur Last zu legen. Damit meinten seine Feinde das Absetzungsurtheil, welches sie 1413 über ihn aussprachen, gerechtfertigt. Er wurde erst als Comthur nach Engelsberg gesandt, da man ihn aber hier noch nicht tief genug erniedrigt glaubte, war der heimlicher Einverständnisse mit dem

Polenkönige beschuldigt und mußte den Rest seines Lebens in einsamer Haft zubringen.

Dieser schnöde Undank gegen den Retter des ganzen Staates zeigt deutlich, daß der Orden seinen Fall verdiente, daß in der Mehrheit seiner Glieder die Gesinnung nicht mehr lebte, aus der allein eine dauernde Wiederherstellung der frühern Macht hätte hervorgehen können. Zwietracht und Parteiung herrschten in seinem Innern, genährt besonders durch den Beifall, welchen viele Ritter den Lehren der Hussiten über Kirche und Priesterthum schenkten, und darum von den Anhängern des alten Glaubens hart angefeindet wurden. Bald begannen die Kämpfe mit Polen wieder, und zur Abhülfe des noch herrschenden Elends im Lande konnte nichts geschehen. Der Schatz war erschöpft und doch mußten stets Söldner gehalten und bezahlt werden, denn auch zur Besetzung der Burgen reichte die Zahl der Ritter nicht mehr hin. Ihre Blüthe war bei Tannenberg erschlagen, der Ersatz war um so schwieriger, weil die Zeit des lockenden Reizes geistlich-ritterlicher Vereine vorüber war. Und in diesen Tagen der Noth um Männer rafften noch furchtbare Seuchen eine große Zahl der Ordensbrüder hin. So viel Noth und Jammer im Lande steigerten den Mißmuth der Bewohner, die schweren Schatzungen die Unzufriedenheit mit der Herrschaft des Ordens, der des Verderbens in seinem Innern wegen weder so geachtet noch so gefürchtet wurde, als früher. In den Ständen trat der Gedanke, daß ihnen Vertretung und Antheil an der Regierung eben so sehr gebührten als dem Ganzen nöthig wären, immer lebhafter hervor. Der Hochmeister Paul von Rußdorf kam ihnen entgegen, er glaubte das Land mit dem Orden durch eine Einrichtung, welche jenem Verlangen entsprach,

oder doch zu entsprechen schien, am sichersten zu versöhnen. Es wurde daher 1430 ein großer Landesrath eingesetzt, der außer dem Hochmeister und sechs seiner Gebietiger aus sechs Prälaten, sechs Landesrittern und sechs Bürgern aus den Städten bestand. Aber das Volk fühlte sich durch diese Gewährung, die den Ständen keine sichere und bestimmte Wirksamkeit darbot, nicht erleichtert, vielmehr stieg die Unzufriedenheit über den Druck des Ordens immer höher. Wegen einiger Zölle entstanden mit den Städten Streitigkeiten, welche die Erbitterung nährten; besonders war die bedeutende und einflußreiche Stadt Danzig aufgebracht, daß die Ritter, der Ordensregel zuwider, selbst Handel trieben und ihr dadurch Abbruch thaten. Die Gesuche um Abstellung der Beschwerden wurden immer dringender. Zur Berathung über diese wichtigen Puncte hielt der Hochmeister 1440 ein Capitel, in welchem aber über die Frage, ob man dem drohenden Übel durch Strenge oder durch Nachgiebigkeit zuvorkommen solle, eine so heftige Spaltung entstand, und so wilde Zwietracht tobte, daß der Meister, um sein Leben zu retten, nach Danzig floh. Da traten denn die Landesritter und die Bürgermeister der Städte aus eigener Macht zu einer Tagfahrt in Marienwerder zusammen und schlossen zum Schutze ihrer Freiheit und zur Abhülfe ihrer Beschwerden einen Bund, der Preußische genannt, welchen der Meister genehmigen mußte. Sein Nachfolger Konrad von Erlichshausen (1441—1449) bemühte sich durch Mäßigung, kluges Nachgeben und Festigkeit des Willens in gerechten Dingen die aufgereizten Gemüther zu beruhigen und den Geist der Unruhe und Unzufriedenheit zu beschwören. Er erwarb sich in der That bei den Ständen Liebe und Vertrauen, er gewann die Bundeshäupter vorzüglich

aus den Landesrittern wieder mehr und brachte zwischen diesen und den Städten eine gewisse den Absichten des Ordens sehr förderliche Spaltung zuwege. So hätte wol der Bund in sich zerfallen mögen, aber das trotzige und übermüthige Benehmen der Ordensbrüder verdarb Alles wieder. Als die Ritterschaft und die Städte hierin die fortdauernden feindseligen Gesinnungen des Ordens wider sie erkannten, zogen sie das locker gewordene Band ihrer Einigung wieder enger zusammen.

Der Tod des trefflichen Konrad entschied für die Befestigung und Erweiterung des Bundes noch mehr. Denn sein Nachfolger Ludwig von Erlichshausen, ein leidenschaftlicher, harter, und doch schwankender und schwacher Mann, der ganz von fremden Einflüssen abhing, gab dem unweisen, die Umwandelung der Verhältnisse und ihre unabweisbaren Forderungen völlig verkennenden, Rathe Gehör, die Bahn seines Vorgängers zu verlassen und den Bund gewaltsam zu zerstören. Aber die Anstalten dazu belebten den Willen und erhöhten die Kräfte der Bedrohten. Die Glieder eines schon viel früher entstandenen Rittervereins, der Eidechsen-Gesellschaft, griffen jetzt besonders thätig ein *); Hans von Baisen, ein erfahrner, tapfrer und weltkluger Mann, bisher Mitglied des engern Raths des Hochmeisters, und als solcher mit allen Verhältnissen des Ordens und den Gesinnungen der Gebietiger genau bekannt, trat zum Bunde über und bald an die Spitze desselben. Mit Polen wurden geheime Einverständnisse angeknüpft. Indeß war der Streit an den Kaiser gebracht worden, und Friedrich III. entschied 1453, daß der Bund widerrechtlich geschlossen sey und sich auf-

*) Voigt, Geschichte der Eidechsen-Gesellschaft. S. 59.

lösen solle. Aber dies Kaiserwort verhallte ohnmächtig, und die nächste Folge desselben war eine Gesandtschaft des Bundes an den König Kasimir III. von Polen des Inhalts, daß die Lande und Städte Preußens ihn zu ihrem Herrn erkohren hätten. Kasimir nahm das Erbieten an, und sicherte dem Bunde seinen Schutz zu, worauf dieser im Anfange des nächsten Jahres dem Meister und seinem Orden Gehorsam und Treue aufkündigte. Der Krieg begann sofort, mit großen Erfolgen des Bundes; bald zog auch König Kasimir mit mächtigen Heerschaaren ins Ordensland, und suchte mit mancherlei lockenden Verheißungen von großen Privilegien und Freiheiten, die nachmals vielfach gebrochen und verletzt wurden, das Land zum Beharren beim Abfall vom Orden zu ermuntern. Dreizehn Jahre währte der heftige, höchst verwüstende Kampf, an deren Ende der Orden so gänzlich erschöpft war, daß er in dem am 19. October 1466 zu Thorn geschlossenen Frieden Bedingungen eingehen mußte, die ihm seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit raubten und zu fortwährender kläglicher Ohnmacht verdammten. Denn Pommerellen, Kulm, Michelau, die Städte und Gebiete von Marienburg, Stum, Christburg und Elbing, so wie das Bisthum Ermland wurden gänzlich mit Polen vereinigt, den Rest von Preußen behielt der Orden, aber unter Polnischer Oberhoheit, der Hochmeister, der nach der schmählichen Abtretung des einst so glanzvollen Haupthauses Marienburg seinen Sitz nach Königsberg verlegte, mußte fortan dem Könige von Polen als seinem Lahnsherrn huldigen. Die Zerstörung, die der Krieg in Preußen hervorgebracht, war unermeßlich. Vor dem Anfange desselben zählte das Land 21,000 Dörfer, nach dem Friedensschlusse nur noch 3013; in den Städten war die Bevölkerung au-

ßerordentlich zusammengeschmolzen. Und doch hätten diese Wunden, wie schwer und tief sie waren, geheilt werden, die Kraft und Blüthe des Landes hätten aus seinem Boden und der bequemen Lage zum Handel wieder emporsteigen mögen, wenn die tieferen Schäden nicht gewesen wären, die Trennung des seiner Natur nach Zusammengehörenden, das Eindrängen einer fremden Nationalität, die Abhängigkeit von einem fremden Herrscher. An diesen Übeln krankte Preußen und sein Glanz ging unter für Jahrhunderte, bis ein durch Sprache, Sitten und Gefühlsweise dem Volke verwandtes Herrschergeschlecht ihn wieder hervorrief und Land und Volk zu neuem Leben erweckte.

---

73. Die Skandinavischen Reiche.

Dänemark wurde aus dem Zustande der Zerstückelung und Ohnmacht, in welchem wir es verlassen haben (Th. V. S. 270.), durch Waldemar III. (1340 — 1375) gerissen. Als dieser König (der von dem Sprichworte „Morgen ist wieder ein Tag" das er im Munde führte, den Beinamen Atterdag erhalten hat) die Regierung antrat, war das Reich unter sechs Besitzer getheilt, und sein Antheil so klein, daß der Ertrag desselben kaum zu seinem Unterhalte hinreichte. Aber mit unermüdeter, ununterbrochener Thätigkeit erreichte er endlich seinen Zweck, das Ganze und in dem Ganzen Friede und Ordnung wiederherzustellen, trotz allen Schwierigkeiten, welche ihm innere und äußere Feinde entgegensetzten.

Zu den inneren Feinden gehörte der mächtige Adel, welcher eine strenge Regierung, die seine großen Vorrechte

beschränkte, nicht dulden wollte. Waldemar wußte sich aber mit Kraft und Klugheit gegen mehrere Empörungen zu behaupten. Der äußeren Feinde waren viele; die Hanse, die Schweden, die Herzoge von Mecklenburg und die Grafen von Holstein, welche ihre Kräfte vereinigten, um die neu erstandene Macht Dänemarks wieder zu stürzen. Die Hanse fürchtete durch das Emporkommen derselben ihr großes Handelsübergewicht im Norden zu verlieren; Schweden wollte Schonen, Halland und Bleckingen wiedergewinnen. Diese Länder, obgleich von der Natur für Schweden bestimmt, waren früh schon ein Besitzthum des Dänischen Reichs gewesen, hatten sich aber in der Zeit der Auflösung desselben in Schwedischen Schutz begeben; dann hatte Waldemar die Noth des von inneren Unruhen bedrängten Königs Magnus Smek von Schweden zur Wiedererlangung jener Provinzen benutzt. Die Unzufriedenheit mit ihrem Könige erreichte hier auch bei den Schweden einen solchen Grad, daß sie ihn absetzten (1363), und seinen Schwestersohn, den Herzog Albrecht von Mecklenburg auf den Thron riefen, der sich nun zur Wiedergewinnung jener Provinzen mit den übrigen Feinden Dänemarks verband. Allein Waldemar unterlag Keinem, außer der Hanse*). Von dieser mußte er sich den Frieden durch Bestätigung ihrer Handelsrechte, ja durch die Einräumung von Schonen auf funfzehn Jahre erkaufen (1370). So gebieterisch herrschten diese Deutschen Städte durch ihren Reichthum und ihre Seemacht, daß sie sogar, als Waldemar ohne Hinterlassung männlicher Erben starb, eine

*) Wiewol er sie am meisten zu verachten schien. Denn als sieben und siebzig Städte der Hanse ihm ihre Fehdebriefe zuschickten, sagte er: Seven und seventig Hänse und seven und seventig Gänse, bieten mi nich de Gänse, so frag ik en Schit na de Hänse.

Stimme bei der Königswahl zu haben verlangten. Indeß bewirkte Margaretha, die Tochter Waldemars und Gemahlin Hakons VIII., Königs von Norwegen, eine Frau von großem Geiste, daß ihr kaum fünfjähriger Sohn Olaf mehreren anderen Bewerbern vorgezogen und zum Könige erwählt ward, und daß sie sowol in Dänemark als auch nach dem Tode ihres Gemahls (1380) in Norwegen die vormundschaftliche Regierung führte. Ja da auch ihr Sohn sehr früh starb (1387), ward sie in beiden Ländern, wiewol noch nie ein Beispiel der Art gewesen, als Königin erkannt.

Da Margarethens verstorbener Gemahl Hakon ein Sohn des Königs Magnus Smek*), des letzten Folkungers auf dem Schwedischen Thron gewesen, und die Hoffnung das verlorene Reich wiederzuerlangen von den Seinen nicht aufgegeben war, so erwachte in Margarethen der Gedanke, auch Schwedens Krone zu erringen, welche ohnehin auf dem Haupte Albrechts schwankte. Durch Geldforderungen und Begünstigung der Deutschen hatte er eine große Partei gegen sich aufgeregt, welche den geheimen Wünschen der Königin Margaretha entgegen kam. Von dieser unterstützt, wagte sie 1388 aus Halland mit einem Heere in Westgothland einzurücken. Übermüthig verachtete Albrecht diese Feindin, nannte sie spottweise den König Hosenlos, und schickte ihr einen Wetzstein, um ihre Nadeln daran zu schärfen. Aber ihr Heer schlug ihn bei Falköping, und als er nun gefangen vor sie geführt ward, befahl sie, ihm eine hohe Mütze zu bringen, weil er geschworen hatte, eine solche (seine gewöhnliche Kopfbedek-

*) Norwegen, welches er seinem Sohne abtrat, war an ihn nach dem Tode seines Großvaters Hakon VII. (1319) gekommen, mit welchem das alte Norwegische Königshaus erloschen war.

kung) nicht eher aufzusetzen, als bis er Margarethen gedemüthigt haben würde. Indeß war mit diesem Siege noch nicht Alles gewonnen. Die Herzoge von Mecklenburg und einige Hansestädte verfochten des gefangenen Königs Sache; auch war Stockholm noch in den Händen der Deutschen Soldaten und Bürger und ward von den berüchtigten Vitalienbrüdern*) unterstützt. Aber noch ehe diese Verwirrung ganz gelös't war, schritt Margarethe schon zur Ausführung ihres großen Plans, die Vereinigung der Nordischen Reiche dauernd zu bewirken. Nachdem sie jedes der drei Länder bewogen hatte, den Enkel ihrer Schwester, den Herzog Erich von Pommern, als ihren Nachfolger anzuerkennen, versammelte sie die Stände derselben 1397 zu Calmar, ließ dort Erich mit großer Pracht zum König krönen, und bewirkte den Abschluß der berühmten Union, welche von dieser Stadt den Namen führt. Die Skandinavischen Reiche sollten von nun an nur Einen Herrscher haben, den sie bei jeder Thronerledigung mit gemeinschaftlicher Überlegung zunächst aus den Söhnen des verstorbenen Königs zu wählen hätten. Jedes Reich sollte nach seinen eigenthümlichen Gesetzen und mit Zuziehung seiner Reichsräthe regiert werden; im Fall eines Krieges sollten sie verbunden seyn einander mit aller Macht beizustehen. Eine solche Verbindung schien das Ende aller Kriege zwischen den stammverwandten Völkern und dem verbundenen Skandinavien ein künftiges großes Gewicht in Europa zu verheißen, aber diese Hoffnungen blieben unerfüllt; denn was durch den Vertrag

*) Sie führten diesen Namen (von Victualien) weil sie Stockholm mit Lebensmitteln versorgen wollten, und wurden nachher eine furchtbare, selbst von den Hanseaten schwer zu besiegende Räuberrotte.

zu Stande gebracht war, war keine innere Verbindung der Völker, in der das Gefühl ihrer volksthümlichen Besonderheit untergegangen wäre, es war höchstens eine äußere, die vorläufig ein friedliches Verhältniß unter ihnen erzeugte.

Und auch dieses dauerte nur, so lange Margaretha lebte. Nach ihrem Tode (1412) zeigten sich unter der Regierung Erichs bald feindselige Reibungen zwischen Schweden und Dänemark. Das erstere Land fand sich schon dadurch, daß der Hauptsitz des Königs in Dänemark blieb, beleidigt, weil dadurch der Schein einer Abhängigkeit von diesem Reiche erzeugt ward. Erich selbst war ein Mann ohne ausgezeichnete Eigenschaften, und seine verständige Gemahlin Philippa, Tochter des Königs Heinrich IV. von England, die ihm Margaretha als eine weise Rathgeberin zugesellt, riß der Tod früh von seiner Seite. In Schweden brach zuerst unter der Anführung eines gewissen Engelbrecht eine Empörung aus. Man klagte über die Gewaltthätigkeit der Vögte, über die Abgaben, deren Ertrag außer Landes gehe, über die Abwesenheit Erichs, durch welche die Gerechtigkeitspflege gehemmt werde. Es ward daher dem Könige der Gehorsam aufgekündigt, und Engelbrecht zum Oberhaupte des Reiches erwählt (1435). Nachdem Erich einige Zeit versucht hatte, diesen Sturm zu beschwichtigen, ermattete er in seiner Thätigkeit und Anstrengung so sehr, daß er sogar Dänemark freiwillig verließ, um mit seinen Schätzen und einer Geliebten auf der Insel Gothland ungestört leben zu können. Nun kündigten ihm auch die Dänen den Gehorsam auf, und riefen ohne die beiden anderen Reiche erst zu fragen, seiner Schwester Sohn, den Herzog Christoph von Baiern auf ihren Thron (1439). Norwe-

gen schloß sich ihnen an, endlich auch Schweden, weil die eifersüchtigen Großen zuletzt lieber einem Fremden huldigten, als einem Einheimischen, dem Karl Knudson, der nach Engelbrechts gewaltsamer Ermordung Vorsteher des Reichs geworden war, und sichtbar nach dem Throne strebte.

Christoph suchte vor allem die Geistlichkeit, besonders in Schweden, zu gewinnen, weil diese die Union am meisten wünschte und beförderte; und dagegen die Hanseaten, vorzüglich das Haupt derselben, die Stadt Lübeck, zu demüthigen, weil diese die innigere und festere Vereinigung der drei Nordischen Reiche am meisten zu verhindern suchten. Aber sein frühzeitiger Tod (1448) störte die Vollendung seiner Zwecke. Die Schweden wählten jetzt, statt der Union treu zu bleiben, nach vielen Streitigkeiten wirklich den Karl Knudson zu ihrem Könige, während die Dänen und die ihnen zuletzt beistimmenden Norweger dem Grafen Christian von Oldenburg ihre Krone antrugen. Es wurden manche vergebliche Unterhandlungen gepflogen, wobei unter andern vorgeschlagen ward, daß wenn einer der beiden Herrscher sterben würde, sein Land sich dem überlebenden Herrn unterwerfen sollte, um so für die Zukunft wenigstens die Union wieder herbeizuführen. Da indeß Karl in Schweden die Geistlichkeit mit Einziehung einiger ihrer Güter bedrohete, um die Einkünfte der Krone zu vermehren, so nahm dieselbe sogleich eine feindliche Stellung gegen ihn, und der Adel verband sich mit ihr. Der Erzbischof von Upsala, Jöns Bengtson, stand an der Spitze der Mißvergnügten, und kündigte dem Könige Karl den Gehorsam auf. Karl, der durch den Druck der Abgaben auch die Zuneigung des Volks verloren hatte, verließ das Reich und flüchtete nach Danzig (1457.)

Der Erzbischof und die siegende Partei riefen nun den König von Dänemark herbei, und Christian erschien in Stockholm. Er ward als König von Schweden zu Upsala gekrönt, und die Union zwischen den drei Reichen erneuert und bestätigt. Aber diese neue Vereinigung, die nicht aus dem Bedürfniß der Völker, sondern nur aus dem Kampfe der Parteien hervorgegangen war, hatte gleichfalls keinen Bestand. Der König entzweite sich mit dem Erzbischof und setzte ihn gefangen, worauf die ganze Schwedische Geistlichkeit wieder gegen ihn auftrat, und Unterstützung bei den Bauern fand, die den Druck der Abgaben fühlten oder fürchteten. Diese Umstände benutzten die Freunde Karls, ihn zur Rückkehr einzuladen. Er folgte ihrer Aufforderung und erschien in Stockholm (1464).

Christian setzte nun sogleich den gefangenen Erzbischof in Freiheit, da er den Haß desselben gegen Karl kannte. Damit erreichte er den Sturz seines Gegners, denn der Erzbischof brachte Karln bald so ins Gedränge, daß dieser abermals allen Ansprüchen auf die Regierung entsagen und Schweden räumen mußte (1465). Aber die Absicht, sich selbst wieder auf den Schwedischen Thron zu bringen, verfehlte Christian. Der Erzbischof, dessen eigentliche Zwecke unbekannt sind, war wenigstens eben so sehr Christians als Karls Feind, und das Land ward daher von drei Parteien zerrüttet und verwüstet. Aber selbst als der Erzbischof gestorben (1469), und auch der schon früher abermals nach Schweden zurückgekommene Karl ihm im Tode gefolgt war (1470), konnte Christian seinen Zweck nicht durchsetzen. Als er einen neuen Versuch machte, sich mit den Waffen in der Hand den Thron zu erzwingen, erlitt er auf dem Brunkeberg eine blutige Nieder=

lage durch Sten Sture, einen alten Anhänger Karls und jetzigen Reichsverweser (1471).

Christian, der, wenn irgend Einer, durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit gewiß vorzüglich fähig war, die Verbindung der drei Reiche zu gründen und zu behaupten, gab nun seine weiteren Versuche, die Schwedische Krone zu erringen auf, aber nicht seine Hoffnungen. Er ließ fortwährend unterhandeln; ein glänzender Zug, den er damals (1474) durch Deutschland nach Rom antrat, scheint darauf Bezug gehabt zu haben, ja um sich vor der Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen, ließ er sich vom Dänischen Reichsrathe eine Versicherung ausstellen, daß er Alles angewandt habe, um die Trennung zu verhindern.

Er mußte bei seinem Tode (1481) seinem Sohne Johann die Erreichung dieser seiner Hoffnungen überlassen. Die folgende Geschichte wird aber lehren, daß auch jetzt keine dauernde Verbindung entstand. Statt der Vortheile, welche die innere Entwickelung der Nordischen Völker, ihr Handel und ihre äußere Sicherheit, aus dieser Vereinigung hätten ziehen können, erzeugte sich nur störender Krieg und ein immer wachsender eifersüchtiger Volkshaß.

---

74. Rußland.

Das harte, schmachvolle Joch der Mongolen (Th. V. S. 278) lastete noch lange Zeit auf Rußland. Die Fürsten, unter sich uneinig und in steten Fehden wider einander, wurden von den Chanen von Kaptschak völlig wie Unterthanen behandelt. So forderte der Chan Us-

bek (ein unter den Seinen so hochgefeierter Fürst, daß sich sein Volk nach ihm Usbeken nannte) den Großfürsten Michael II. Jaroslawitsch vor sich, weil er von einem erbitterten Feinde der Vergiftung einer Tatarischen Fürstentochter angeklagt worden war, und ließ ihn martervoll hinrichten (1318). Die Ohnmacht, die aus einem solchen Zustande äußerer Abhängigkeit und innerer Spaltung hervorgehen mußte, benutzte der Lithauische Fürst Gedimin. Nach einem Siege über einige verbündete Russische Fürsten eroberte er die alte Hauptstadt Rußlands, Kiew, und den größten Theil des dazu gehörigen Großfürstenthums (1320). Der Herrschersitz des Großfürstenthums Wladimir kam um diese Zeit nach Moskau, welches sich dadurch zur Hauptstadt von ganz Rußland erhob.

Indeß begannen mit Usbeks Tode (1341) blutige Streitigkeiten um die Erbfolge in der Kaptschakischen Horde, welche das Zerfallen ihrer Macht zur Folge hatten, und dadurch die Erlösung Rußlands vorbereiteten. Seine Fürsten wagten schon offenen Kampf wider die Tataren, und ein Sieg, den der Großfürst Dimitrij Iwanowitsch 1380 in der Nähe des Don über den Tatarenfürsten Mamai gewann, der ihm den Beinamen Donsky erwarb, ist als die Morgenröthe des neuen Tages zu betrachten, der für Rußland anzubrechen anfing. Und wiewol ein anderer Chan, Tuktamisch, bald darauf Moskau eroberte, einäscherte, und seine Bürger erschlug oder in die Gefangenschaft führte, so war doch die zur Unabhängigkeit führende Bahn den Russischen Fürsten gewiesen.

Es war der Großfürst Iwan III. Wassiliewitsch, der sie mit Kühnheit und Glück verfolgte, und dem dadurch die Befreiung und Erhebung Rußlands gelang. Vorgearbeitet war ihm durch die allmählige Zusammenschmelzung

vieler ehemaligen Fürstenthümer mit Moskau, indem ihre Gebieter entweder verstorben, oder beraubt, oder rechtlich des Besitzes verlustig erklärt worden waren. Er bestieg den Thron (1462) mit dem Vorsatze, sich Alles, was ihm von Rußland noch nicht gehörte, zu unterwerfen. Nachdem er sich an Kasan versucht, wandte er sich gegen Nowgorod, welches durch seinen Handel zu einer Selbständigkeit gelangt war, gegen welche die vorigen Großfürsten niemals etwas Dauerndes hatten ausrichten können. Es soll Heere von dreißigtausend Reitern ins Feld gestellt haben. Iwan aber schlug die Nowgoroder dennoch, brachte sie zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit, und, als sie nach einigen Jahren Abfall versuchten, zur völligen Unterwerfung (1478). Die Stadt verlor ihre freie Verfassung und Selbständigkeit, Iwan führte die große Glocke von dannen, mit welcher die Bürgerversammlung zusammengeläutet worden war. Späterhin versetzte er über tausend der vornehmsten Nowgorodischen Familien in andere Städte. Nach einem solchen Zuwachse an Macht glaubte er den offenen Kampf mit dem Chan von Kaptschak, dem er noch 1476, aber zum letzten Male, Tribut gezahlt hatte, nicht mehr scheuen zu dürfen. Die Folge des Krieges war, daß die Horde von Kaptschak gänzlich zerstört ward (1480). Auch die Tataren wurden 1487 besiegt und in Abhängigkeit von Rußland gebracht. Die Russischen Theilfürsten, die noch vorhanden waren, konnten nur noch als Unterthanen betrachtet werden. Iwan sah ein, daß die so gegründete Macht und Unabhängigkeit Rußlands nur durch fortwährende Einheit des Staats erhalten werden könne. Daher gab er das Gesetz der Untheilbarkeit und legte sich den Titel Selbstherrscher von ganz Rußland bei. In der That war, mit dem Zuwachs an Macht nach

Außen, der Großfürst auch nach Innen unumschränkter geworden.

Die Cultur Rußlands war noch völlig in der Kindheit, das Volk roh und barbarisch. Das Heer bestand fast nur aus Reitern, welche Bogen, Ärte und Streitkolben führten; die Vornehmen, die in kostbaren Harnischen stolzirten, hatten Wurfspieße, Lanzen und Dolche. Der Anbau des Landes war dürftig, an der Waga und Dwina der Gebrauch des Brotes fast unbekannt. Des Handels hatte sich die Hanse zu bemächtigen gewußt; sie hielt ihn, wie überall im Norden, in engen Fesseln. Künste und Wissenschaften lebten nur in geringen Spuren. Iwan III. war bemüht, das Volk in Kenntnissen den Europäern zu nähern. Er erbat sich vom Kaiser Friedrich III. durch eine Gesandtschaft Erzkundige, Land- und Kriegs-Baumeister, Feuerwerker und Silberarbeiter. Unter den fremden Meistern, die er ins Land zog, wird Aristoteles von Bologna genannt, ein Baumeister und Stückgießer, der in Moskau Gebäude aufführte, Geschütz gießen lehrte und das Münzwesen verbesserte. Die Sitten waren noch so wenig Europäisch, daß das weibliche Geschlecht in orientalischer Herabwürdigung und Abgeschiedenheit gehalten ward. Eine geräumige, ausgeschmückte Wohnung gehörte nicht einmal zum Bedürfnisse der Reichen. Sie lebten in niedrigen, mit Schindel und Stroh gedeckten Blockhäusern, deren Fugen mit Moos verstopft waren, und die Zimmer enthielten kein anderes Geräth, als einfache hölzerne Tische und Bänke; die wenigsten hatten Kamine. Nicht viel schlechter, nur enger und unsaubrer, waren die Rauchstuben des gemeinen Volkes*).

*) Ewers Geschichte der Russen. Th. I. S. 213 fg.

75. Große Erfindungen.

Während der äußerste Osten Europa's noch auf diesen niedrigen Stufen der Cultur verharrte, ging der Westen durch mannichfache Anregungen der Geister, durch den beschleunigten Fortschritt aller Kenntnisse, durch tief greifende Veränderungen im Staatsleben und durch große Erfindungen einer neuen Entwickelung der Bildung und des ganzen geistigen Daseyns der Völker entgegen. Vier solcher großen Erfindungen sind es, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, theils als neu gemachte, theils als früher schon gekannte, aber nun erst ausgebreitete und allgemein angewandte, besonders dazu beigetragen haben, der Europäischen Menschheit eine veränderte Gestalt zu geben, und eine neue Zeit herbeizuführen: der Compaß, das Schießpulver, das Leinenpapier und die Buchdruckerkunst.

Wann die wunderbare Eigenschaft der Magnetnadel nach Norden zu zeigen zuerst beobachtet und auf die Schifffahrt angewandt wurde, ist unbekannt, wie die Geschichte so vieler anderen Entdeckungen in Jahrhunderten, welche um die Kenntniß der Nachwelt von ihren Thaten noch wenig bekümmert waren. Die gewöhnliche Meinung nennt Flavio Gioja (oder, wie er eigentlich hieß, Gisia) von Amalfi im vierzehnten Jahrhundert als Erfinder. Es giebt aber Spuren, die viel weiter zurückführen *). Der Compaß ist es, welcher den Menschen den bisher unzugänglichen Ocean eröffnet und die Entdeckung ferner Erdtheile möglich gemacht hat. Diese großen Wir-

*) Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters Th. I. S. 126 fg.

kungen desselben werden sich uns im folgenden Zeitraum zeigen.

Über die Erfindung des Schießpulvers sind die Meinungen noch verschiedner. Einige behaupten, daß die Europäer die Kenntniß desselben dem Morgenlande verdanken, wo es von Chinesen, Indern und Arabern längst gekannt gewesen sey; Andere bleiben bei der alten, bekannten Erzählung stehen, daß ein Deutscher Franciscanermönch, Berchtold Schwarz zu Freiburg im Breisgau, um 1354 die Erfindung gemacht habe. Wie dem auch sey, es ist gewiß, daß das Schießpulver seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im Kriege gebraucht wird, und sich von der Zeit an immer weiter verbreitet. Anfänglich kannte man nur das grobe Geschütz, aus welchem Steine, erst später eiserne Kugeln geschleudert wurden. Es war damals noch so unförmlich, daß man sich seiner nur zu Belagerungen und Vertheidigungen fester Plätze, nicht aber im freien Felde bedienen konnte. Dann erfand man die kleineren Kanonen, und endlich die Büchsen oder Musketen. Allmählig gewann dadurch die ganze Kriegskunst eine andere Gestalt; jetzt wirkten die Massen weit mehr in ihrer Gesammtheit gegen einander, die Einzelnen konnten sich meistens nur noch in der Anführung auszeichnen, und die persönliche Tapferkeit trat in den Hintergrund. Dies griff wiederum tief ein in die Verhältnisse des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft. Das Ritterthum, ohnehin von keinen romantischen Ideen mehr genährt und getragen, erlosch bald völlig. Die schwer gerüstete Reiterei gab in den Schlachten nicht mehr allein den Ausschlag, und der Adel, welcher dieselbe bildete, verlor dadurch an Macht und Bedeutung. Da die neue Waffe ein vorzüglich geübtes Fußvolk nöthig machte, so wurde

der durch die Erschlaffung des Lehnswesens schon aufgekommene Gebrauch, den Krieg durch Söldner zu führen, immer allgemeiner, und der erste Grund zu den stehenden Heeren gelegt, von welchen wir in den Einrichtungen Karls VII. in Frankreich (oben Abschn. 45.) schon einen Anfang gesehen haben.

Eben so tief als der Gebrauch des Schießpulvers in das Kriegs- und Staatswesen, griff die Erfindung der Buchdruckerkunst in das wissenschaftliche und litterärische Leben ein. Ihr ging die Entstehung der Holzschneidekunst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts voran, welche zuerst auf Verfertigung der Spielkarten, die ursprünglich gemalt worden waren, und der Heiligen-Bilder angewandt wurde. Von den Unterschriften, die man diesen hinzufügte, kam man auf den Gedanken, kleine Bücher in Tafeln von Holz zu schneiden. Aber alle übrigen Mängel eines solchen Bücherdrucks ungerechnet, setzte dies für jedes Blatt eines jeden Buches, wie bei Kupferstichen und Holzschnitten, auch eine besondere, zu nichts anderm taugliche Form voraus. Die Ehre des Gedankens, eine Anzahl einzelner Buchstaben auszuschneiden, sie beliebig zu Wörtern zusammenzusetzen und vermittelst einer Presse abzudrucken, gebührt dem Deutschen Edelmanne Johann Guttenberg, genannt Gänsefleisch, aus dem ritterlichen Geschlechte derer von Sorgenloch (geb. 1397); und sollte die Erfindung auch in einem Nachbarlande gleichzeitig und unabhängig von der Deutschen gemacht seyn*), so

---

*) Nach der Behauptung der Holländer hat nämlich Lorenz Jansson Coster (d. i. Küster) zu Harlem schon etwas früher gleichfalls einzelne Buchstaben zum Behufe des Drucks zusammengefügt. Ein gründlicher Deutscher Forscher, Ebert (im Hermes, XX. S. 63 fg.), erklärt sich gleichfalls dafür, daß dieser Jansson zu einer Zeit, welche wenigstens eben so alt ist als die Guttenbergische Er-

sind es doch Guttenberg und seine Gehülfen, von denen die Ausführung im Großen und die eigentlich fruchtbringende Anwendung jenes Gedankens ausgegangen ist. Guttenbergs Geburtsort war Mainz, doch hielt er sich etwa von 1420 bis 1445 in Strasburg auf. Hier arbeitete er insgeheim an seiner Druckerei, und zog nur einige begüterte Bürger dazu, um von ihnen Unterstützung zu erlangen. Diese Druckversuche gingen indeß anfangs noch nicht über die Holztafeln hinaus, und statt der Druckerschwärze diente erst Dinte, dann Lampenruß; erst später kam Guttenberg auf hölzerne, bewegliche Lettern, und dann auf metallne, die er mühsam aus Blei oder Zinn schnitt. Als er wieder nach Mainz gegangen war, trat er dort mit einem reichen Goldschmiede, Johann Fust oder Faust, in Verbindung, von dem er Geld erhielt. Die Sache nahm nun einen erwünschten Fortgang, aber bald zerfiel Guttenberg mit Faust. Es kam zu einem Rechtshandel, den Guttenberg verlor, und alle seine Lettern und übrigen Geräthschaften wurden dem Faust zum Ersatz für dessen ansehnliche Geldvorschüsse zugesprochen. So wurde der Erfinder ganz verdrängt; Faust schloß einen neuen Verein mit einem andern Gehülfen, Peter Schöffer, der ein fähiger Kopf war und sich lange in Paris als Bücherabschreiber ernährt hatte. Faust war mit ihm so wohl zufrieden, daß er ihn zum Schwiegersohn annahm. Dieser Schöffer ist es auch, der die Kunst eigentlich zur Vollkommenheit gebracht hat, denn er erfand die zu den Lettern

findung ähnliche Versuche gemacht und mehrere Leistungen dieser Art hinterlassen hat. Daß aber eben diese Leistungen keinen Einfluß auf Wissenschaft und Litteratur gehabt, was ja eben die Deutsche Erfindung zu einer großen weltgeschichtlichen Begebenheit macht, gestehen die Holländer selbst zu, und daß Guttenberg aus der Holländischen Quelle geschöpft habe, ist ein Mährchen.

allein taugliche Metall-Mischung, die weder so weich war, daß sie sich schnell abnutzte, noch so hart, daß sie das Papier durchbohrte. Auch die Schriftgießerei und die Firnißschwärze gehören ihm zu. Das erste große Werk, welches aus der Druckerei dieser Männer hervorging, war eine Lateinische Bibel in drei Folianten, wahrscheinlich 1456 vollendet, dann 1457 ein Psalter, wo zuerst Drucker und Jahrszahl genannt sind. Auf dem letzten Blatte sagen nämlich Faust und Schöffer, daß das Buch von ihnen beiden ohne Federzug, durch eine künstliche Erfindung zu drucken und zu zeichnen, zu Stande gebracht sey *). Hier zeigt sich die Kunst schon in so großer Vollendung, daß sie, nach der Meinung Mehrerer, bis auf den heutigen Tag nicht übertroffen worden ist. Faust starb 1466 zu Paris an der Pest, Guttenberg 1468 ohne sich des rühmlichen Lohnes seiner langen Bemühungen erfreut zu haben, ein Schicksal, welches er mit mehr als einem großen Entdecker theilt. Wie sehr übrigens auch Faust und Schöffer ihre Kunst zu verheimlichen suchten, so gelang ihnen das doch nur kurze Zeit. Als 1462 in dem oben (Abschn. 48.) erzählten Kriege der beiden um das Erzbisthum Mainz streitenden Bewerber, Diether und Adolf, der Letztere die Stadt Mainz eroberte, flohen unter mehreren anderen Einwohnern auch Druckergesellen, zerstreuten sich in Deutschland, Italien und Frankreich, und fanden überall gute Aufnahme. Nun bekamen Augsburg, Nürnberg, Rom, Venedig, Florenz und andere Städte in wenigen Jahren eigene Pressen. Die Italiener legten sich mit besonderm Eifer auf die neue Kunst, und wandten sie besonders zur Vervielfältigung der alten Classiker an. Diese

*) Inventione artificiosa imprimendi ac caracterizandi absque calami ulla exaracione sic effigiatus.

schnelle Verbreitung hatte die Buchdruckerkunst besonders dem einleuchtenden Vortheil zu verdanken, daß die Bücher nunmehr ungleich wohlfeiler zu haben waren als in Abschriften, deren Preise natürlich nicht gering seyn konnten. Dazu trug noch eine andere gleichfalls Deutsche, wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhundert gemachte, Erfindung sehr viel bei, die des Leinenpapiers nämlich, ohne welche, bei der Theurung des früher üblichen Pergaments und Baumwollenpapiers, die Preise der gedruckten Bücher noch immer sehr hoch hätten seyn müssen. Wie sehr kamen nun beide Erfindungen einer Zeit zu Statten, wo die Begierde, alte und neue Schriftsteller kennen zu lernen, mit so vieler Stärke erwacht war! Die Leichtigkeit sich mit dem, was Andere gedacht, ersonnen, erfahren und gesammelt hatten, bekannt zu machen, verbreitete den Sinn für Litteratur über eine ungleich größere Zahl von Menschen; die Reden der Denker und Gelehrten wurden nicht mehr bloß in den Hörsälen der Universitäten und den Zellen der Klöster vernommen, sie traten hinaus in die freien Räume des thätigen Lebens, wo sie im nächsten Jahrhunderte eine nicht geahnete Gewalt und Wirksamkeit bewährten.

Register
über den Vierten, Fünften und Sechsten Band.

(Die Römische Zahl bezeichnet den Band, die Arabische die Seitenzahl.)

Leipzig, gedruckt bei Fr. Brockhaus.

